

Seen als Siedlungs-, Wirtschafts- und Verkehrsräume

Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 27, 2009

# Siedlungsforschung

Archäologie - Geschichte - Geographie

Band 27, 2009



Schwerpunktthema:

**Seen als Siedlungs-, Wirtschafts-  
und Verkehrsräume**

Umschlagabbildung:

St. Petersinsel im Bielersee (Schweiz), Aquatinta von Lukas Weber, 1832  
Copyright: schweizerische Nationalbibliothek, Bern 2010

# Siedlungsforschung

Archäologie – Geschichte – Geographie 27, 2009

# Seen als Siedlungs-, Wirtschafts- und Verkehrsräume

Herausgegeben  
von

Hans-Rudolf Egli und Winfried Schenk  
für den

Arbeitskreis  
für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa  
ARKUM e.V.

---

SELBSTVERLAG ARKUM e.V. BONN 2009

---

## HERAUSGEBER

Für den Themenschwerpunkt:

*Prof. Dr. Hans-Rudolf Egli:* Geographisches Institut der Universität Bern  
– Hallerstraße 12, CH-3012 Bern; Feld 34, CH-3045 Meikirch, Email:  
egli@giub.unibe.ch

Für die Zeitschrift Siedlungsforschung:

*Prof. Dr. Winfried Schenk:* Geographisches Institut der Universität Bonn,  
Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn, Tel.:  
02 28 / 73 58 71, Email: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de

## REDAKTION

*Drs. Peter Burggraaff:* Büro für historische Stadt- und Landschaftsforschung  
– % Institut für Integrierte Naturwissenschaften der Universität Koblenz,  
Geographie – Universitätsstraße 1, D-56070 Koblenz, Tel.: 02 61 / 287 22 86,  
Email: burggra@uni-koblenz.de

---

Für die Mitglieder des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung  
in Mitteleuropa ARKUM e.V. ist der Bezugspreis im Jahresbeitrag enthalten  
(Anmeldungen an die Geschäftsstelle: Meckenheimer Allee 166, 53115 Bonn).

Der Nachdruck von Beiträgen ohne Genehmigung von ARKUM e.V. ist auch  
bei Quellenangabe nicht gestattet. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nach-  
drucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung bleiben vor-  
behalten. Der Bezug erfolgt unmittelbar bei der Geschäftsstelle (% Geographi-  
sches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer  
Allee 166, D-53115 Bonn, Tel.: 02 28 / 73 58 71) oder über den Buchhandel.

---

Der Druck dieses Bandes wurde freundlicherweise unterstützt

- von der Akademie der Naturwissenschaften Schweiz,
- vom Geographischen Institut der Universität Bern,
- von der Pädagogischen Hochschule Bern.

Herstellung: Hartmann Satz + Druck / Mignon-Verlag, Winzerstr. 61,  
53129 Bonn, Email: peter.hartmann@mignon-verlag.de

Kartographie: Stefan Zöldi: Geographisches Institut der Universität Bonn,  
Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115  
Bonn, Tel.: 02 28 / 73 76 52, Email: s.zoeldi@uni-bonn.de

ISSN: 0175–0046

# INHALT

## Seen als Siedlungs-, Wirtschafts- und Verkehrsräume

*Matthias Hardt*

Seen und Kulturlandschaftsentwicklung in Mitteleuropa.  
Von den Feuchtbodensiedlungen des Neolithikums bis zu  
den modernen Tagebaufolgelandschaften. Eine Einführung ..... 7

*Egli, Hans-Rudolf*

Spuren lesen im Dreiseenland – 1000 Jahre Landschaftsgeschichte. . 31  
Mit 11 Abbildungen

*Albert Hafner und Christian Harb*

Informationen zur UNESCO Welterbekandidatur  
„Pfahlbauten in Seen und Mooren rund um die Alpen“ ..... 55  
Mit 3 Abbildungen

*Orsolya Heinrich-Tamáska und Sylvia Hipp*

Naturwissenschaftlich-archäologische Forschungen am Balaton  
(Plattensee, Pelso). Stand und Perspektiven ..... 67  
Mit 6 Abbildungen

*Heidmarie Hüster Plogmann*

»Alles kleine Fische ...!? Die Rolle der Fische in Wirtschaft,  
Ernährung und Kultur der letzten 2000 Jahre« ..... 93  
Mit 8 Abbildungen

*Thomas Meier*

Das Kloster im See. Überlegungen zu einem  
mittelalterlichen Lagetyp ..... 113  
Mit 6 Abbildungen

*Hans-Ulrich Schiedt*

Binnenseen als Verkehrsräume im Zeitraum zwischen  
dem 18. und dem 20. Jahrhundert ..... 163  
Mit 6 Abbildungen und 7 Tabellen

*Armand Baeriswyl*

Biel – eine Stadt am See? Einige Überlegungen zum Verhältnis  
von Stadt und See im Mittelalter ..... 185  
Mit 7 Abbildungen

*Rolf Tanner*

Gewässerdynamik und Gewässerkorrekturen in  
schweizerischen Seenlandschaften seit dem 18. Jahrhundert ..... 199  
Mit 19 Abbildungen

*Roland Flückiger-Seiler*

- Wasser als Magnet für die touristische Entwicklung  
im 19. Jahrhundert. . . . . 213  
Mit 31 Abbildungen

## Berichte

*Hans-Rudolf Egli*

- Seen als Siedlungs-, Wirtschafts- und Verkehrsräume.  
Bericht zur 35. Tagung des »Arbeitskreises für historische  
Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa (ARKUM)«  
vom 10.–13. September 2008 in Biel (Schweiz). . . . . 245

## Beiträge

*Toshihiro Yoshida und Marie Kubota*

- Kulturlandschaftspflege und Geographie – Wege zu einem  
bewussten Umgang mit der Kulturlandschaft in Japan . . . . . 251  
Mit 2 Abbildungen

*Christof Schuppert*

- GIS-gestützte historisch-geographische Untersuchungen  
im Umfeld ausgewählter frühkeltischer Fürstensitze  
in Südwestdeutschland. Forschungsprojekt im Rahmen des  
DFG-Schwerpunktprogramms »Frühe Zentralisierungs-  
und Urbanisierungsprozesse – Zur Genese und Entwicklung  
frühkeltischer Fürstensitze und ihres territorialen Umlandes«. . . . . 261  
Mit 5 Abbildungen

*Frank Möller*

- Geschichte und Gedächtnis. Zur Sicherung und Bewahrung der  
Erinnerungskultur entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze . 275  
Mit 44 Abbildungen

- Anschriften der Autoren, Herausgeber und  
Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises. . . . . 323

- Contents . . . . . 325

Matthias Hardt

## Seen und Kulturlandschaftsentwicklung in Mitteleuropa

Von den Feuchtbodensiedlungen des Neolithikums  
bis zu den modernen Tagebaufolgelandschaften. Eine Einführung<sup>1</sup>

Am Ufer des Bieler Sees, inmitten der Confoederatio Helvetica, eine Konferenz über Seen und Kulturlandschaft zu veranstalten, ist Ehre und Aufgabe zugleich. Der Platz, an dem die Jahrestagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa (ARKUM) im Jahr 2008 stattfand, ist in hohem Maße symbolisch, sind doch die 35 neolithischen und bronzezeitlichen Seeufersiedlungen, die der Bieler See bisher preisgegeben hat,<sup>2</sup> kennzeichnend für die Anfänge dauerhafter Besiedlung im gesamten Alpengebiet, und die Bedeutung, die den Jura-Seen auch für die Helvetier und damit die vermeintlichen Wurzeln der modernen Schweiz beigemessen wurde, drückt das Gemälde des Schweizer Historienmalers *Charles Gleyre* aus, der im Jahr 1850 den tatsächlich 107 v. Chr. im französischen Midi erfochtenen Sieg der Tiguriner über ein römisches Heer vor der Wasserfläche des Genfer Sees und dem Massiv des Mont Blanc darstellte,<sup>3</sup> dort, wo sich laut Caesars Gallischem Krieg im Jahr 58 v. Chr. die Helvetier getroffen hatten, um den Beschluss zu fassen, nach Süden zu ziehen,<sup>4</sup> woran sie jedoch von Caesar im gleichen Jahr vor dem Oppidum Bibracte auf dem Mont Beuvray bei Autun gehindert<sup>5</sup> und in ihre Heimat zurückgeführt wurden.<sup>6</sup>

Die sogenannten Pfahlbausiedlungen werden in diesem einleitenden Beitrag ebenso zu ihrem Recht kommen wie die Station La Tène. Vor allem aber soll versucht werden, Bedeutungselemente aufzuzeigen, die stehende Gewässer im Laufe der Jahrtausende für die europäische Kulturlandschaftsentwicklung gebildet haben. Dabei soll es sowohl um die Besiedlung an den Ufern und im Umfeld der Seen gehen wie um Aspekte von Wirtschaft und Verkehr, Herrschaft und Politik, Religion und Kult sowie Kunst, Kultur, Tourismus und Ökologie. Seen sollen als stehende oder allenfalls langsam fließende Gewässer betrachtet werden, die da-

- 
- 1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 35. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Biel, 10.–14. September 2008) gehalten wurde. Vergleiche dazu auch den Tagungsbericht von *H.-R. Egli* in diesem Band!
  - 2 *Hafner u. Wolf* 2007.
  - 3 *Müller u. Lüscher* 2004, S. 21 f.
  - 4 Caesar, *De bello gallico* I, 5, S. 5.
  - 5 Caesar, *De bello gallico* I, 23–26, S. 15–17.
  - 6 Caesar, *De bello gallico* I, 27, S. 18; *Bauer u. Müller* 2002, S. 90.

bei aber sehr wohl anthropogen geprägt sein dürfen, so dass Teiche, Stauseen und Talsperren durchaus auch thematisiert werden können und müssen. Schwerpunkte werden im Bereich der sogenannten Pfahlbaukultur gesetzt werden, ebenso in keltischer oder besser der vorrömischen Eisenzeit, der Römischen Kaiserzeit, im nordalpinen Frühmittelalter, in der slawischen Epoche Ostmitteleuropas,<sup>7</sup> dem hochmittelalterlichen Landesausbauprozess sowie mit einem Ausblick auf die Schlossbauten des preußischen Absolutismus und schließlich auf die künstlichen Seen des Industrialisierungszeitalters und der Nachbraunkohleära.

Die Uferlandschaft des Bieler Sees hat bisher zahlreiche neolithische und bronzezeitliche Siedlungen im Ufergebiet zu erkennen gegeben. Seit der sogenannten Juragewässerkorrektion 1868–1891 war der Seespiegel um über 2 m gesunken, so dass zunächst unkoordinierte, dann wissenschaftlichere Begehungen dieser Wohnplätze vorgenommen werden konnten, die in den taucharchäologischen Untersuchungen der heutigen Zeit in den inzwischen aufgrund neuerer Seespiegelkorrekturen wieder unter Wasser stehenden Arealen ihre Fortsetzungen finden. Als Beispiel aus dem Bieler See sei auf die Bucht von Lattrigen<sup>8</sup> hingewiesen, in der für die Zeit von 3482–3015 v. Chr. 19 Gebäude nachgewiesen werden konnten, die jedoch nicht länger als sechs Jahre bestanden, während andere Siedlungen mit bis zu 100 Jahren Nutzungsdauer festgestellt wurden. Je länger die Nutzungsphasen waren, desto größer wurden die Siedlungen, und schließlich wurden einige von ihnen auch befestigt. Es ist aber fraglich, ob alle Häuser gleichzeitig bewohnt wurden und ob währenddessen Ruinen und Reste bestehen blieben. Silexartefakte, deren Rohstoffe aus dem Pariser Becken und später dem Schwarzwald stammen, zeigen die überregionalen Beziehungen dieser Wohnplätze am Bieler See,<sup>9</sup> und sie reihen sich damit ein in die große Gruppe von Seeufersiedlungen des Alpenraumes, auf die im folgenden eingegangen werden soll.

Im Umfeld der Alpen sind bisher etwa 500 solcher Seeufersiedlungen entdeckt worden.<sup>10</sup> Seit dem Jahr 1854 mit den Funden aus Obermeilen im Zürichsee sind »Pfahlbausiedlungen«<sup>11</sup> im Fokus der archäologischen Forschung. In der Schweiz halfen sie bei der Suche nach Identität,<sup>12</sup> in Deutschland gerieten sie spätestens<sup>13</sup>

---

7 Die Erforschung des Zusammenhangs von Gewässern und Kulturlandschaftsentwicklung stand auch im Mittelpunkt zweier von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderter Projekte zu »Herrschaft, Kommunikation, Landschaft: Wandlungsprozesse und integrative Strukturbildungen in den Einzugsgebieten ostmitteleuropäischer Flüsse und Seen« sowie zu »Kontinuität und Migration in und um Keszthely-Fenékpuszta von der Spätantike bis ins 9. Jahrhundert«, die unter Koordinierung und Mitarbeit des Verfassers in den Jahren 2006–2009 am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig (GWZO) betrieben wurden.

8 Hafner u. Wolf 1997, S. 50–52.

9 Hafner u. Wolf 1997, S. 53; Hafner 2002.

10 Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 8 f.; Schlichtherle 1997; Schlichtherle 1990 mit Abb. 1 für das westliche Bodenseegebiet.

11 Billamboz u. Schlichtherle 1984.

12 Fatzer u. Leuzinger 2004, S. 13.

13 Zum Beispiel schon Pallmann 1866; vgl. dazu auch Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 12–18.

mit den Arbeiten des Tübinger Archäologen Hans Reinerth in völkisches und nationalsozialistisches Fahrwasser.<sup>14</sup> Inzwischen ist klar, dass die lang diskutierte Frage nach Pfahlbau- oder ebenerdiger Errichtung falsch gestellt worden ist.<sup>15</sup> Die weit ins Alpeninnere reichenden Wassereinzugsgebiete der zentralen Alpenseen führten zu erheblichen Wasserspiegelschwankungen<sup>16</sup> und ermöglichten deshalb vielfältige Siedlungsarten in Ufernähe. Sie beginnen mit der aus Norditalien und dem Rhônetal beeinflussten sogenannten Egolzwiler Kultur in der Zentralschweiz um 4400–4200 v. Chr., und sie brechen bemerkenswert synchron vom Genfer See bis zum Federseegebiet um 850/600 v. Chr. ab.<sup>17</sup> Feststellbar sind rechteckige, ein- bis dreischiffige Gebäude von 6 bis 75 Quadratmetern Größe. Zunächst erfolgte die Giebelausrichtung zum Ufer,<sup>18</sup> erst seit der Pfyner Kultur<sup>19</sup> (3850 v. Chr.) gab es auch traufseitige Ausrichtungen auf den See.<sup>20</sup> Die hölzernen, auch aus Fach- und Flechtwerkkonstruktionen bestehenden Häuser<sup>21</sup> hatten Öfen zur Nahrungsaufbereitung, also Wohnfunktionen, und gaben Gelegenheit zu Vorrats- ebenso wie zur Kleintierhaltung, nur gelegentlich war auch Großvieh in Stallhaltung vorhanden.<sup>22</sup> Es gab häufig eine dichte und regelhafte Bebauung,<sup>23</sup> schließlich waren die Siedlungen in jüngeren Zeitabschnitten bisweilen von Palisaden oder Zäunen umgeben.<sup>24</sup> Die Standdauer der von Zeit zu Zeit reparierten Häuser war mit 5 bis 40 Jahren Dauer kurz; die Größe der Siedlungen variierte von 2 bis 3 Gebäuden im Minimum, meist waren es 20–30, selten bis zu 100 Häuser.<sup>25</sup> An den zentralen Seen gab es im Abstand von 2–5 km synchrone Wohnplätze.<sup>26</sup> Im Endneolithikum ist ein noch engerer Verbund innerhalb kleiner Siedlungskammern denkbar. »Die Siedlungsfrequenz ist vom 4.–1. Jahrtausend v. Chr. erheblichen Schwankungen unterworfen, das Verhältnis der Seeufer-

14 Reinerth 1938; Reinerth 1940; vgl. dazu auch Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 19–21; Schöbel 2001; Schöbel 2002, S. 324–332, 346 f., 359–361; Fatzer u. Leuzinger 2004, S. 14–20.

15 vgl. dazu auch Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 13, 18, 20, 48–55; Schlichtherle 1997, S. 8 f., 11; Ruoff 1997, S. 42 f.

16 Müller 1973; Schlichtherle 1990, S. 13 f.; Schlichtherle 2005, S. 60; Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 36.

17 Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 8; Schlichtherle 1997, S. 10, 12 f.; Fatzer u. Leuzinger 2004, S. 24 f.

18 Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 57; für Hornstaad Hörnle Dieckmann; Maier u. Vogt 1997, S. 16.

19 Leuzinger 2007.

20 Kolb 1997, S. 27; Hasenfratz 1997, S. 41.

21 Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 48–57; Hasenfratz 1997, S. 39; Fatzer u. Leuzinger 2004, S. 28–30.

22 Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 57, 84 f.; Fatzer u. Leuzinger 2004, S. 32–35.

23 Hasenfratz 1997, S. 41.

24 Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 58; Dieckmann; Maier u. Vogt 1997, S. 21.

25 Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 56–59; Schlichtherle 1997, S. 11; Fatzer u. Leuzinger 2004, S. 30–32.

26 Schlichtherle 1997, S. 11.

siedlungen zum Hinterland der Seen und ihre Einbettung in großräumige Siedlungsmuster noch weitgehend ungeklärt.<sup>27</sup> Als Verkehrs- und Transportmittel sind neben den zahlreich auch in ihren Miniaturformen überlieferten Einbäumen auch Flöße sowie Rinden- und Lederboote denkbar.<sup>28</sup> Verbunden waren manche dieser Orte durch Wege und Brücken, und seit dem Ende des 4. Jahrtausends sind Wagen mit Rädern feststellbar.<sup>29</sup> Offen ist leider auch noch die Frage, ob die Zentren dieser Zeiten außerhalb der Seeufer lagen und ob letztere vielleicht nur in Phasen hoher Bevölkerungsdichte besiedelt waren.<sup>30</sup> Die befestigte Siedlung am Ausfluss des Bodensee-Untersees zwischen Stiegen und Eschenz macht die Kontrolle eines Fernweges in Neolithikum und Bronzezeit denkbar. Importe zeigen weitreichende Beziehungen in heute französisches Gebiet, auf die Apenninhalbinsel und ins nördliche Alpenvorland. In der Bronzezeit kam sogar Bernstein von der Ostsee in die Feuchtbodensiedlungen.<sup>31</sup>

Bezüglich der Wirtschaft der Seeufersiedlungen werden zwei Varianten diskutiert: 1) die Nutzung stationärer Landwirtschaftsflächen ohne Düngung und Brache mit Mittel- und Niederwaldbewirtschaftung außerhalb der landwirtschaftlichen Nutzung; und 2) aufgrund von Flug-Holzkohlen-Untersuchungen denkbare Waldfeldbausysteme mit Brand und langjähriger Brache. Wie dem auch sei, die Seeufersiedlungen führten zur Auflichtung des umliegenden Mischwaldes.<sup>32</sup> Insgesamt boten die Ufer den Vorteil baumfreier Flächen zum Hausbau und einfach im Boden zu versenkender Pfosten sowie einen leichten Zugang zum fischreichen See<sup>33</sup> und Bewegungsfreiheit mit dem Boot und darüber hinaus wohl auch einen gewissen Schutz vor Feinden. Von Nachteil mögen bei höheren Temperaturen die kaum zu bändigen Mücken gewesen sein.

An einem Beispiel sei die Problematik der stein- und bronzezeitlichen Seeufersiedlungen noch einmal vertieft:

Bei dem in Baden-Württemberg nahe Bad Buchau auf der europäischen Hauptwasserscheide gelegenen und nach zwei Seiten entwässernden Federsee<sup>34</sup> handelt es sich um ein in der Riss-Eiszeit entstandenes Becken, das in der Würm-Eiszeit Wasser des bis wenige km heranreichenden Rhein-Gletschers aufnahm. Seit dessen Rückzug vor 130.000 Jahren begann die Verlandung. Zunächst war der See etwa 12 km lang und 5,5 km breit, hatte also eine Fläche von 45 Quadratkilometern. Heute ist der See nur noch 3 km lang und 1,3 km breit, umfasst also

---

27 Schlichtherle 2005, S. 64. Vgl. auch Fatzer u. Leuzinger 2004, S. 38.

28 Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 82, 90; Kolb 1997, S. 25; Fatzer u. Leuzinger 2004, S. 76 f.

29 Schlichtherle 1997, S. 10; Fatzer u. Leuzinger 2004, S. 82 f.

30 Heumüller u. Schlichtherle 2004, S. 22–26; Dieckmann; Maier u. Vogt 1997, S. 20 f.

31 Leuzinger 2004; Fatzer u. Leuzinger 2004, S. 52 f., 74 f.

32 Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 34, 86–89; Schlichtherle 1990, S. 150–158; Dieckmann; Maier u. Vogt 1997, S. 18–20; Köninger 1997, S. 34; Fatzer u. Leuzinger 2004, S. 39–41, 48–51.

33 Schlichtherle u. Wahlster 1986, S. 82 f.; Schlichtherle 1997, S. 12; Dieckmann; Maier u. Vogt 1997, S. 18.

34 Schlichtherle 1997a.

nur noch 1,4 km<sup>2</sup>. Torfabbau zur Brennstoffgewinnung hat die Landschaft um den Federsee in den letzten 200 Jahren tiefgreifend verändert. Auf der Suche nach dem angeblich überwiegend in der württembergischen Staatsbahn verfeuerten Torf gab das Ried zahlreiche vorgeschichtliche Funde frei, die seit den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts insbesondere von *Hans Reinerth*,<sup>35</sup> seit den siebziger Jahren dann vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg erforscht wurden.<sup>36</sup>

Die Seeufer des Federsees stellten zunächst ideale Jagdgebiete dar. 150 Siedlungen des ausgehenden Paläolithikums und des Mesolithikums sind bekannt; und schließlich wurde seit der Epi-Rössener Phase der Jungsteinzeit ab ca. 4500/4300 v. Chr. in weiträumig verlandeten Buchten, auf Inseln und Halbinseln gelebt und gewohnt. Eine kontinuierliche Besiedlung ist nicht sicher.<sup>37</sup> Mehrfache Re- und Transgressionsphasen des Sees führten dabei auch immer wieder zu Zerstörungen der Siedlungen. In den »Bachwiesen« gab es wirkliche Pfahlbauten; in den »Torwiesen II« lag ein Straßendorf der Horgener Kultur mit einem ermittelten Dendrodatum von 3283 v. Chr. Es handelte sich um zwölf ebenerdige, auf Schwellhölzern errichtete Großhäuser an einer »Dorfstraße«, die in ihrem weiteren Verlauf mit einer Brückenkonstruktion über das offene Wasser führte. Die Uferlinie im Umfeld umschloss die Siedlung von drei Seiten. Die früh- und mittelbronzezeitliche Siedlung »Forschner«<sup>38</sup> (1760 v. Chr. bis um 1500), benannt nach ihrem archäologischen Entdecker *Heinrich Forschner*, mit mehrfachem Palisadenring und zweischaliger, aus behauenen Eichenbalken gefügter Wehrmauer, sowie die irreführend so genannte »Wasserburg Buchau«,<sup>39</sup> eine Siedlung aus der späten Bronzezeit (1100–850 v. Chr.), beherrschten in dieser Zeit das Federseegebiet. Danach gab es keine Seeufersiedlungen mehr, obwohl der See auch in der nachfolgenden Zeit nach Ausweis von Einzelfunden genutzt wurde. In der gesamten Periode zeigen Netzsenker, aus Hirschgeweih gefertigte Harpunenreste, aus Knochen geschnitzte Angelhaken und seltene Fischreusen, schließlich im Oggelshäuser Ried im südlichen Seearéal temporär genutzte hochspezialisierte Fischfanganlagen der Hallstattzeit<sup>40</sup> die Bedeutung des Sees als Fischgewässer. Der 127 Weihefunde umfassende Hort von Kappel aus dem 1. vorchristlichen Jahrhundert deutet an, dass das Ried in dieser Zeit vielleicht als »naturheiliger Ort« angesehen, zumindest aber nicht mehr besiedelt wurde. Der Federsee besitzt eine hervorragende Verkehrslage über die Donau nach Osten, über das Schussen- und Rheintal führten Wege ins Alpeninnere und nach Norditalien. Auch im Federseegebiet gab es Bohlenwege, und die Radfunde von Seekirch und Alleshausen sind die ältesten bisher bekannten großen Scheibenräder (frühes 3. Jahrtausend).

---

35 *Reinerth* 1923; *Reinerth* 1928; *Schmidt* 1930; vgl. dazu auch *Schlichtherle u. Wahlster* 1986, S. 19 f.; *Kimmig* 1992, S. 13–27.

36 vgl. dazu auch *Schlichtherle u. Wahlster* 1986, S. 22–32.

37 *Kind u. Schlichtherle* 1994.

38 *Schlichtherle u. Wahlster* 1986, S. 60 f.

39 *Reinerth* 1928; *Schlichtherle u. Wahlster* 1986, S. 62 f.; *Kimmig* 1992; *Kimmig* 2000.

40 *Archäologie in Deutschland* 5, 2005, S. 38; *Schlichtherle u. Strobel* 1999, S. 27.

Abschließend sei zum Bereich der Seeufersiedlungen noch darauf hingewiesen, dass nicht nur im Alpenraum die Feuchtbodengebiete Spuren stein- und bronzezeitlichen Lebens bewahrt haben. Auch am Dümmer See in Niedersachsen konnte *Hans Reinerth* im Jahr 1938 mit dem von ihm so genannten Hunte Dorf 1 eine Siedlung der Trichterbecher- und älteren Schnurkeramikerzeit mit »palisadenartiger Einfriedung« ausgraben.<sup>41</sup> *Reinerth* gelang es bis zu seinem Tod im Jahr 1990 nicht, eine Publikation vorzulegen. Im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover vorgenommene Auswertungen zeigen inzwischen, dass die Anfänge der Siedlung in der Zeit um 3200 v. Chr. lagen. Nach klimabedingter geringer Nutzung erfolgte dann in der späten Trichterbecherkultur ab 2900 v. Chr. während einer Trockenperiode eine erneute Nutzung. Vernässung führte schließlich in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends zur Auflassung der Siedlung<sup>42</sup>. Hunteabwärts wurden von *Hans Reinerth* noch drei weitere Fundplätze lokalisiert, die eventuell eine permanente Siedlungsverlagerung in dieser Richtung andeuten.<sup>43</sup>

Auch im östlichen Mitteleuropa sind vorgeschichtliche Seeufersiedlungen erforscht worden. Am bekanntesten ist sicherlich die früheisenzeitliche, der Lausitzer Kultur zugehörige befestigte Siedlung von Biskupin inmitten eines Sees zwischen Posen und Bromberg, die 1985 von *Klaus Goldmann* als »polnisches Pompeji« bezeichnet wurde.<sup>44</sup> Im 6. und 5. vorchristlichen Jahrhundert befanden sich auf der über eine 120 m lange Holzbrücke zugänglichen Insel in 13 Reihen angeordnete, etwa gleich große Holzhäuser, die über parallele Knüppelwege und eine neben dem 462 m langen Wall verlaufende Ringstraße erreichbar waren. Die Schutzfunktion war wohl der Hauptgrund für die Wahl der Insellage als Standort für diese burgstädtische Siedlung, die im Verlauf der sogenannten Bernsteinstraße über weit reichende Austauschverbindungen verfügte.<sup>45</sup>

Die eisenzeitlichen Kulturen Mitteleuropas sind nach berühmten Fundorten an Seen in den West- und in den Ostalpen benannt, aber nur im jüngeren Fall lassen sich auch Aussagen über das Verhältnis von Seen und Kulturlandschaft treffen. Hallstatt im Salzkammergut war in der Vorzeit nur über Wasser- und Höhenwege zu erreichen. Seit dem 16. vorchristlichen Jahrhundert ist dort Bergbau auf Salz nachweisbar. Schon in der Bronzezeit wurde in der Nähe der Bergwerke das Fleisch von in der Peripherie gemästeten und vor Ort geschlachteten Schweinen zunächst in mit Salz gefüllten Holzbecken und danach vielleicht auch unter Tage haltbar gemacht.<sup>46</sup> Sowohl das gepökelte Fleisch als auch das Salz werden vor allem über Landwege, aber auch über die Traun und den Traunsee in das damalige Fernverkehrsnetz eingespeist worden sein, wenn auch die Kenntnisse um die vorgeschichtlichen Wege und Verkehrsmittel in dieser Region auch aufgrund

---

41 *Kossian* 2007, S. 21–58; *Schöbel* 2002, S. 355.

42 *Kossian* 2007.

43 *Kossian u. Lönne* 2003.

44 *Goldmann* 1985.

45 *Rajewski u. Grenz* 1978.

46 *Kern; Kowarik; Rausch u. Reschreiter* 2008, S. 74–79.

der Anhebung des Seespiegels des Hallstätter Sees um 2 m im Jahr 1511 bisher noch gering sind.<sup>47</sup>

Weit bedeutungsvoller für die Fragestellung nach dem Zusammenhang von Seen und Kulturlandschaftsentwicklung ist der Fundplatz La Tène,<sup>48</sup> eine Untiefe in einer Bucht am Nordende des Neuenburger Sees im schweizerischen Mittelland. Auch hier aber veränderten die Juragewässerkorrekturen die Wasserstände sehr und es stellt sich die Frage nach dem eisenzeitlichen Verlauf der Zihl, die hier im 3./2. vorchristlichen Jahrhundert bei einem erheblich niedrigeren Seewasserspiegel als heute von einer hölzernen Brücke überquert wurde. Bei der Überflutung des Platzes La Tène in Folge einer Flusslaufveränderung der Zihl kam eine Vielzahl von Ausrüstungsgegenständen in den See. Die ältere Forschung nahm hier noch ein Uferdorf an der Zihl in hochwasserfreier Zone mit längerer Besiedlungsdauer und Magazinen an der Uferböschung an, mit Lagerhäusern, von denen Waren und Vieh über Barken auf Schiffe verladen worden seien. Die Siedlung habe nicht am Seeufer gelegen, weil dort, wie heute, bis zu 2 m hoher Wellenschlag herrschen könne.<sup>49</sup> Nach *Felix Müller* jedoch gab es dort einen Opferplatz; La Tène und das benachbarte Port<sup>50</sup> waren demnach an Fluss und in Seenähe gelegene Heiligtümer des 3. und 2. vorchristlichen Jahrhunderts, in denen Waffen und Kriegsbeute auf Brücken zur Schau gestellt wurden.<sup>51</sup> Ein großer Hortfund von 17–18.000 Münzen des ersten vorchristlichen Jahrhunderts auch aus dem Ausfluss des Zürichsees könnte diese Meinung bestätigen.

Caesar berichtet, das Helvetiergebiet sei vom Rhein, dem Jura und dem Genfer See gegenüber den Nachbarn abgegrenzt worden.<sup>52</sup> Die Juraseen hätten dann eine sich auch im archäologischen Befund widerspiegelnde Bedeutung für die Außenbeziehungen der latènezeitlichen Bewohner des Landes gehabt. So gab es in Eburodunum (Yverdon) auf dem Strandwall zwischen einem Sumpfgebiet und dem westlichen Ufer des Neuenburger Sees einen Hafen und eine am Seeufer entlang verlaufende Straße.<sup>53</sup> Solche Wege zwischen dem Neuenburger und dem Bieler See mit Brücken von Cornaux<sup>54</sup> und La Tène machten einen regionalen Verkehr rings um die Seen möglich.<sup>55</sup> Seit etwa 120 v. Chr. gab es eine Hafent-

---

47 Pollak 2005; Pollak 2007.

48 Museum Schwab 2007.

49 Schwab 1974.

50 Wyss; Rey u. Müller 2002.

51 Bauer u. Müller 2002, 95 f.; Müller 2003; Müller u. Lüschen 2004, S. 145–147, 175 f.; Müller 2007, S. 98–101.

52 Caesar, *De bello gallico* I, 2, S. 3 f.: *Id hoc facilius iis persuasit, quod undique loci natura Helvetii continentur: una ex parte flumine Rheno latissimo atque altissimo, qui agrum Helvetium a Germanis dividit, altera ex parte monte Iura altissimo, qui est inter Sequanos et Helvetios, tertia ex parte lacu Lemanno et flumine Rhodano, qui provinciam nostram ab Helvetiis dividit.*

53 Drack u. Fellmann 1988, S. 562 f.

54 Schwab 1973, S. 59–70.

55 Jud 2002; Bauer u. Müller 2002, S. 96; Jud 2007; Pillonel 2007.

anlage in Genf, in der auch Kulthandlungen vorgenommen wurden.<sup>56</sup> Der Mont Vully zwischen Bern und Yverdon war vielleicht eine Art virtuelle Hauptstadt der Helvetier mit Heiligtum, Volksversammlungen und Markt.<sup>57</sup>

In der Römischen Kaiserzeit waren die Seen am Jurasüdfuß im Gegensatz zu vielen Landwegen im Gebirge Verkehrsrouten, auf denen zu Schiff auch Massengüter transportiert werden konnten.<sup>58</sup> Dazu dienten zahlreich aufgefundene hölzerne Barken<sup>59</sup> wie diejenige aus Yverdon.<sup>60</sup> In schriftlich überliefert sind zum Beispiel in Genf die Korporationen, in denen die Schiffer zusammen geschlossen waren.<sup>61</sup> Teile des seit dem Jahr 8 v. Chr. erbauten römischen Hafens in Aventicum/Avenches mit Molen und einem hölzernen Pier am einen km nördlich der Stadt gelegenen, damals noch über einen höheren Wasserstand verfügenden Murtensee konnten ausgegraben werden.<sup>62</sup> Auch Lousonna (Lausanne-Vidy) mit einem Hafen mit gemauerten Kaimauern am Genfer See,<sup>63</sup> Vindonissa<sup>64</sup> und Turicum (Zürich)<sup>65</sup> entstanden in römischer Zeit an den Wasserwegen und in Genf wurde der Hafen unterhalb des älteren Oppidums weiter genutzt.<sup>66</sup>

Große Anstrengungen zur Sicherung der über den See verlaufenden Verkehrswege unternahm die spätantike römische Reichsadministration auch am Plattensee. Im 4. Jahrhundert ließ sie am westlichen und östlichen Seeende die Festungen von Keszthely und Sagvar errichten, unter anderem, um die in die überregionalen Fernverbindungen eingebundenen Fähren und Wasserwege über den See, vielleicht sogar die Regulierung seiner Wasserstände unter Kontrolle halten zu können.<sup>67</sup>

Die Seen dienten aber nicht nur Transportzwecken, sondern sie zogen auch die Besiedlung ihrer Ufer mit großen Villen und *villae rusticae* an. Ein bekanntes Beispiel sind die sogenannten Grotten des Catull von Sirmione im Gardasee. Es handelt sich dabei um eine römische Villenanlage von 230 x 105 m Ausdehnung und 20.000 Quadratmetern Fläche. Vielleicht war der Komplex eine sogenannte *mansio*, ein kaiserliches Gästehaus des 1./2. nachchristlichen Jahrhunderts. Auf jeden Fall wurde eine vor der Halbinsel im See entspringenden Thermalquelle, die 70 Grad heiße *fonte di Boiola*, zum Betrieb der hauseigenen Bäder genutzt.<sup>68</sup> Auch im westlich benachbarten Desenzano erstreckte sich eine römische Villen-

<sup>56</sup> Bauer u. Müller 2002, S. 97 f.

<sup>57</sup> Kaenel u. Curdy 1988; Bauer u. Müller 2002, S. 94; Jud 2003; Müller u. Lüscher 2004, S. 118 mit Abb. 162.

<sup>58</sup> Drack u. Fellmann 1988, S. 98–100.

<sup>59</sup> Höckmann 1982, S. 245 mit Abb. 7.

<sup>60</sup> Drack u. Fellmann 1988, S. 98, Abb. 56.

<sup>61</sup> Drack u. Fellmann 1988, S. 400.

<sup>62</sup> Drack u. Fellmann 1988, S. 99, Abb. 57; S. 346 f.; Müller u. Lüscher 2004, S. 25 mit Abb. 23.

<sup>63</sup> Drack u. Fellmann 1988, S. 424.

<sup>64</sup> Drack u. Fellmann 1988, S. 537–550.

<sup>65</sup> Drack u. Fellmann 1988, S. 571–574.

<sup>66</sup> Drack u. Fellmann 1988, S. 399; Müller u. Lüscher 2004, S. 116 mit Abb. 159.

<sup>67</sup> Heinrich-Tamaska 2009; Heinrich-Tamaska 2008, 258–263 und ihr Beitrag in diesem Band.

<sup>68</sup> Pippke u. Pallhuber 1986, S. 70–73, 75–77.

anlage in der Uferlandschaft des Gardasees.<sup>69</sup> Ein kleinerer Gutshof befand sich zum Beispiel auf einer Halbinsel zwischen zwei kleinen Seen im schweizerischen Ferpicloz (Kanton Freiburg) und wurde vom 1. bis zum 4. nachchristlichen Jahrhundert genutzt.<sup>70</sup> Kaiser Nero (54–68 n. Chr.) ließ sich in Ermangelung eines natürlichen stehenden Gewässers in Rom im Rahmen seines *domus aurea* genannten Palastes einen künstlichen See anlegen, »so groß wie ein Meer«.<sup>71</sup>

Die römischen Orte und Bauten an den Seen waren vielfältige Punkte von Kontinuität im Übergang von der Spätantike ins frühe Mittelalter. In Genf residierten zeitweise die Könige der Burgunder,<sup>72</sup> Überlingen am Bodensee wurde zum Pfalzort der alemannischen Herzöge,<sup>73</sup> und auch Zürich erhielt im frühen Mittelalter Pfalzfunktion,<sup>74</sup> lediglich in Bodman,<sup>75</sup> wo die Könige der späten Karolingerzeit mehrfach anwesend waren, scheinen römische Wurzeln zu fehlen. Eine Siedlungskontinuität romanischer Bevölkerung zeigt sich neben dem Bericht der Gallus-Vita über die Romanen in Konstanz<sup>76</sup> auch in den zahlreichen ihre Fremdbezeichnung weitertragenden Seen; erinnert sei an den Walensee, den bayrischen Walchensee oder das österreichische Seewalchen am Attersee.<sup>77</sup> Verfallene ebenso wie noch nutzbare römische Infrastruktur spielte auch im Wirken der monastischen Gründungsväter Columban und Gallus eine bedeutende Rolle. Bevor jedoch mit ihrem Auftreten und der Zerstörung einer paganen Kultstätte in Tuggen am Zürichsee wieder zu den alpinen Seen zurückgekehrt werden kann, muss ein kleiner Exkurs zur Bedeutung stehender Gewässer in Religion und Kult der barbarischen Gentes östlich des Rheins und nördlich der Donau unternommen werden.

Tacitus berichtet im 40. Kapitel seiner ethnographischen Schrift »Germania« von der Verehrung einer Erdgöttin Nerthus, für die in einem heiligen Hain auf einer Nordseeinsel ein Wagen bereit stehe, mit der sie von Zeit zu Zeit, von Ochsen gezogen, eine Umfahrt über Land unternehme. Danach werde der Wagen samt Gottheit von Sklaven in einem geheim gelegenen See gewaschen. Letzterer verschlinge dann alsbald die diesen Dienst leistenden Menschen.<sup>78</sup> Die Verehrung von Seen wird durch die zahlreichen Mooropferfunde der jütischen Halbinsel bestätigt.<sup>79</sup> Dort wurden die Ausrüstung und, wie die Schiffe aus dem Nydam-Moor deutlich machen,<sup>80</sup> die Transportmittel geschlagener Armeen in den zu dieser

69 Pippke u. Pallhuber 1986, S. 78–81.

70 Drack u. Fellmann 1988, S. 394 f.

71 Sueton, Das Leben der römischen Kaiser, Buch VI, S. 348.

72 Kaiser 2004, 117 f., 158 f.; Drack u. Fellmann 1988, S. 405.

73 Vita Galli auctore Wettli 15, S. 264; Jäschke 1974, S. 264; Borst 1985, S. 25 f.

74 Kaiser 1996.

75 Maurer 1988.

76 Borst 1985, S. 26 f.

77 Bosl 1970; Hardt 2003, S. 458 mit Anm. 149.

78 Tacitus, Germania 40, 4, ed. Gerhard Perl, S. 118 f.: *mox vehiculum et vestes et – si credere velis – numen ipsum secreto lacu abluitur. Servi ministrant, quos statim idem lacus haurit.*

79 Müller-Wille 1999, S. 41–63; Abegg-Wigg u. Rau 2008, S. 9–251.

80 Rieck 1998.

Zeit noch offenen Wasserflächen später vermoorter und verlandeter Seen als Kriegsbeuteopfer versenkt.<sup>81</sup> Zu erinnern ist an Plätze wie Illerup,<sup>82</sup> Nydam<sup>83</sup> und Thorsberg,<sup>84</sup> die in den vergangenen Jahrzehnten intensiv erforscht werden konnten. Schon die neolithischen Menschen in Schonen<sup>85</sup> und im Braunschweiger Land<sup>86</sup> hatten an Quellen und Seen Opfer dargebracht, und auch die Bewohner der estnischen Insel Saarema (Ösel) verehrten in der Eisenzeit den zwischen 6400 und 6200 v.Chr., vielleicht aber auch erst in der Bronzezeit zwischen 800 und 400 v. Chr. bei einem Meteoriteneinschlag entstandenen Kratersee bei Kaali kultisch und umgaben ihn mit einer 2,3 bis 2,8 m mächtigen Steinmauer.<sup>87</sup>

Auch am Zürichsee verehrte die alemannische Bevölkerung offenbar Heiligtümer, die mit Gewässern in Verbindung standen, denn als der vom fränkischen Königshof vertriebene irische Wandermönch Columban um 610 mit seinem Begleiter Gallus dorthin kam, ließ letzterer dort solche Kultbauten anzünden und die Götterbilder in den See werfen.<sup>88</sup> Gleiches veranlasste er mit angeblich ehernen und vergoldeten Götterbildern auch im wenig später aufgesuchten Bregenz am Bodensee, das er von Arbon aus mit einem Schiff erreicht hatte.<sup>89</sup> Die zerstörte Stadt Bregenz mit ihren fruchtbaren Böden und der See, den Gallus immer wieder zum Fischfang nutzte,<sup>90</sup> werden an dieser Stelle von Wetti, dem Autoren der zweiten *Gallusvita*, als günstiger Wohnort für die Knechte Gottes bezeichnet. Wetti war Mönch auf der Reichenau, der bedeutendsten Klostergründung im Bodenseegebiet.<sup>91</sup> Im Gegensatz zu der lediglich an einem kleinen See mit Steine werfenden nackten Wassernixen gelegenen Eremitage des Gallus,<sup>92</sup> dem späteren St. Gallen, lag Pirmins Gründung von 724 inmitten des schwäbischen Meeres, auf einer Insel, die bis heute Platz bietet für den kultivierten Anbau von Acker- und Gartenfrüchten jedweder Art. Der See und sein Umland<sup>93</sup> boten ein ideales Umfeld für die monastischen Ideale der Regel des Benedict von Nursia: die Gelegenheit zu abgeschiedener Kontemplation und zur Arbeit,<sup>94</sup> und so wurden die frühmittelalterlichen Klöster des nördlichen Alpenvorlandes zu Zentren kulturlandschaftlicher Entwicklung.<sup>95</sup> Nicht nur auf der Reichenau, die mit Mittelzell und ihren Nebenabteien Ober- und Unterzell, einer hervorragenden Gelehrten-

81 *Gebühr* 2000.

82 *Ilkjær* 1990; *Ilkjær* 1993; von *Carnap-Bornheim u. Ilkjær* 1996; *Ilkjær* 2001; *Ilkjær* 2008.

83 *Bemmann* 1998.

84 *Raddatz* 1957; *Raddatz* 1970; *Raddatz* 1987a; *Raddatz* 1987b.

85 *Müller-Wille* 1999, S. 11–13.

86 *Müller-Wille* 1999, S. 14.

87 *Archäologie in Deutschland* 1, 2004, S. 56 f.

88 *Vita Galli auctore Wetti* 4; auctore *Walahfridi I*, 4; *Jäschke* 1974, S. 113; *Borst* 1985, S. 21 f.

89 *Vita Galli auctore Wetti* 6; auctore *Walahfridi I*, 6; *Borst* 1985, S. 21–23.

90 *Borst* 1985, S. 22, 24.

91 *Prinz* 1974; *Schmid* 1982, S. 537–550; *Borst* 1985, S. 49.

92 *Borst* 1985, S. 23–28.

93 *Maurer* 1982.

94 *Borst* 1985, S. 40 f.

95 *Borst* 1985, S. 24, 30.

schule und dem Grab des 888 verstorbenen Kaisers Karls des Dicken<sup>96</sup> zu einem der bedeutendsten Klöster des Mittelalters werden sollte,<sup>97</sup> sondern auch im Chiemsee, wo die agilolfingischen Herzöge mit einem vielleicht schon im 7. Jahrhundert eingerichteten Männer-<sup>98</sup> und einem etwas jüngeren, dafür aber bis heute bestehenden Frauenkonvent<sup>99</sup> gleichermaßen die Inseln im See für ihre Klostergründungen nutzten. Aber nicht nur dort, auch in Mattsee gehörten die Agilolfinger zu den Gründern, und adlige Stifter waren in Tegernsee<sup>100</sup> am Werk. Alle diese Orte zeugen ebenso wie die Insel Wörth im Staffelsee,<sup>101</sup> die wie Herrenchiemsee zwischenzeitlich sogar zum Sitz eines Bischofs werden konnte,<sup>102</sup> von der Beliebtheit der Seestandorte bei Mönchen und Nonnen des Benediktinerordens, die zumindest auf der Insel Reichenau über eine Schiffslände verfügten und auf vielfältige Weise an der Schifffahrt auf dem Bodensee beteiligt waren.<sup>103</sup>

Wie im frühmittelalterlichen Alpenvorland, so waren auch die zahlreichen Seen des nördlichen Ostmitteleuropa attraktiv für Siedlung, Herrschaft und Kult. Stehende und langsam fließende Gewässer dienten der slawischen Bevölkerung zu einer an diesen ausgerichteten Subsistenzwirtschaft, in der neben Ackerbau und Viehzucht vor allem der Fang von Fischen, insbesondere aber derjenige von Pelztieren für den Export von Rauchwaren große Bedeutung erhielt.<sup>104</sup> Entsprechend finden sich die Gewässer in den Verbreitungskarten der slawischen Besiedlung wieder, und selbstverständlich wurde auch die sich herausbildende politische Herrschaft von den Siedlungskammern um die Gewässer geleitet. Sie errichtete ihre Burgen inmitten von Seen, egal, ob in Groß Raden,<sup>105</sup> auf der Kohlinsel im Plauer See<sup>106</sup> oder im Schweriner See im heutigen Mecklenburg, wo im letzteren Fall die Kontinuität der abodritischen Inselburg in die heutige Landeshauptstadt Mecklenburg-Vorpommerns überleitet, in und am slowenischen See von Bled,<sup>107</sup> in Ostrów Lednicki in Großpolen<sup>108</sup> oder aber auf dem Bischofswerder<sup>109</sup> in Bosau<sup>110</sup> oder der Olsborg, beide im Plöner See im heutigen Schleswig-Holstein gelegen. Und auch die slawische Bevölkerung zwischen Saale und Elbe verehrte heilige Stätten insbesondere an Seen, die man von Geistern und Dämonen belebt

---

96 Zettler 1988, S. 105–109; Maurer 2003, S. 550.

97 Zettler 1988; Maurer 2003.

98 Störmer 1988, S. 307; Dannheimer 1987; Dannheimer 1988, 311–315.

99 Milošević 1966; Dannheimer 2008; Dopsch 2003.

100 Buttinger 2004, S. 21–26.

101 Haas-Gebhard 2000, S. 16–32, 68–82.

102 Haas-Gebhard 2000, S. 28 f.

103 Zettler 1988, S. 134–148.

104 Hardt 2008a, S. 748 f.

105 Schuldt 1985; Müller-Wille 1999, S. 84–86.

106 Bleile 2008.

107 Pleterski 1986.

108 Górecki 2000.

109 Gebers 1981; Gebers 1986.

110 Hinz u. a. 1974.

ansah.<sup>111</sup> Thietmar von Merseburg berichtet über einen Heiligen See bei Lommatzsch, dessen Orakelhaftigkeit die Bewohner des Landes zu seinem Leidwesen mehr verehrten als die schon vorhandenen christlichen Kirchen.<sup>112</sup> Und er wusste von Rethra, dem Heiligtum und politischen Mittelpunkt der Lutizen, die aus dem erfolgreichen Aufstand von 983 hervorgegangen waren. »Im Redariergau«, so erzählt der Merseburger Bischof, »liegt die dreieckige und dreitorige Burg Riedegost, rings umgeben von einem großen, für die Einwohner unverletzlich heiligen Walde. Zwei ihrer Tore sind dem Zutritt aller geöffnet. Das dritte und kleinste Osttor mündet in einen Pfad, der zu einem nahe gelegenen, sehr düsteren See führt.«<sup>113</sup> Die Priesterschaft Rethras deutete mittels Orakeln auch die Zukunft, unter anderem mit Hilfe eines großen Ebers, der nach Thietmar dem See entstieg und durch das Wälzen im Morast kriegerische Zeiten ankündigte.<sup>114</sup> Rethra ist bis heute nicht wirklich identifiziert, aber es spricht viel dafür, dass diese Tempelburg inmitten einer Siedlungsagglomeration in der Lieps, am südlichen Ende des mecklenburgischen Tollensesees, gelegen hat. Dort waren im 10. und 11. Jahrhundert mehrere teilweise befestigte Insel- und Halbinselsiedlungen mit Brücken untereinander verbunden.<sup>115</sup> Deutlich sind auch kultische Funktionen feststellbar, unter anderem durch das auf der Fischerinsel gefundene doppelköpfige Kultbild.<sup>116</sup>

An die gewässernahen Siedlungslandschaften, vielleicht auch an die kultische Verehrung der Seen schlossen jene geistlichen Gemeinschaften an, die nach der Eroberung auch des slawischen Nordostens seit der Mitte des 12. Jahrhunderts ins Land kamen und den Veränderungsprozess der Kulturlandschaft maßgeblich beeinflussen sollten. Als Beispiel sei das brandenburgische Zisterzienserkloster Chorin angeführt. Auf Initiative der askanischen Markgrafen ließen sich die aus deren Hauskloster Lehnin gekommenen Mönche im Jahr 1258 zunächst auf dem Pehlitzwerder inmitten der slawischen *terra Lipana* nieder und nannten das vielleicht in der Nähe eines früheren slawischen Heiligtums über dem Parsteiner See begonnene Kloster Mariensee.<sup>117</sup> Schon 1273 verlegten die Mönche ihren Klosterstandort jedoch mit Einwilligung der Markgrafen Johann II., Ottos IV. und Konrads von Brandenburg an den nicht weit entfernten Choriner Amtssee.<sup>118</sup> Der Grund dafür waren die dort besseren Voraussetzungen zur Nutzung des in einem Bach namens Ragöse fließenden Wassers zwischen kleineren Seen zur Anlage von Wassermühlen. Diese waren für die inzwischen auch von den Zisterziensern geförderte Transformation der slawischen Subsistenzwirtschaft in eine

---

111 Lübbe 1997, S. 124.

112 Thietmar von Merseburg, *Chronicon* I, 3, S. 6.

113 Thietmar von Merseburg, *Chronicon* VI, 23, S. 302. Vgl. zu Rethra auch Schmidt 1974 und Schmidt 1984, S. 64–69.

114 Thietmar von Merseburg, *Chronicon* VI, 24, S. 304.

115 Schmidt 1984, 25 f.

116 Schmidt 1984, S. 44.

117 Gahlbeck; Wittkopp u. Schumann 2007.

118 Gahlbeck; Schrage; Wittkopp u. Schumann 2007; Schich 1996.

markt- und exportorientierte Getreideproduktion unumgänglich geworden und sollten wegen der zu ihrem Antrieb notwendigen Stauanlagen zu einer weitgehenden Umwandlung der gewässernahen slawischen Siedlungslandschaft sorgen.<sup>119</sup> Nicht nur die Klöster, sondern auch die entstehenden Städte brauchten die Mühlen,<sup>120</sup> deren Dämme den Wasserstand der träge vor sich hinfließenden Havel<sup>121</sup> ebenso wie der oberen Seen in Mecklenburg,<sup>122</sup> aber auch zahlreicher kleinerer Gewässer zum Teil um mehrere Meter erhöhten und ein Leben in den slawischen Ufersiedlungen damit unmöglich machten. Neben der Verfügung über das Wasser als Energieträger zum Antrieb von Mühlen blieben aber auch in Mittel- und Ostdeutschland Seeufer als Plätze für monastische Gemeinschaften von Bedeutung, weil die Seen als Fischgewässer<sup>123</sup> oder als kontemplative Orte attraktiv waren, wie etwa bei der Auswahl des Platzes des Benediktinerinnen-Klosters Arendsee<sup>124</sup> in der Altmark vorausgesetzt werden kann.

Unter den vielfältigen Nutzungen, die stehende Gewässer in der Neuzeit erfuhren, sollen zum Abschluss noch zwei Aspekte hervorgehoben werden. Zunächst wurden von Seen geprägte Landschaften zu Orten repräsentativen Wohnens inmitten von weitläufigen Parkanlagen. Die brandenburgisch-preußischen Hohenzollern nutzten dazu zunächst seit dem 18. Jahrhundert das Rheinsberger Seen-Gebiet mit dem auf älteren Burgresten errichteten Barockschloss am Ufer des Grienerick-Sees<sup>125</sup> und das unter anderen von Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff errichtete Schloss Lietzenburg, das heutige Berlin-Charlottenburg. Im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert ließen sie dann von ihren Baumeistern Schinkel und Persius sowie den Gartengestaltern Lenné und Fürst Pückler-Muskau ihr preußisches Arkadien an der Havel zwischen Berlin und Potsdam erbauen.<sup>126</sup> Der Wittelsbacher Ludwig II., König von Bayern, knüpfte an den Klosterstandort seiner agilolfingischen Vorgänger an und versuchte seit 1873, auf der Insel Herrenchiemsee das französische Königsschloss von Versailles zu kopieren.<sup>127</sup>

Weiterhin wurden in der Neuzeit aber auch Gewässer zur Energiegewinnung aufgestaut.<sup>128</sup> Neben den Mühlen trieben die Wasserräder vor allem in den Mittelgebirgen nun die Hämmer und die Blasebälge, mit denen Eisen geschmiedet

---

119 *Hardt* 2008b, S. 96.

120 *Küster* 1995, S. 263–269.

121 *Schich* 1994.

122 *Ruchhöft* 1999.

123 *Brachmann; Foster; Kratzke u. Reimann* 2003, S. 269–271.

124 *Mindermann; Riggert-Mindermann; Schöfbeck u. Knüvener* 2007.

125 Das Rheinsberg-Fürstenberger Seengebiet. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme in den Gebieten von Zechlin, Rheinsberg, Fürstenberg und Himmelpfort (Werte unserer Heimat, 25), Berlin 1974, S. 89–100; *Karg* 1981; *Wendland* 1987.

126 *Seiler u. Hamm* 1999; *Seiler* 1997; Generaldirektion Stiftung Preußische Schlösser und Gärten 2003.

127 *Rauch* 1995.

128 Zum ökologischen Unterschied zwischen »natürlichen« und aufgestauten Seen vgl. *Blackbourn* 2007, S. 283–286.

und gehärtet wurde. Ihre Standorte sind bis heute vielfach richtungweisend für den Prozess der Industrialisierung geworden.<sup>129</sup> Seit dem 20. Jahrhundert treibt das Wasser der Stauseen auch die Turbinen kleinerer und größerer Elektrizitätswerke an.<sup>130</sup> Den Endpunkt dieser Entwicklung bilden seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Talsperren<sup>131</sup> der Mittelgebirgsregionen, die bis in die zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts noch überwiegend mit steinernen Sperrmauern, später mit solchen aus Beton<sup>132</sup> und nach dem Zweiten Weltkrieg dann mit aufgeschütteten Dämmen errichtet wurden. Neben der Regulierung der durch vielfältige Wasserentnahmen einerseits und immer wieder auftretende Starkregen und die damit einhergehenden Überflutungen andererseits beanspruchten Flusspegel<sup>133</sup> sowie der Energiegewinnung, insbesondere von Elektrizität,<sup>134</sup> dienten diese künstlichen Seen zunehmend auch der Trinkwasserversorgung,<sup>135</sup> und sie hatten und haben einen erheblichen Erholungswert.<sup>136</sup> Allerdings bedeutete ihre Aufstauung neben der Entstehung einer jeweils neuen Kulturlandschaft auch den nahezu vollständigen Verlust all jener Kulturlandschaftselemente, die zukünftig unterhalb der nun entstehenden Wasserpegel liegen würden.<sup>137</sup>

Ohne Zweifel als positive Entwicklung wird man dagegen die Entstehung neuer Seenlandschaften im Gebiet ehemaliger Braunkohleförderung ansehen müssen. Dies ist zur Zeit im Bereich der Renaturierung rheinischer Tagebaue der Fall, insbesondere aber in Mitteldeutschland. Im sogenannten Südraum Leipzig entstehen zur Zeit 17 neue Seen mit einer gesamten Wasserfläche von 65 bis 70 Quadratkilometern.<sup>138</sup> Nach der Stilllegung von zehn Tagebauen als Folge der politischen Entwicklung seit 1989 findet dort ein Kulturlandschaftswandel bisher undenkbareren Umfangs statt. Als Beispiel sei das Werden des Sees im Bereich des erst 1981 aufgeschlossenen und eine Tiefe von 57 m erreichenden Tagebaus Cosspuden in der Auenlandschaft der weißen Elster am unmittelbaren südlichen Stadtrand von Leipzig beschrieben.<sup>139</sup> Bis zum Oktober 1992 waren hier 31,6 Millionen Tonnen Braunkohle gefördert und über 200 Millionen Tonnen Abraum bewegt worden. Seit dem Beginn der Renaturierung am 1.1.1991 wurden die

129 *Blackbourn* 2007, S. 249; *Küster* 1995, S. 263–269; für das oberbergische Land *Nehls* 1996 und *Sülzer* 1998, S. 39–46.

130 *Blackbourn* 2007, S. 263–267; für das oberbergische Land *Sülzer* 1998, S. 46–62.

131 Vgl. dazu *Blackbourn* 2007, S. 229–306; *Weiser* 1991; für das oberbergische Land *Fischer u. Grümer* 1999, S. 163–172; *Sülzer* 1998, S. 73–124 am Beispiel der Aggertalsperre.

132 *Blackbourn* 2007, S. 288, 300 f.

133 *Blackbourn* 2007, S. 256–263.

134 *Blackbourn* 2006, S. 263–267, 277–279; für die Aggertalsperre *Middelhoff* 1929, S. 47–61.

135 *Blackbourn* 2007, S. 243 f., S. 276 f.; *Anselm* 2005, S. 9–17; für das oberbergische Land *Sülzer* 1998, S. 127–150.

136 *Anselm* 2005, S. 18–35; zu den Anfängen touristischer Aufmerksamkeit für die Talsperren vgl. *Blackbourn* 2007, S. 237–239.

137 *Blackbourn* 2007, S. 290–297.

138 *Eissmann u. Rudolph* 2006, S. 6.

139 *Eissmann u. Rudolph* 2006, S. 11–13, 22–36.

Böschungen abgeflacht und dann im November 1992 die Pumpen abgeschaltet, die den Tagebau wasserfrei hielten. Grundwasser, Uferfiltrat der weißen Elster und schließlich seit 1995 die tägliche Zuleitung von 5.000 Wasser aus dem benachbarten Tagebau Zwenkau und 65.000 m<sup>3</sup> aus dem 25 km entfernten Tagebau Profen vollendeten die Flutung im Jahr 2000 bei einer durchschnittlichen Anstiegsgeschwindigkeit von 4,3 m pro Jahr.<sup>140</sup> Der Cospudener See hat heute bei einer Fläche von 4,2 km<sup>2</sup> und einer Tiefe von bis zu 45 m ein Wasservolumen von 107 Millionen m<sup>3</sup>.<sup>141</sup> Seine 12 km Strand werden bei guter Wasserqualität von den Leipzigern als beliebter Naherholungsraum mit allen nur denkbaren Freizeitangeboten einschließlich dem Freizeitpark Belantis, dem Segelbetrieb und der Personenschiffahrt angenommen, und auch Fische und Wasservögel akzeptieren ganz offensichtlich diesen vergleichsweise jungen See als Lebensraum.<sup>142</sup>

Welche Risiken jedoch mit der Flutung von aufgelassenen Braunkohletagebauen verbunden sein können, zeigte sich bei dem Unglück, das sich am 18. Juli 2009 in Nachterstädt im Salzlandkreis im Bundesland Sachsen-Anhalt ereignete. Dabei rutschte eine abgeböschte Fläche von 350 x 120 m etwa 100 m tief in den sich in Bewässerung befindenden, bis dahin 350 ha umfassenden Concordia-See ab. Drei Personen kamen in den verschütteten zwei Wohnhäusern ums Leben; 44 Menschen mussten ihre Wohnungen auf Dauer verlassen. Es handelte sich bei dem in den See gerutschten Areal um ein in den Zwanziger Jahren aufgeschüttetes Haldengelände, das seit dem Jahr 1928 mit dem Ort Nachterstädt bebaut worden war, nachdem Alt-Nachterstädt kurz vorher im Rahmen einer Braunkohleförderung abgebagert worden war, die man seit der Mitte des 19. Jahrhunderts anfangs auch im Untertageabbau betrieben hatte. Der Tagebau Nachterstädt war seit dem Jahr 1991 eingestellt worden; im Anschluss sollte er bis zum Jahr 2027 geflutet und touristisch sogar mit einem Ausflugsschiff genutzt werden.<sup>143</sup> Die Ursache der Hangrutschung ist auch mehr als ein halbes Jahr nach dem Unglück nicht geklärt; am wahrscheinlichsten gilt eine Lösung der Standhaftigkeit der Böschung durch sogenanntes »Setzungsfließen«, ansteigendes und im Untergrund fließendes Grundwasser also. Trotz des Unglücks und der damit offenbar bestehenden Probleme wird langfristig daran festgehalten, den Concordia-See touristisch nutzen zu wollen.<sup>144</sup>

## Zusammenfassung

Nach so viel Seen und Momentaufnahmen ihrer Bedeutung für die Siedlung auf Inseln und Ufern im Verlauf der Jahrtausende fällt eine Zusammenfassung nicht leicht. Seit dem Paläolithikum lockten die überwiegend den letzten Eiszeiten ihre

---

140 Eissmann u. Rudolph 2006, S. 12, 29.

141 Eissmann u. Rudolph 2006, S. 12.

142 Eissmann u. Rudolph 2006, S. 12, 34 f.

143 Rademacher u. Haupt 2009.

144 Bartsch 2010.

Entstehung verdankenden Seen Mitteleuropas Menschen an. Diese schätzten die Nahrung, die der See zur Verfügung stellte, seine Eignung als Verkehrs- und Kommunikationsweg, seine Siedlungsgunst und seit dem Neolithikum zunehmend auch die Schutzfunktion, welche die Gewässer boten. Früh schon wurde auch das Numinose in ihnen verehrt, wurden Götter, Nymphen, Nixen und Dämonen in ihnen mit Opfergaben günstig zu stimmen versucht. Auch in christlicher Zeit lebte diese Verbindung der Seen mit der Sphäre der Ewigkeit fort; die Klöster des Bodens- und des Chiemsees kündeten davon bis heute. Spätestens mit den monastischen Gemeinschaften, wenn nicht schon mit den *villae rusticae* der Römer kam eine besondere, vermessene Form von Kulturlandschaft an die Seen und prägt sie ebenfalls bis heute. Dieses Modell wurde nach Norden und Osten exportiert, in eine Welt, in der Wikinger und Slawen die Seen ebenfalls schon als Verkehrs- und Wirtschaftsräume zu nutzen gewusst hatten. Die Kurfürsten und Könige von Preußen machten Seelandschaften dann zu Refugien ihrer inneren Einkehr, und auch die eigentlich der Energie- und Trinkwassergewinnung dienenden künstlichen Seen des 19. und 20. Jahrhunderts erlangten zunehmend Funktionen als Erholungsorte und Plätze der Ruhe.

## Quellen

- Caesar, De bello gallico: Des C. Julius Caesar Gallischer Krieg. Text Ausgabe B mit Einleitung. Hrsg. von *Franz Fügner*, 9. Auflage hrsg. von *W. Haynel*. – Leipzig u. Berlin 1917 (Teubners Schülers Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller).
- Sueton, Das Leben der römischen Kaiser. Hrsg. und übersetzt von *Hans Martinet*. – Düsseldorf 2001.
- Tacitus, Germania. Lateinisch und deutsch von Gerhard Perl. – In: Griechische und lateinische Quellen zur Frühgeschichte Mitteleuropas bis zur Mitte des 1. Jahrtausends u. Z.. Hrsg. von *Joachim Herrmann*. – Berlin 1990 (Schriften und Quellen der Alten Welt, 37, 2).
- Vita Galli Confessoris auctore Walahfrido libri II. Ed. *Bruno Krusch*, MGH SS rer. Mer. IV. – Hannover u. Leipzig 1902 (Ndr. 1977), S. 280–337.
- Vita Galli Confessoris auctore Wettino. Ed. *Bruno Krusch*, MGH SS rer. Mer. IV. – Hannover u. Leipzig 1902 (Ndr. 1977), S. 256–280.

## Literatur

- Abegg-Wigg, Angelika u. Rau, Andreas [Hrsg.]*: Aktuelle Forschungen zu Kriegsbeuteopfern und Fürstengräbern im Barbaricum. – Neumünster 2008 (Schriften des Archäologischen Landesmuseums, Ergänzungsreihe, Bd. 4).
- Anselm, Jörn*: Freizeitnutzung an Talsperren. Konflikte, Kosten, Bewertungsverfahren. – Clausthal-Zellerfeld 2005 (Diss. Braunschweig).
- Bartsch, Michael*: Weiter Rätsel um den Erdrutsch. – In: Die tageszeitung Nr. 9104, 2. 2. 2010, S. 8.
- Bauer, Irmgard u. Müller, Felix*: Religiöse Zeugnisse der Kelten in der Schweiz. – In: *Cain, Hans-Ulrich u. Rieckhoff, Sabine [Hrsg.]*: Fromm, fremd, barbarisch. Die Religion der Kelten. Leipzig u. Mainz 2002, S. 90-102.
- Bemmann, Güde u. Jan*: Der Opferplatz von Nydam. Die Funde aus den älteren Grabungen: Nydam-I und Nydam-II, Bd. 1, Text, Neumünster 1998.
- Billamboz, André u. Schlichtherle, Helmut*: »Pfahlbauten«. Urgeschichtliche Ufer- und Moorsiedlungen. Neue Forschungen in Südwestdeutschland. – 2. Erweiterte Aufl. Stuttgart 1984 (Kleine Schriften zur Kenntnis der Vorgeschichte Südwestdeutschlands, 1).
- Blackbourn, David*: Die Eroberung der Natur. Eine Geschichte der deutschen Landschaft. – München 2007.
- Bleile, Ralf*: Quetzin – Eine spätslawische Burg auf der Kohlinsel im Plauer See. Befunde und Funde zur Problematik slawischer Inselnutzungen in Mecklenburg-Vorpommern. – Schwerin 2008 (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns, Bd. 48).
- Borst, Arno*: Mönche am Bodensee 610–1525. – Sigmaringen 1985 (Bodensee-Bibliothek, Bd. 5).
- Bosl, Karl*: Baiern und Walchen. – In: Zeitschrift für bayerische Landgeschichte 33, 1970, S. 857–958.
- Brachmann, Hansjürgen; Foster, Elzbieta; Kratzke, Christine u. Reimann, Heike*: Das Zisterzienserkloster Dargun im Stammesgebiet der Zirzipanen. Ein interdisziplinärer Beitrag zur Erforschung mittelalterlicher Siedlungsprozesse in der Germania Slavica. – Stuttgart 2003 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 17).
- Buttinger, Sabine*: Das Kloster Tegernsee und sein Beziehungsgefüge im 12. Jahrhundert. – München 2004 (Studien zur altbayerischen Kirchengeschichte, Bd. 12).
- Carnap-Bornheim, Claus von u. Ilkjær, Jørgen*: Illerup Ådal 5–8: Die Prachtausrüstungen, Textband sowie Katalog, Fundlisten und Literatur; Tafelband sowie Grabungsdokumentation und Fundliste. – Aarhus 1996 (Jutland Archaeological Society, Publications, XXV: 5–8).
- Dannheimer, Hermann*: Neue archäologische Untersuchungen im Chiemsee. Ergebnisse der Grabungen in den sechziger Jahren. – In: *Dannheimer, Hermann [Hrsg.]*: Auf den Spuren der Bajuwaren. Archäologie des frühen Mittelalters in Altbayern. Ausgrabungen – Funde – Befunde. Pfaffenhofen 1987, S. 219–233.
- Dannheimer, Hermann*: Die agilolfingerzeitlichen Klöster. 2. Archäologische Spuren. – In: *Dannheimer, Hermann u. Dopsch, Heinz [Hrsg.]*: Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488–788. München u. Salzburg 1988, S. 311–317.
- Dannheimer, Hermann*: Frauenwörth. Herzog Tassilos Kloster im Chiemsee. Abtei – Kirche – Torhalle. – Weißenhorn 2008.

- Dieckmann, Bodo; Maier, Ursula u. Vogt, Richard:* Hornstaad-Hörnle, eine der ältesten jungsteinzeitlichen Ufersiedlungen am Bodensee. – In: *Schlichtherle, Helmut [Hrsg.]: Pfahlbauten rund um die Alpen.* Stuttgart 1997 (Sonderheft der Zeitschrift »Archäologie in Deutschland« 1997), S. 15–21.
- Dopsch, Heinz:* Gründung und Frühgeschichte des Klosters Frauenchiemsee bis zum Tod der seligen Irmengard (866). – In: *Brugger, Walter u. Weitlauff, Manfred [Hrsg.]: Kloster Frauenchiemsee 782–2003. Geschichte, Kunst, Wirtschaft und Kultur einer altbayerischen Benediktinerinnenabtei.* Weißenhorn 2003, S. 29–55.
- Drack, Walter u. Fellmann, Rudolf:* Die Römer in der Schweiz. – Stuttgart u. Jona 1988.
- Eissmann, Lothar u. Rudolph, Armin:* Die aufgehenden Seen im Süden Leipzigs. Metamorphose einer Landschaft. – 2. Aktualisierte und erweiterte Aufl. Beucha 2006.
- Fatzer, B. u. Leuzinger, Urs:* Pfahlbauquartett. Vier Museen präsentieren 150 Jahre Pfahlbau-Archäologie. – Frauenfeld 2004.
- Fischer, Barbara u. Grümer, Wolfgang:* Denkmalgeschichten. Die schönsten historischen Bauten im Oberbergischen Land. – Wiehl 1999.
- Gahlbeck, Christian; Schrage, Gertraud Eva; Wittkopp, Blandine u. Schumann, Dirk:* Chorin. – In: *Heimann, Heinz-Dieter; Neitmann, Klaus u. Schich, Winfried [Hrsg.]: Brandenburgisches Klosterbuch. Handbuch der Klöster, Stifte und Kommenden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Bd. I.* – Berlin 2007 (Brandenburgische Historische Studien, Bd. 14), S. 329–359.
- Gahlbeck, Christian; Wittkopp, Blandine u. Schumann, Dirk:* Mariensee. – In: *Heimann, Heinz-Dieter; Neitmann, Klaus u. Schich, Winfried [Hrsg.]: Brandenburgisches Klosterbuch. Handbuch der Klöster, Stifte und Kommenden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Bd. II.* – Berlin 2007 (Brandenburgische Historische Studien, Bd. 14), S. 850–859.
- Gebers, Wilhelm:* Der slawische Burgwall auf dem Bischofswarder, Teil 1: Katalog und Beilagen. – Neumünster 1981 (Bosau. Untersuchung einer Siedlungskammer in Ostholstein unter Leitung von *Hermann Hinz* Bd. 5, 1; Veröffentlichungen des Sonderforschungsbereichs 17, Archäologische Arbeitsgruppen, Bd. 7; Offa-Bücher, Bd. 45).
- Gebers, Wilhelm:* Der slawische Burgwall auf dem Bischofswarder, Teil 2: Auswertung der Funde und Befunde. – Neumünster 1986 (Bosau. Untersuchung einer Siedlungskammer in Ostholstein unter Leitung von *Hermann Hinz* Bd. 5, 2; Veröffentlichungen des Sonderforschungsbereichs 17, Archäologische Arbeitsgruppen, Bd. 13; Offa-Bücher, Bd. 57).
- Gebühr, Michael:* Nydam und Thorsberg. Opferplätze der Eisenzeit. Begleitheft zur Ausstellung. – Schleswig 2000.
- Generaldirektion Stiftung Preußische Schlösser und Gärten 2003 [Hrsg.]: Ludwig Persius. Architekt des Königs. Baukunst unter Friedrich Wilhelm IV. Architekturführer. – Potsdam 2003.
- Goldmann, Klaus [Hrsg.]:* Biskupin. Ein polnisches Pompeji. Ausstellungskatalog. – Berlin 1985.
- Górecki, Janusz:* Die Burg Ostrów Lednicki – ein frühstaatliches Zentrum der Piastendynastie. – In: *Wieczorek, Alfried u. Hinz, Hans-Martin [Hrsg.]: Europas Mitte um 1000. Handbuch zur Ausstellung, Bd. 1.* Stuttgart 2000, S. 467–470.
- Grenz, Rudolf u. Rajewski, Zdzisław:* Biskupin. – In: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* Bd. 3. Berlin u. New York 1978, S. 46–50.
- Haas-Gebhard, Brigitte:* Die Insel Wörth im Staffelsee: römische Befestigung, frühmittelalterliches Kloster, Pfarrkirche. – Stuttgart 2000 (Führer zu archäologischen Denkmälern in Bayern; Bd. 2: Oberbayern).

- Hafner, Albert*: Unter Wasser retten und bewahren. – In: *Archäologie in Deutschland* 2, 2002, S. 54–59.
- Hafner, Albert u. Wolf, Claus*: Pfahlbauten der Westschweiz – Die Seeufersiedlungen zwischen Bieler See und Lac Léman. – In: *Schlichtherle, Helmut [Hrsg.]*: Pfahlbauten rund um die Alpen. Stuttgart 1997 (Sonderheft der Zeitschrift »Archäologie in Deutschland« 1997), S. 50–55.
- Hardt, Matthias*: The Bavarians. – In: *Goetz, Hans-Werner; Jarnut, Jörg and Pohl, Walter [eds.]* with the collaboration of *Sören Kaschke*: Regna et Gentes. The relationship between late antique and early medieval peoples and kingdoms in the transformation of the Roman world. Leiden u. Boston 2003 (The transformation of the Roman world, 13), pp. 429–461.
- Hardt, Matthias*: Fernhandel und Subsistenzwirtschaft. Überlegungen zur Wirtschaftsgeschichte der frühen Westslawen. – In: *Ludwig, Uwe u. Schilp, Thomas [Hrsg.]*: Nomen et Fraternitas. Festschrift für Dieter Geuenich zum 65. Geburtstag. Berlin u. New York 2008 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 62), S. 741–763.
- Hardt, Matthias*: Von der Subsistenzwirtschaft zur marktorientierten Produktion von Getreide: der hochmittelalterliche Wandel der Agrarstruktur in den westslawischen Gebieten. – In: *Herrmann, Bernd [Hrsg.]*: Beiträge zum Göttinger Umwelthistorischen Kolloquium 2007–2008. Göttingen 2008 (Graduiertenkolleg Interdisziplinäre Umweltgeschichte), S. 87–116.
- Hasenfratz, Albin*: Pfahlbauten im südlichen Bodenseeraum. – In: *Schlichtherle, Helmut [Hrsg.]*: Pfahlbauten rund um die Alpen. Stuttgart 1997 (Sonderheft der Zeitschrift »Archäologie in Deutschland« 1997), S. 36–41.
- Heinrich-Tamaska, Orsolya*: Das Umland spätrömischer Innenbefestigungen Pannoniens (4. Jh. n. Chr.). – In: *Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie* 26, 2008, S. 251–266.
- Heinrich-Tamaska, Orsolya*: Keszthely-Fenekpuszta und die pannonischen Innenbefestigungen. – In: *Heinrich-Tamaska, Orsolya u. Straub Péter [Hrsg.]*: Keszthely-Fenekpuszta im Spiegel der Jahrtausende. Leipzig u. Zalaegerszeg 2009, S. 42–49.
- Hinz, Hermann; Nellissen, Hans-Engelbert; Helmuth, Hermann; Prange, Wolfgang u. Averdick, Fritz-Rudolf*: Bosau I. Untersuchung einer Siedlungskammer in Ostholstein. – Neumünster 1974 (Veröffentlichungen des Sonderforschungsbereichs 17; Archäologische Arbeitsgruppen, Bd. 2; Offa-Bücher, Bd. 31).
- Höckmann, Olaf*: Spätrömische Schiffsfunde in Mainz. – In: *Archäologisches Korrespondenzblatt* 12, 1982, S. 231–250.
- Ilkjær, Jørgen*: Illerup Ådal 1–2: Die Lanzen und Speere, Textband und Tafelband. – Aarhus 1990 (Jutland Archaeological Society, Publications XXV:1–2).
- Ilkjær, Jørgen*: Illerup Ådal 3: Die Gürtel. Bestandteile und Zubehör, Textband und Tafelband. – Aarhus 1993 (Jutland Archaeological Society, Publications XXV:3–4).
- Ilkjær, Jørgen*: Illerup Ådal 9–10: Die Schilde, Textband sowie Katalog, Tafeln und Fundlisten. – Aarhus 2001 (Jutland Archaeological Society, Publications XXV:9–10).
- Ilkjær, Jørgen*: Die Funde aus Illerup Ådal – Der Stand der Forschungen im Jahr 2006. – In: *Abegg-Wigg, Angelika u. Rau, Andreas [Hrsg.]*: Aktuelle Forschungen zu Kriegsbeuteopfern und Fürstengräbern im Barbaricum. Neumünster 2008 (Schriften des Archäologischen Landesmuseums, Ergänzungsreihe, Bd. 4), S. 19–24.
- Jäschke, Kurt-Ulrich*: Kolumban von Luxeuil und sein Wirken im alemannischen Raum. – In: *Borst, Arno [Hrsg.]*: Mönchtum, Episkopat und Adel zur Gründungszeit des Klosters Reichenau. Sigmaringen 1974 (Vorträge und Forschungen, Bd. 20), S. 77–130.

- Jud, Peter*: Latènezeitliche Brücken und Straßen in der Westschweiz. – In: *Lang, Amei u. Salač, Vladimír [Hrsg.]*: Fernkontakte in der Eisenzeit. Konferenz Liblice 2000. Prag 2002, S. 134–146.
- Jud, Peter*: Vom Bauernhof zum Oppidum. – In: *Archäologie in Deutschland* 3, 2003, S. 22–25
- Jud, Peter*: Keltische Brücken – verkannte Monumente. – In: *La Tène. Die Untersuchung – Die Fragen – Die Antworten. Die Publikation zum Stand der Forschung und ihrer Geschichte. Museum Schwab Biel in Zusammenarbeit mit dem Landesmuseum Zürich. Biel 2007, S. 78–85.*
- Kaenel, Gilbert u. Curdy, Philippe*: Das Wistenlacher Oppidum (Mont Vully). – Sugiez u. Vully 1988 (Archäologische Führer der Schweiz, 23).
- Kaiser, Reinhold*: Castrum und Pfalz in Zürich: ein Widerstreit des archäologischen Befundes und der schriftlichen Überlieferung? – In: *Fenske, Lutz [Hrsg.]*: Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung, B. 4, Pfalzen – Reichsgut – Königshöfe. Göttingen 1996 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 11/4), S. 84–109.
- Kaiser, Reinhold*: Die Burgunder. – Stuttgart 2004 (Urban-Taschenbücher, Bd. 586).
- Karg, Detlev [Bearb.]*: Der Schloßpark von Rheinsberg. Ein Führer durch den Schloßpark und seine Geschichte. Hrsg. vom Rat der Stadt Rheinsberg. – Rheinsberg 1981.
- Kern, Anton; Kowarik, Kerstin; Rausch, Andreas W. u. Reschreiter, Hans [Hrsg.]*: Salz-Reich. 7000 Jahre Hallstatt. – Wien 2008 (Veröffentlichungen der Prähistorischen Abteilung, [VPA] 2).
- Kimmig, Wolfgang*: Die »Wasserburg Buchau«, eine spätbronzezeitliche Siedlung. Forschungsgeschichte – Kleinfunde. – Stuttgart 1992 (Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, H. 16).
- Kimmig, Wolfgang*: Die »Wasserburg Buchau«. Keramikfunde. – Stuttgart 2000 (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Heft 58).
- Kind, C. J. u. Schlichtherle, Helmut*: Federsee. – In: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 8. Berlin u. New York 1994, S. 268–279.
- Köninger, Joachim*: Ufersiedlungen der frühen Bronzezeit am Bodensee. – In: *Schlichtherle, Helmut [Hrsg.]*: Pfahlbauten rund um die Alpen. Stuttgart 1997 (Sonderheft der Zeitschrift »Archäologie in Deutschland« 1997), S. 29–35.
- Kolb, Martin*: Die Seeufersiedlung Sipplingen und die Entwicklung der Horgener Kultur am Bodensee. – In: *Schlichtherle, Helmut [Hrsg.]*: Pfahlbauten rund um die Alpen. Stuttgart 1997 (Sonderheft der Zeitschrift »Archäologie in Deutschland« 1997), S. 22–28.
- Kossian, Rainer u. Lönne, Petra*: Dorfleben vor 5000 Jahren. – In: *Archäologie in Deutschland* 3, 2003, S. 8–13.
- Kossian, Rainer*: Hunte 1: ein mittel- bis spätneolithischer und frühbronzezeitlicher Siedlungsplatz am Dümmer, Ldkr. Diepholz (Niedersachsen); die Ergebnisse der Ausgrabungen des Reichsamtes für Vorgeschichte in den Jahren 1938 bis 1940. – Kerpen-Loogh 2007 (Veröffentlichungen der archäologischen Sammlungen des Landesmuseums Hannover, Bd. 52).
- Küster, Hansjörg*: Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart. – München 1995.
- Leuzinger, Urs*: Kluge Bauern, eifrige Händler. – In: *Archäologie in Deutschland* 3, 2004, S. 28–30.
- Leuzinger, Urs*: Pfyn Breitenloo. – 2007 (Archäologie im Thurgau, 14).

- Lübke, Christian*: Heidentum und Widerstand: Elbslawen und christliche Staaten im 10. – 12. Jahrhundert. – In: *Urbanczyk, Premyslaw [Hrsg.]*: Early Christianity in Central and East Europe. Warschau 1997, S. 123–128.
- Maurer, Helmut*: Bodman. – In: Die Deutschen Königspfalzen, Bd. 3, Baden-Württemberg, 1. Lieferung Adelberg-Esslingen (Anfang). Göttingen 1988, S. 18–45.
- Maurer, Helmut*: Reichenau. – In: Die Deutschen Königspfalzen, Bd. 3, Baden-Württemberg, 4. Lieferung Lorch-Reichenau. Göttingen 2003, S. 493–571.
- Maurer, Helmut [Hrsg.]*: Der Bodensee. Landschaft, Geschichte, Kultur. Namens des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung und des Alemannischen Instituts Freiburg im Breisgau. – Sigmaringen 1982 (Bodensee-Bibliothek, Bd. 28).
- Middelhoff, Hans*: Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Aggertalsperrenanlagen. – Köln 1929 (Diss.).
- Milojčić, Vladimir*: Bericht über die Ausgrabungen und Bauuntersuchungen in der Abtei Frauenwörth auf der Fraueninsel im Chiemsee 1961–1964. – München 1966 (Bayerische Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, Abhandlungen Neue Folge, H. 65).
- Mindermann, Arend; Riggert-Mindermann, Ida-Christine; Schöffbeck, Tilo u. Knüvener, Peter*: Arendsee. – In: *Heimann, Heinz-Dieter; Neitmann, Klaus u. Schich, Winfried [Hrsg.]*: Brandenburgisches Klosterbuch. Handbuch der Klöster, Stifte und Kommen- den bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Bd. I. Berlin 2007 (Brandenburgische Historische Studien, Bd. 14), S. 106–126.
- Müller, R.*: Über die Wasserstände der Juraseen. Ein Beitrag zur archäologischen For- schung bei der 2. Juragewässerkorrektion. – Freiburg u. Üchtland 1973.
- Müller, Felix*: CH wie Schweiz, Helvetier wie Eidgenossen. – In: Archäologie in Deutsch- land 3, 2003, S. 20–21.
- Müller, Felix*: Die Waffenfunde bei den Zihlbrücken. – In: La Tène. Die Untersuchung – Die Fragen – Die Antworten. Die Publikation zum Stand der Forschung und ihrer Ge- schichte. Museum Schwab Biel in Zusammenarbeit mit dem Landesmuseum Zürich. Biel 2007, S. 97–101.
- Müller, Felix u. Lüscher, Geneviève*: Die Kelten in der Schweiz. – Stuttgart 2004.
- Müller-Wille, Michael*: Opferkulte der Germanen und Slawen. – Stuttgart 1999 (Sonder- heft 1999 der Zeitschrift »Archäologie in Deutschland«).
- Nehls, Alfred*: Als in den Tälern die Hämmer dröhnten. Die Geschichte der Eisenindus- trie im Oberbergischen Kreis. – Wiehl 1996.
- Pallmann, Reinhold*: Die Pfahlbauten und ihre Bewohner. Eine Darstellung der Cultur und des Handels der europäischen Vorzeit. – Greifswald 1866.
- Pillonel, Daniel*: Construction des ponts celtiques et gallo-romains. – In: La Tène. Die Untersuchung – Die Fragen – Die Antworten. Die Publikation zum Stand der Forschung und ihrer Geschichte. Museum Schwab Biel in Zusammenarbeit mit dem Landesmuseum Zürich. Biel 2007, S. 86–96.
- Pippke, Walter u. Pallhuber, Ida*: Gardasee, Verona, Trentino. Der See und seine Stadt – Landschaft und Geschichte, Literatur und Kunst. – Köln 1986 (DuMont Kunst-Reise- führer).
- Pleterski, Andrej*: Župa Bled. Nastanek, Razvoj in Prežitki. – Ljubljana 1986 (Slovenska Akademija Znanosti in umetnosti; Razred za Zgodovinske in Družbene Vede, Dela 30; Inštitut za Arheologijo, 14).
- Pollak, Marianne*: Kombiniertes Land-Wasser-Verkehr im Flußgebiet der oberen Traun, Oberösterreich. – In: *Carnap-Bornheim, Claus von u. Friesinger, Herwig [Hrsg.]*:

- Wasserwege: Lebensadern – Trennungslinien. Hrsg. von Neumünster 2005 (Schriften des Archäologischen Landesmuseums, Ergänzungsreihe, Bd. 3), S. 81–101.
- Pollak, Marianne*: Wege zum Salz. – In: *Kern, Anton [Hrsg.]*: Salz-Reich. 7000 Jahre Hallstatt. Wien 2008 (Veröffentlichungen der Prähistorischen Abteilung [VPA], 2), S. 180–183.
- Prinz, Friedrich*: Frühes Mönchtum in Südwestdeutschland und die Anfänge der Reichenau. Entwicklungslinien und Forschungsprobleme. – In: *Borst, Arno [Hrsg.]*: Mönchtum, Episkopat und Adel zur Gründungszeit des Klosters Reichenau. Sigmaringen 1974 (Vorträge und Forschungen, Bd. 20), S. 37–76.
- Raddatz, Klaus*: Der Thorsberger Moorfund. Gürtelteile und Körperschmuck. – Neumünster 1957 (Offa-Bücher, 13).
- Raddatz, Klaus*: Religionsgeschichtliche Probleme des Thorsberger Moorfundes. – In: *Jankuhn, Herbert [Hrsg.]*: Vorgeschichtliche Heiligtümer und Opferplätze in Mittel- und Nordeuropa. Bericht über ein Symposium in Reinhausen bei Göttingen. Göttingen 1970 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen; philologisch-historische Klasse, 3. Folge, Nr. 74), S. 188–197.
- Raddatz, Klaus*: Der Thorsberger Moorfund. Katalog. Teile von Waffen und Pferdegeschirr, sonstige Funde aus Metall und Glas, Ton- und Holzgefäße, Steingeräte. – Neumünster 1987 (Offa-Bücher, 65).
- Raddatz, Klaus*: Der Thorsberger Moorfund. Gürtelteile und Körperschmuck. Katalog. – In: *Offa* 44, 1987, S. 117–152.
- Rademacher, Horst u. Haupt, Friederike*: Senkung durch Fließen. – In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 167, 22.7.2009, S. 7.
- Rauch, Alexander*: Schloss Herrenchiemsee. – München u. Berlin 1995.
- Reinerth, Hans*: Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen. – Schusseneried 1923.
- Reinerth, Hans*: Die Wasserburg Buchau. Eine befestigte Inselsiedlung aus der Zeit 1100–800 v. Chr. – Augsburg 1928 (Führer zur Urgeschichte, Bd. 6).
- Reinerth, Hans*: Pfahlbauten. Unteruhldingen am Bodensee um 2200 und 1100 vor Chr. Führer durch die Bauten. – Stuttgart 1932.
- Reinerth, Hans*: Das Pfahldorf Sipplingen. Ergebnisse der Ausgrabungen des Bodensee-geschichtsvereins 1929/30. – 2. Auflage Leipzig 1938 (Führer zur Urgeschichte, Bd. 10).
- Reinerth, Hans*: Pfahlbauten am Bodensee. – Leipzig 1940.
- Rieck, Flemming*: Die Schiffsfunde aus dem Nydammoor. Alte Funde und neue Untersuchungen. – In: *Bemmann, Güde u. Jan [Hrsg.]*: Der Opferplatz von Nydam. Die Funde aus den älteren Grabungen: Nydam-I und Nydam-II, Bd. 1, Text. Neumünster 1998, S. 267–292.
- Ruchhöft, Fred*: Der Wasserstand der »Oberen Seen« in Mecklenburg in Mittelalter und früher Neuzeit. – In: *Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern* 6, 1999, S. 195–208.
- Ruoff, Ulrich*: Unterwasserarchäologie im Zürich- und Greifensee. – In: *Schlichtherle, Helmut [Hrsg.]*: Pfahlbauten rund um die Alpen. Stuttgart 1997 (Sonderheft der Zeitschrift »Archäologie in Deutschland« 1997), S. 42–49.
- Schich, Winfried*: Die Havel als Wasserstraße im Mittelalter. Dämme, Mühlen, Flutrinnen. – In: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 45, 1994, S. 31–55.
- Schich, Winfried*: Die Anlage des brandenburgischen Zisterzienserklosters Chorin in einem slawischen Siedlungsgebiet. – In: *Kurnatowska, Zofia [Hrsg.]*: Słowianszczyzna w Europie średniowiecznej 2. Wrocław 1996, S. 201–211.

- Schlichtherle, Helmut*: Siedlungsarchäologie im Alpenvorland I. Die Sondagen 1973–1978 in den Ufersiedlungen Hornstaad-Hörnle I. Befunde und Funde zum frühen Jungneolithikum am westlichen Bodensee. – Stuttgart 1990 (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 36).
- Schlichtherle, Helmut*: Pfahlbauten rund um die Alpen. – In: *Schlichtherle, Helmut [Hrsg.]*: Pfahlbauten rund um die Alpen. Stuttgart 1997 (Sonderheft der Zeitschrift »Archäologie in Deutschland« 1997), S. 7–14.
- Schlichtherle, Helmut*: Der Federsee, das fundreichste Moor der Pfahlbauforschung. – In: *Schlichtherle, Helmut [Hrsg.]*: Pfahlbauten rund um die Alpen. Stuttgart 1997 (Sonderheft der Zeitschrift »Archäologie in Deutschland« 1997), S. 91–99.
- Schlichtherle, Helmut*: Seeufersiedlungen. – In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 28. Berlin u. New York 2005, S. 54–68.
- Schlichtherle, Helmut u. Wahlster, Barbara*: Archäologie in Seen und Mooren. Den Pfahlbauten auf der Spur. – Stuttgart 1986.
- Schlichtherle, Helmut u. Strobel, Michael*: Archäologie und Naturschutz im Federseemoor. – Stuttgart 1999.
- Schmid, Karl*: Königtum, Adel und Klöster am Bodensee bis zur Zeit der Städte. – In: *Maurer, Helmut [Hrsg.]*: Der Bodensee. Landschaft, Geschichte, Kultur. Namens des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung und des Alemannischen Instituts Freiburg im Breisgau. Sigmaringen 1982 (Bodensee-Bibliothek, Bd. 28), S. 531–576.
- Schmidt, Robert Rudolf*: Jungsteinzeit-Siedlungen im Federseemoor. Mit Beiträgen von *Hans Reinerth* und *Georg Kraft*. – Augsburg 1930 (Monographien zur Urgeschichte des Menschen).
- Schmidt, Roderich*: Rethra. Das Heiligtum der Lutizen als Heiden-Metropole. – In: *Beumann, Helmut [Hrsg.]*: Festschrift für Walter Schlesinger, Bd. II. Köln u. Wien 1974 (Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 74/II), S. 366–394.
- Schmidt, Volker*: Lieps. Eine slawische Siedlungskammer am Südende des Tollensesees. – Berlin 1984 (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte der Bezirke Rostock, Schwerin und Neubrandenburg, Bd. 16).
- Schöbel, Gunter*: Die Pfahlbauten von Unteruhldingen, Teile 1–5. – In: Pfahlbaumuseum Unteruhldingen, Museumsgeschichte, Teil I: 1922–1949. Hrsg. vom Pfahlbaumuseum Unteruhldingen, Unteruhldingen 2001, S. 3–116.
- Schöbel, Gunter*: Hans Reinerth. Forscher – NS-Funktionär – Museumsleiter. – In: *Leube, Achim* in Zusammenarbeit mit *Hegewisch, Morten [Hrsg.]*: Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945. Heidelberg 2002 (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, Bd. 2), S. 321–396.
- Schuldt, Ewald*: Groß Raden. Ein slawischer Tempelort des 9./10. Jahrhunderts in Mecklenburg. – Berlin 1985 (Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie; Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, Bd. 39).
- Schwab, Hanni*: Die Vergangenheit des Seelandes in neuem Licht. Archäologische Entdeckungen und Ausgrabungen bei der 2. Juragewässerkorrektion. – Freiburg u. Üchtland 1973.
- Schwab, Hanni*: Neue Ergebnisse zur Topographie von La Tène. – In: *Germania* 52, 1974, S. 348–367.
- Seiler, Michael*: Die Gestaltung des Neuen Gartens und der Pfaueninsel unter Friedrich Wilhelm II. – Gartenkünstlerische Einheit und Verschiedenheit. – In: Friedrich

- Wilhelm II. und die Künste. Preußens Weg zum Klassizismus. Hrsg. von der Generaldirektion der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg. Potsdam 1997, S. 451–458.
- Seiler, Michael u. Hamm, Manfred*: Inszenierte Landschaften. Blicke ins preußische Arkadien. – Berlin 1999.
- Sülzer, Torsten*: Vom Dorfbrunnen zum Wasserwerk. Die Geschichte der Wasserwirtschaft an Agger – Wiehl – Bröl. – Wiehl 1998.
- Störmer, Wilhelm*: Die agilolfingerzeitlichen Klöster. 1. Das Zeugnis der schriftlichen Quellen. – In: *Dannheimer, Hermann u. Dopsch, Heinz [Hrsg.]*: Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488-788. – München u. Salzburg 1988, S. 305–308.
- La Tène. Die Untersuchung – Die Fragen – Die Antworten. Die Publikation zum Stand der Forschung und ihrer Geschichte. Museum Schwab Biel in Zusammenarbeit mit dem Landesmuseum Zürich. – Biel 2007.
- Troll, Anneros u. Hald, Jürgen [Hrsg.]*: Zeitreisen am Bodensee. Von den Rentierjägern zu den Alemannen. – Steisslingen 2004.
- Weiser, Christiane Karin*: Die Talsperren in den Einzugsgebieten der Wupper und der Ruhr als funktionales Element in der Kulturlandschaft in ihrer Entwicklung bis 1945. Eine historisch-geographische Prozessanalyse. – Bonn 1991 (Diss.).
- Wendland, Folkwin*: Garten und Park Rheinsberg. – In: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 38, 1987, S. 102–141.
- Wohnen am Wasser. – In: *Archäologie in Deutschland* 3, 2004, S. 22–26.
- Wyss, René; Rey, Toni u. Müller, Felix*: Gewässerfunde aus Port und Umgebung. Katalog der latène- und römerzeitlichen Funde aus der Zihl. – Bern 2002 (Schriften des Bernischen Historischen Museums, Bd. 4).
- Zettler, Alfons*: Die frühen Klosterbauten der Reichenau. Ausgrabungen – Schriftquellen – St. Galler Klosterplan. Mit einem Beitrag von *Helmut Schlichtherle*. – Sigmaringen 1988 (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, Bd. 3).

Hans-Rudolf Egli

## Spuren lesen im Dreiseenland – 1000 Jahre Landschaftsgeschichte<sup>1</sup>

Mit 11 Abbildungen

Die Region der drei Jurarandseen von Biel, Neuenburg und Murten im zentralen schweizerischen Mittelland gehört zu den ältesten Siedlungsgebieten der heutigen Schweiz. In Twann am nördlichen Ufer des Bieler Sees konnten für die Zeit zwischen 3800 und 2950 v. Chr. mit hochwasserbedingten Unterbrüchen 25 Siedlungsschichten festgestellt werden (*Grütter*, HLS: Kt. Bern, www.hls.ch, 4.1.2010). Bis in die gallorömische Zeit ist das Gebiet durch zahlreiche Funde als wichtige Siedlungszone archäologisch sehr gut belegt. Im Frühmittelalter scheint jedoch auch dieses Gebiet nur relativ dünn besiedelt gewesen zu sein, und die heutigen Siedlungsspuren und Kulturlandschaftsformen stammen sogar erst aus dem Hochmittelalter. Auch die schriftlichen Nachrichten setzen mit Ausnahme weniger älterer Belege erst im 11. Jahrhundert ein.

Ziel dieser Übersicht über die Entwicklung im Dreiseenland ist die Darstellung der Transformationsprozesse der Landschaft, mit langsamen Veränderungen und Brüchen, mit realisierten und nicht realisierten Projekten. Die zum Teil jahrhundertealten Spuren sind die Folgen der naturräumlichen Prozesse oder von mehr oder weniger absichtlichen, geplanten oder spontanen Tätigkeiten von Menschen. Da der heute übliche Regionsname »Seeland« erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts in den Quellen erscheint (*Grosjean* 1973, S. 285), wird die Bezeichnung »Dreiseenland« verwendet. Damit ist auch die unterschiedliche räumliche Ausdehnung dieser Landschaftsbezeichnung ausgedrückt.

### 1 Spuren lesen in der Landschaft

Seit den 1970er Jahren ist von Spuren und Spurenlesen in vielen Fachbereichen, auch in der Geschichte und in der Geographie, die Rede (*Hard* 1989, S. 2). Bereits *Carl Ritter* (1779–1859), einer der Begründer der wissenschaftlichen Geographie, hat die physisch-materiellen Gegenstände nicht aus naturwissenschaftlicher,

---

<sup>1</sup> Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 35. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Biel, 10.–14. September 2008) gehalten wurde. Vergleiche dazu auch den Tagungsbericht von *H.-R. Egli* in diesem Band!

sondern eher aus geisteswissenschaftlicher Sicht, verstehend und interpretierend auf ihren »geistigen« und »sozialen« Gehalt hin untersucht (*Hard* 1989, S. 4). Landschaft wurde seither oft als Ausdrucks- und Konkretisierungsebene, als Spiegel, als photographische Platte, als Registrierplatte, als objektivierter Geist bezeichnet.

Wenn wir die Kulturlandschaft nicht nur beschreiben, sondern in ihrer Funktion, ihrer Entstehung und Veränderung verstehen und erklären wollen, dann müssen die Handlungen und Prozesse als Ursachen ebenfalls untersucht werden. Die Landschaft ist das Ergebnis von Verhalten, Entscheiden und Handlungen von Individuen oder Gruppen, wobei dies bewusst oder unbewusst geschehen kann. Verhalten umfasst im Gegensatz zum Handeln auch das Nicht-Handeln, das besonders bei der Landschaftsentwicklung vielfach sehr wichtig ist, indem die Nichtrealisierung beispielsweise eines Bauprojektes die Voraussetzung schafft, dass an dieser Stelle zu einem späteren Zeitpunkt ein anderes Projekt realisiert werden kann. Wenn beispielsweise das Nordufer des Bieler Sees in den vergangenen Jahrzehnten weitgehend überbaut worden wäre, wie dies an andern Seen vielerorts geschehen ist, dann könnte man heute nicht über eine Rebbergmelioration oder über Landschaftsschutzmassnahmen entscheiden.

Die Vielschichtigkeit und Mehrdimensionalität der Landschaft kann mit der Sprache verglichen werden: Ein Text besteht aus Kapiteln, Abschnitten, Sätzen und Wörtern, die Landschaft aus Landschaftseinheiten, Ensembles und Objekten. So wie die Bedeutung der Sätze nicht in den Wörtern und die Bedeutung der Aussage nicht in den Sätzen steckt (*Fischer* 1991, S. 16; in: *Raith* 2000, S. 26), so ist die Landschaft mehr als die Summe der Einzelelemente. Entsprechend einem Text, der partiell ergänzt, umgestellt oder gekürzt werden kann, ohne dass die Gesamtaussage verändert wird, kann auch eine Landschaft durch einzelne Elemente ergänzt oder Objekte können ersetzt oder sogar entfernt werden, ohne dass die historisch gewachsene Landschaft nicht mehr erkannt werden könnte. Der Landschaftstyp bleibt erhalten. Aber ebenso wie ein Text so stark überarbeitet werden kann, dass weder seine Aussage noch die Literaturgattung erkennbar bleiben, kann auch eine Landschaft bis zur Unkenntlichkeit verändert werden. Die historischen Spuren werden dabei weitgehend zerstört.

Ein zentrales Problem beim »Spurenlesen« ist die Mehrdeutigkeit der Objekte. Kaum ein Haus ist das Ergebnis eines einzigen Prozesses, einer einzigen Ursache. Ackerfluren, Allmenden, Wälder sind über Jahrhunderte hinweg entstanden und immer wieder verändert und entwickelt worden. Jeder absichtliche oder zufällige Entscheid hat mehr oder weniger deutliche Spuren hinterlassen, die zu finden, zu lesen und zu interpretieren eine Voraussetzung für die Rekonstruktion der Landschaft und für die heutige oder zukünftige Inwertsetzung ist. Dieses »Spurenlesen« ist wichtig, weil es sich dabei oft um die einzigen flächenhaften Quellen handelt. Allerdings ist durch die Mehrdeutigkeit wenn immer möglich die Bedeutung der Landschaftsrelikte mit weiteren Quellen und Methoden zu untersuchen, insbesondere mit Schriftquellen, mit Karten, bildlichen Darstellungen, mit den naturwissenschaftlichen Methoden der Bodenanalyse, der Altersdatierung und anderen.

Die Kombination der Quellen und Methoden ist jedoch nicht nur wegen der aktuellen Mehrdeutigkeit und Interpretationsmöglichkeit der Landschaft notwendig, sondern noch viel mehr wegen des zeitlichen Wandels der Bedeutung der einzelnen Landschaftselemente und ihrer zeitabhängigen Interpretation. So waren beispielsweise die durch die Juragewässerkorrektur im Seeland im 19. Jahrhundert neu gewonnenen Uferstreifen – als Folge der Absenkung der Seespiegel um rund 2,5 m – wertloses Landwirtschaftsland (vgl. den Beitrag Tanner in diesem Band), das ganz billig verkauft wurde. Heute sind es die gefragtesten und deshalb die teuersten Baulandparzellen, weil sie direkt an den See anstoßen. Auch die Flachmoore waren im 19. Jahrhundert unbedeutend, weil sie nur geringe Landwirtschaftserträge erbrachten. Entweder wurden sie dann trockengelegt oder wie bei »Witzwil« im »Grossen Moos« zwischen Bieler- und Neuenburgersee und in der Umgebung der Stadt Biel als Kehrrechtdeponien verwendet. In der unmittelbaren Nachbarschaft der Bieler Deponie standen auch noch die Holzbaracken für die Sozialhilfeempfänger, was die geringe Wertschätzung dieses Areals unterstreicht. Heute würden diese Moore als bedeutende Feuchtbiootope unter Schutz gestellt!

Es ist zwischen der Nutzung und der Funktion der Landschaft und ihrer Elemente zu unterscheiden. Nutzung wird verstanden als aktive Inwertsetzung eines Objektes oder einer Landschaftseinheit. So werden beispielsweise Gebäude als Wohn- oder Gewerbebauten, die Verkehrswege, die landwirtschaftlichen Nutzungsareale oder die Wälder vielfältig genutzt, was sinnlich wahrgenommen und auf Karten und Luftbildern festgestellt werden kann. Dieselben Objekte können über die Nutzung hinaus aber auch passiv eine Bedeutung haben, ohne dass sie im engeren Sinn genutzt werden. Bei den Landschaftselementen kann zwischen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, ökologischen, visuell-ästhetischen und wissenschaftlich-didaktischen Funktionen unterschieden werden. Die ersten beiden hängen in der Regel mit einer Nutzung zusammen, aber bereits die ökologische Funktion einer Wiese oder eines Waldes ist sehr oft bedeutender, wenn das Objekt nicht genutzt wird. Die visuell-ästhetische Funktion, zum Beispiel von Weinbauterrassen am Bieler See oder der Dachlandschaft einer Siedlung, ist vielfach unabhängig von der Nutzung. Die wissenschaftlich-didaktische Funktion von Landschaftseinheiten oder -objekten schließlich ist deren Quellenwert oder die Bedeutung als Anschauungsobjekt, mit dem frühere Zustände oder historische Entwicklungen im Rahmen des Schulunterrichtes oder auf Exkursionen illustriert werden können.

Das bernische Seeland ist wahrscheinlich eine der am besten untersuchten Regionen des schweizerischen Mittellandes. Das dürfte mit der vielfachen Grenzsituation, mit der ausgezeichneten Quellenlage, mit der langen Besiedlungsgeschichte und mit den großflächigen Entwässerungsmaßnahmen, die außerordentlich viele archäologische Funde zutage brachten und ein großes Interesse weckten, zusammenhängen. Die Ergebnisse sind denn auch in zahlreichen Übersichtspublikationen und ganz lokalen Fallstudien dargestellt, und zwar von sehr verschiedenen Disziplinen und aus unterschiedlichen Blickrichtungen, z.B. von Archäologen, Historikern, Geographen, Sprachwissenschaftlern, Kunsthistorikern, Hausfor-

schern, aber auch von Geologen, Morphologen, Botanikern und andern (Gemeinden des Amtes Erlach 1974; Geographische Gesellschaft von Bern 1980; Lüdi 1935; Moser 1998; 2005; Nast 2006; Peter 1922; Weigold 1948; Wohlfarth, Schwalb u. Schneider 1993).

In der Einleitung des Kunstdenkmälerbandes Nidau schrieb *Christoph Joller*, Präsident der Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte: »Dieser Band widmet sich den Kunstdenkmälern einer der schönsten Landstriche des Schweizer Mittellandes. Die Gegend beidseits des Bieler Sees ist altes Grenzland: zwischen welsch und alemannisch geprägten Grafenhäusern, zwischen eidgenössischem Bern und fürstbischöflichem Basel, zwischen französisch- und deutschsprachiger Schweiz, aber auch zwischen flachem Aareschwemmland und ansteigenden Jura-höhen. Die Gewässer des Jurasüdfusses [...] bildeten Lebensnerv und Verkehrswege für die Grafen von Neuenburg, Gründer der Stadt Nidau, für die Mönche in den Klöstern auf der St. Petersinsel und in Gottstatt bei Orpund, für die Bauern-dörfer südlich des Sees und für die Winzerdörfer an dessen Nordufer. Mit den beiden Juragewässerkorrekturen nahm der Mensch im 19. und 20. Jahrhundert massiven Einfluss auf die Landschaft des Amtsbezirks Nidau, mit markanten siedlungsgeographischen Auswirkungen.« (Joller 2005, S. 9; in: Moser 2005)

Ein weiterer Grund ist die ausgezeichnete Quellenlage, insbesondere die fast flächendeckend überlieferten Altkarten des 18. Jahrhunderts und die Bodenzin-surbare, die bis ins 15. Jahrhundert zurückreichen (Egli 1983; Zbinden 2004). In-sgesamt ist das bernische Seeland ein hervorragendes Forschungsfeld für interdis-ziplinäre Arbeit auf unterschiedlichen Maßstabsebenen und für eine sehr lange Entwicklungsperiode. Die Region ist ein großes Feldlabor.

## 2 Das Seeland im Hochmittelalter

Die Untersuchung der Siedlungsentwicklung zeigt, dass die meisten heutigen Dörfer spätestens seit dem 12. Jahrhundert urkundlich belegt sind. Sie gehen alle ins Mittelalter, die meisten ins Frühmittelalter zurück: sie haben also um das Jahr 1000 bereits am heutigen Standort existiert.

Die Ortsnamen weisen auf die früh- bis hochmittelalterliche Gründung oder zumindest auf die Benennung der Dörfer. Im Osten sind beispielsweise die ingen-Ortsnamen Leubringen, Bütigen, Dotzigen, Leuzigen, Hermrigen, Merzligen, Mörigen, im südwestlichen Teil die romanischen curtis-Namen Belege für die frühe Besiedlung (Zinsli 1974; Glatthard 1977).

Im Gebiet zwischen dem Neuenburger-, dem Bieler- und dem Murtensee sind die Ortsnamen vor allem Zeugen der Überlagerung und Durchdringung der fran-zösischen und deutschen Sprache. Zinsli (1974, S. 68) schrieb von mannigfaltigsten Berührungen, Angleichungen und Übersetzungen, so dass das Namenerbe durch einmalige, labile Mischungen immer undurchsichtiger geworden und kaum zu interpretieren sei. Der Ortsname des Kleinstädtchens Erlach am westlichen Ende des Bieler Sees ist ein eindruckliches Beispiel für diese Überlagerung. »Er-

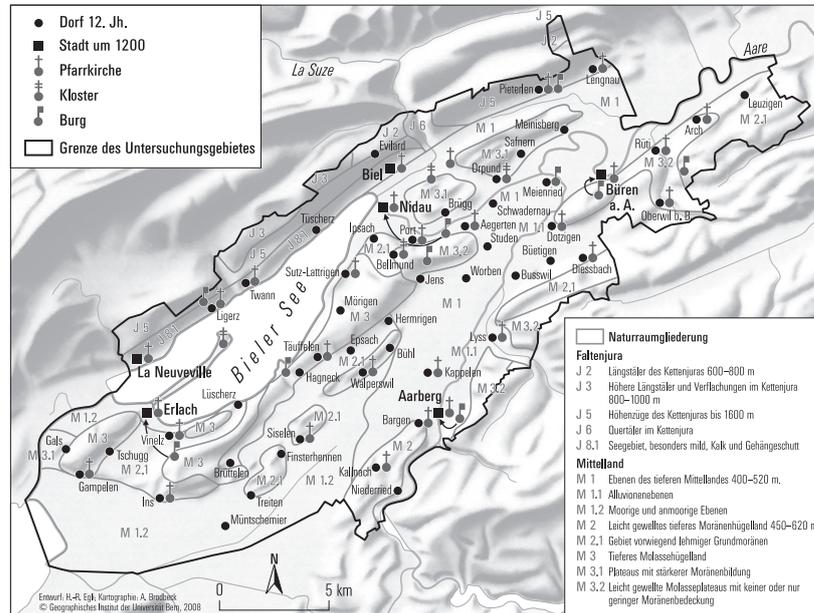


Abb. 1: Die Siedlungen im Dreiseenland um das Jahr 1100

lach« wurde noch vom Ortsnamenforscher *Paul Zinsli* (1974, S. 78) aus der französischen Benennung *Cerlier* auf das gallorömische *Caereliacum* zurückgeführt. Der Archäologe *Max Martin* hingegen interpretierte dann den Namen als vorrömische Bezeichnung für einen Berghügel, der in einen See hineinreicht, also auf die Bezeichnung einer Geländeform (*Martin* 1994, S. 83 ff.).

Dieser Name wäre demnach erst bei der Gründung von Burg und Städtchen Erlach als Ortsname übernommen worden, was plausibler ist, weil nämlich die Pfarrkirche von Erlach ursprünglich zum Dorf Sunkort gehörte, das um 1340 wüstgefallen beziehungsweise im Städtchen Erlach aufgegangen ist. Die Ortsbenennung wäre demnach ebenfalls erst im Hochmittelalter mit der Gründung zusammen erfolgt.

Wenn wir die Lage der Dörfer mit den naturräumlichen Bedingungen, vor allem der Geländeformen und des Bodens, vergleichen, dann fällt auf, dass alle alten Siedlungen im leicht gewellten tieferen Moränenhügelland, in der Abbildung 1 als *Physiotop 2* bezeichnet, oder direkt am Rande des *Physiotops 3*, liegen. Die Ebenen mit Schottern oder Moorböden sind weitgehend siedlungsfrei, auf den Molassehügelzügen mit Sandsteinfelsen im Untergrund finden wir ebenfalls keine Dörfer.

Im Gegensatz zu den Dörfern im Flachland liegen die Winzerdörfer Tüscherz, Twann und Ligerz am südlichen Jurahang direkt am See. Für die Düngung der Reben mussten die Weinbauern auch Vieh halten, das Futter musste jedoch auf der andern Seeseite gewonnen und per Schiff transportiert werden. Ergänzend zum Weinbau wurde auch noch Fischfang betrieben.

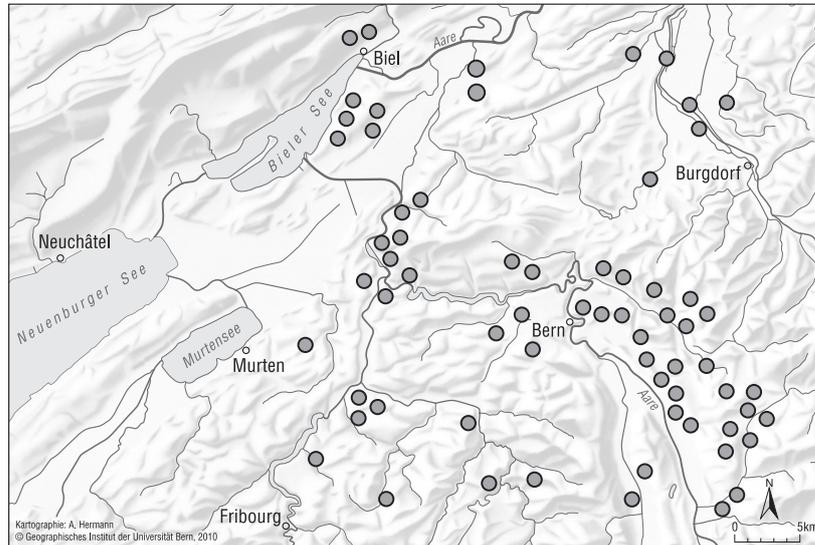


Abb. 2: Die ingen-Ortsnamen als Belege für die frühmittelalterliche Besiedlung Glathard 1977, S. 308, ergänzt

Der Wasserstand der Jurarandseen dürfte im Hochmittelalter etwa dem heutigen Niveau entsprochen haben. Die Seespiegel wären demnach seit der Jahrtausendwende bis ins 19. Jahrhundert um rund 2,5 m gestiegen, was mit der spätmittelalterlichen Klimaverschlechterung und mit den ungünstiger werdenden Abflussverhältnissen aus dem Bieler See erklärt werden kann. Die Aare wurde östlich von Solothurn durch die viel Geschiebe führende Emme zurück gestaut. Und diese zunehmende Erosionsfracht dürfte neben der Zunahme der Niederschläge eine Folge der hochmittelalterlichen Rodungstätigkeit im Emmentaler Einzugsgebiet gewesen sein. Die niedrige Lage des Klosters St. Johannsen am Westufer des Bieler Sees und des ältesten Fundaments des Turms von Nidau auf der Ostseite weisen auf den damals tiefen Wasserstand von maximal 430 m ü.M. hin. Diese Bauten waren wohl kaum in einen Sumpf hinein gebaut worden. Die später zunehmende Versumpfung ist urkundlich belegt, und sowohl beim Kloster wie beim Nidauer Schloss wurden die jüngeren Bauten auf mindestens zwei Meter höher gelegenen Fundamenten errichtet (Egli 1983, S. 162; Neuhaus 1988, S. 25).

Die Siedlungsstandorte waren vor allem durch die Relief- und Bodeneignung für die landwirtschaftliche Nutzung bedingt. Die Ackerzelgen lagen alle in der Grundmoränenzone mit geringer Hangneigung und Braunerdeböden. Die tiefer liegenden Mooregebiete waren zwar trocken, aber die Torfböden waren wenig geeignet für den Ackerbau. Allgemein bekannt ist, dass im schweizerischen Mittelland seit dem Mittelalter die Dreizelgenwirtschaft vorherrschte. Aus der Lage der drei Zelgen von Gäserz und Gampelen kann angenommen werden, dass ur-

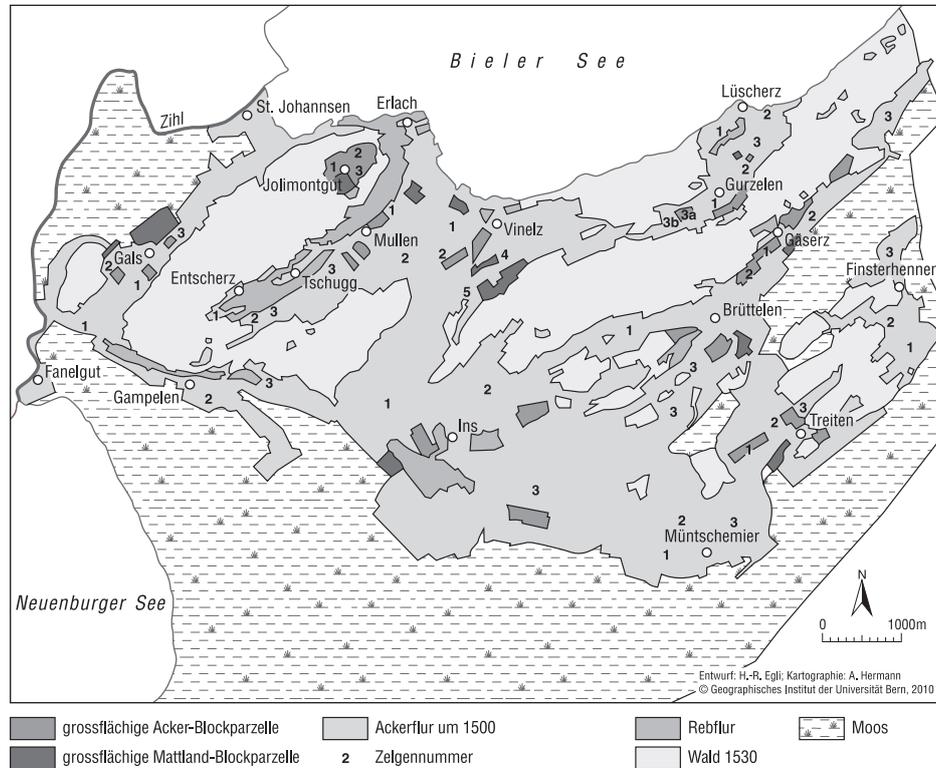


Abb. 3: Die Dreizelgenwirtschaft und die Hofgüter im Amt Erlach im 12. Jahrhundert

sprünglich nur zwei Zelgen existierten. Erst im Verlaufe des Hochmittelalters wurden die Fluren mit einer dritten Zelg erweitert.

Die Dreifelderwirtschaft existierte im Dreiseenland mindestens seit dem 12. Jahrhundert. Von vier Hofgütern und einem weiteren Herrschaftshof ist nachgewiesen, dass sie drei große Ackerparzellen mit dem Flurnamen »Breite« besaßen. In der Flur von Ins wurden diese Flurstücke bis ins 19. Jahrhundert als »Breite«, »In der Breiten« und »An der langen Breiten« bezeichnet und damit voneinander unterschieden. Dieser Flurnamentyp weist direkt auf das Ackerland des Herrschaftshofes hin. Das dazugehörige Wiesland wurde als Brühl bezeichnet, was ebenfalls auf den Herrschaftshof deutet (Egli 1983, S. 96 ff.). Diese Hofgüter waren sehr groß: die drei Ackerparzellen des Hofgutes von Ins maßen beispielsweise zusammen ungefähr 25 ha, mit dem Mattland zusammen war der Betrieb über 30 ha groß. Dazu kamen wahrscheinlich noch Reben, Weideareale und Waldnutzungen.

Grosjean hat urkundlich in 25 Siedlungen des Untersuchungsgebietes Dienstadlige festgestellt. Es dürfte sich dabei zumindest teilweise um die Bewirtschafter der Hofgüter handeln. Der »miles de Anes« – der Ritter von Ins – war wahrscheinlich ein Grossbauer (Grosjean 1982, S. 32 ff.). Da in jedem Dorf nur

ein Hofgut existierte, nämlich der Hof des Dorfmeiers, ist für das Hochmittelalter von einer ausgeprägten sozialen Gliederung auszugehen.

Bereits im 15. Jahrhundert waren die großen Ackerparzellen des Hofgutes zersplittert, so dass sie nur noch auf Grund der Flurbezeichnungen den Breiten zugeordnet werden können. Die einzelnen Besitzparzellen unterschieden sich zu diesem Zeitpunkt in der Form und Größe nicht mehr von den übrigen Ackerparzellen in den drei Zelgen. Da sich keine Landwirtschaftsbetriebe so hervorhoben wie die alten Herrschaftshöfe, hat im Verlauf des Hoch- und Spätmittelalters ein Ausgleich der Betriebsgrößen stattgefunden, der vermutlich auch mit einer sozialen Nivellierung zusammenhängt.

Neben den Dörfern und Weilern sind im Weiteren mindestens neun Burgstellen bekannt: es handelte sich vorwiegend um Holzburgen, die gar nicht weiter ausgebaut worden waren. So zum Beispiel die sehr große »Hasenburg« im Wald von Ins, die so genannte »Knebelburg« auf dem Jäissberg und die Burg von Aarberg. Alle Burgen standen auf den Molassehügeln, abseits der Dörfer.

### *Stadtgründungen*

Die Gründung des Städtchens Aarberg und der neuen Burg innerhalb der Siedlung durch den Neuenburger Grafen Ulrich III. zwischen 1220 und 1225 bedeutete die Verlagerung des Herrschaftssitzes vom Molassehügel an den Fluss als wichtigen Verkehrsweg (s. Abb. 1). Damit wird die Bedeutung als mindestens regionaler Handelsplatz sichtbar. Allerdings zwang die finanzielle Not den letzten Grafen, Peter von Aarberg, alle seine Rechte an Stadt und Herrschaft 1358 an Bern zu verpfänden. Rund 20 Jahre später ging das Städtchen definitiv in den Besitz von Bern über.

Die Verlagerung von den Molassehügeln an den Wasserweg ist für mindestens vier hochmittelalterliche Burgen nachgewiesen: bei Erlach an den See, bei Aarberg, Nidau und Dotzigen an den Fluss. Neben Aarberg wurden ab 1100 noch mindestens fünf Kleinstädte gegründet oder als solche ausgezeichnet. Mit Ausnahme von Biel lagen sie an einem schiffbaren Gewässer. Die Verlagerung der Burgen an die Wasserwege und die Stadtgründungen dürfen deshalb unmittelbar mit dem aufkommenden Handel in Verbindung gebracht werden.

Biel als einzige Stadtgründung abseits eines schiffbaren Gewässers war als Konkurrenzstadt zu Nidau um 1230 vom Basler Bischof an dessen südlicher Territorialgrenze gegründet worden. Die bischöfliche Burg an der südwestlichen Flanke der ersten Stadanlage entstand entweder vor oder kurz nach der Stadtgründung.

Als Handelsplatz und Zollstation war Nidau am Wasserweg wesentlich günstiger gelegen. Der Zoll ist urkundlich 1287 erstmals erwähnt. Er entwickelte sich zum wichtigsten Stapel- und Umschlagplatz des bernischen Staates, insbesondere für den Wein- und Salzhandel. Der bedeutendste Bau neben Schloss, Rathaus und Kirche war deshalb das so genannte »Salzhaus«, das obrigkeitliche Magazin, in dem alle Waren kontrolliert und gewogen wurden. Dieser Standort war auch wichtig für den Umlad vom Wasser- auf den Landweg, der Zoll wurde sowohl von

den passierenden Schiffen unter der Brücke wie auch von Wagenladungen und Personen auf der Brücke erhoben. Der Amtssitz Nidau besaß nach einem Schiedsspruch von 1452/56 die Rechtshoheit über den ganzen See. Der Landvogt von Nidau war für alle Gerichtshändel auf dem See zuständig und besaß auch die hohe Gerichtsbarkeit (*Neuhaus* 1988, S. 73 ff.). Der See wurde deshalb auch bis in die Neuzeit meistens als Nidauer See bezeichnet. Die ursprünglich günstige Lage der Stadt Nidau hatte sich seit dem Mittelalter durch den Anstieg des Wasserspiegels zunehmend verschlechtert. Nidau lag immer mehr im Sumpfgebiet und konnte sich räumlich nicht weiterentwickeln. Diese Versumpfung hängt aber nur zum Teil mit dem Seespiegelanstieg zusammen. Der Standort war von Anfang an ungünstig, weil der Bieler See im Gegensatz zu den meisten Schweizer Seen keine Seeend-Situation aufweist: durch Einmündung der Zihl im Westen und die Einmündung der Schüss am Ostende hat der See keinen ausgeprägten Ausfluss, der günstig für einen Übergang mit Brückenkopf auf der gegenüberliegenden Seite hat. Die Lage von Nidau ist deshalb nicht vergleichbar mit Zürich, Luzern, Thun oder Genf, die auf mehr oder weniger festen Ufern entlang des Ausflusses wachsen konnten.

### 3 Territorialisierung und Landnutzung um 1500

Die Entwicklung der Siedlungen von lokaler zu regionaler Bedeutung als Folge der Verstädterung wurde durch die bernische Territorialpolitik fortgesetzt: einzelne Orte im Dreiseenland entwickelten sich zu zentralen Orten im Siedlungssystem des schweizerischen Mittellandes.

Nachdem sich der bernische Stadtstaat vorerst Richtung Alpenraum ausgedehnt hatte und in Konkurrenz zur Innerschweiz einen eigenen Alpenübergang angestrebt hatte, wandte sich Bern ab der Mitte des 14. Jahrhunderts dem Norden zu. Nach dem Tod des kinderlosen Grafen Rudolf IV. im Jahr 1375 ergab sich eine erste Gelegenheit: 1388 wurden die Städte Nidau und Büren annektiert. 1415 eroberte Bern den Aargau und erweiterte damit sein Territorium entlang des Jurasüdfusses im Osten bis an die Grenze Zürichs. Die Burgunderkriege boten die nächste Gelegenheit: Bern eroberte 1474 das Amt Erlach, das zu diesem Zeitpunkt als savoyisches Lehen den Grafen von Chalon gehörte. Dieser Machtwechsel erfolgte allerdings friedlich und alle Rechte der Erlacher blieben bestehen, selbst der Landvogt wurde nicht ersetzt. 60 Jahre später eroberte Bern dann auch noch die Waadt und damit einen großen Teil der heutigen Westschweiz. Dadurch war Bern zum größten Stadtstaat nördlich der Alpen angewachsen und kontrollierte im Osten die Zufahrtswege über den Gotthard und im Westen die Wege Richtung Grossen St. Bernhard (*Egli u. Messerli* 2003). Im Norden stieß der Kanton Bern ans Fürstbistum Basel, das weite Teile des Juras umfasste und mit Biel einen Zugang ins Mittelland und damit einen Anschluss an die große West-Ost-Handelsroute besaß.

Der bernische Staat nahm nach der Eroberung des Seelands 1474 rasch Einfluss auf die lokale Entwicklung durch die Ausübung der Kontrollfunktion.

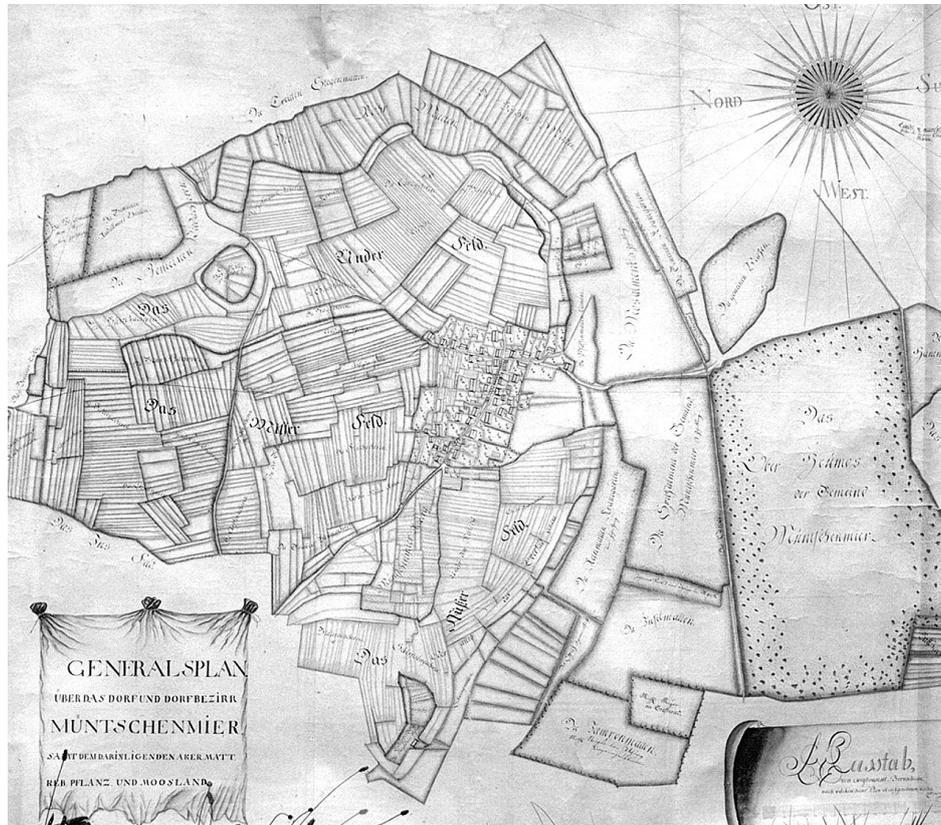


Abb. 4: Generalplan Müntschemier (Kanton Bern) im Massstab ca. 1:2.200  
 Vermessen und gezeichnet um 1780 von Emanuel Schmalz, verkleinert.  
 (Staatsarchiv des Kantons Bern, AA IV, Erlach 27)

Bereits in den 1480er-Jahren wurden die ersten Bodenzinsverzeichnisse, die sogenannten Urbare angefertigt. Im 15. Jahrhundert genügte es noch, für jeden Landwirtschaftsbetrieb nur eine knappe Beschreibung und den geschuldeten Bodenzins einzutragen. Ab 1530 wurden dann immer genauere, parzellenweise Einträge gemacht. Dies dürfte auch eine Folge der Reformation im Jahre 1528 gewesen sein, weil dadurch die kirchlichen Güter weitgehend an den Staat Bern gefallen waren und dieser sich keine Einkünfte entgehen lassen wollte. Im Dreiseengebiet kam Bern unter anderem zu den Herrschaftsrechten am Boden der Klöster St. Johannsen, St. Petersinsel und Gottstatt. In der Einleitung des Bodenzinsurbars des Schlosses Erlach von 1572 ist erklärt, dass durch Tausch, Kauf und Verkauf, Vergabungen und anderes die Güter aufgelöst würden, so dass die Übersicht über die Besitzverhältnisse und die Bodenzinspflicht immer schwieriger würden. »Zu wissen unnd khund sye mengklichem, das innbetrachtung der wält listigkheyt, die je lennger je listiger ist, [...], durch abgannng unnd enndrung der

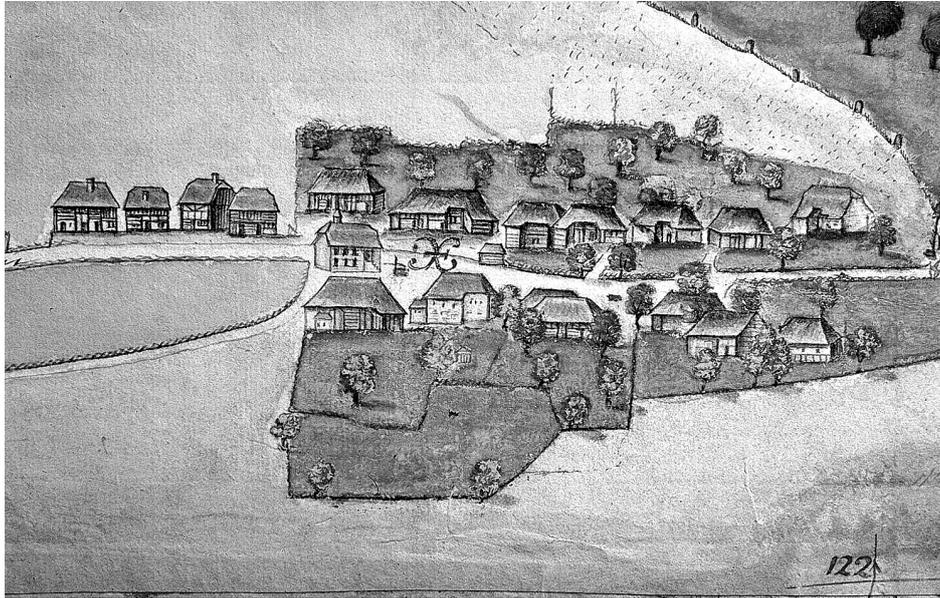


Abb. 5: Plan der Amtsmarch St. Johannsen, 1751  
Albrecht Knecht, Ausschnitt Gals. (Staatsarchiv des Kantons Bern, AA IV, Erlach 2)

*lechenlüthenn, unnd das mennschliche sinn blöd, unnd zergänngklich, [...] Es sye mit tuschenn, verkouffenn, vergaabenn, oder inn annder wäg gebrucht. Als man zum theill inn uffnemung diss urbars gespürt unnd erfundenn, also das die rech-  
tenn schuppossenn zertrent unnd zu abfall khommen, unnd der recht herrschaft  
oder bodenzinss uff gar wenig stückhinenn blibenn, [...]» (Einleitung Bodenzin-  
surbar des Schlosses Erlach, 1572, Staatsarchiv Bern, Urbarien, Amt Erlach,  
Nr. 10).*

Die Beschreibung der bodenzinspflichtigen Güter genügte zur Sicherung der Staatseinkünfte bis ins 18. Jahrhundert, da die einzelnen Parzellen beim Generationenwechsel in der Regel nicht geteilt, sondern als Einheiten weitervererbt wurden, so dass sich die Güterzersplitterung in Grenzen hielt. In den 1780er Jahren wurden dann jedoch alle Fluren im Gebiet zwischen den drei Juraseen vermessen und als Pläne im Maßstab ca. 1:1.100 gezeichnet, um die Beschreibungen in den Bodenzinsurbaren zu ergänzen. Diese Pläne bilden die Vorläufer der Katasterpläne des 19. Jahrhunderts. Das großartige Planwerk des 18. Jahrhunderts wurde mit je einem Generalplan pro Gemeinde und einem Monumentalplan über das ganze Amt Erlach von 3,1 m Breite und 2,3 m Höhe, auf dem nochmals sämtliche Besitzparzellen dargestellt wurden, abgeschlossen. Alle Originalpläne befinden sich heute im Staatsarchiv des Kantons Bern und bilden eine der wichtigsten Quellen der Flurforschung und Landschaftsgeschichte für das 18. Jahrhundert dieser Region.

Da jede einzelne Parzelle in den Bodenzinsurbaren beschrieben ist und die Urbare seit 1530 lückenlos vorhanden sind, ist es möglich, die einzelnen Parzellen mit der Nutzung, dem Besitzer und der Grundherrschaft zurückzuschreiben und so die Flurentwicklung parzellengenau bis zu Beginn des 16. Jahrhunderts zu rekonstruieren.

### *Weinbau am Bieler See*

Im Gegensatz zum Ackerbau mit Viehwirtschaft im Grundmoränengebiet des Dreiseenlandes dominiert an den Jurahängen der Weinbau. Heute prägen die Reben mit ihren Terrassen nur noch das nördliche Ufer des Bieler Sees, über Jahrhunderte hinweg und bis gegen 1900 war er in allen Seeanstößergemeinden verbreitet (*Beit* 1978; *Berger* 1999).

Im Gegensatz zu Regionen mit sehr alten Klöstern, wie beispielsweise der Ostschweiz mit St. Gallen, fehlen frühe Urkunden für das Seeland weitgehend. Über die Flurnamen und die Eigentums- und Besitzverhältnisse kann jedoch ein Überblick über die Bedeutung des mittelalterlichen Weinbaus gewonnen werden. Aus der Zeit um 1400 sind allein aus Twann und Ligerz 55 Flurnamen bekannt, von denen 30 zumindest bis ins 19. Jahrhundert noch gebräuchlich waren und deshalb lokalisiert werden können (Abb. 6). Von diesen 55 Flurstücken sind 53 ausdrücklich als Weinberge bezeichnet. Einzig die »allemeinda« (1301: *Fontes Rerum Bernensium* IV, S. 65 f.) in Twann wird Mattland gewesen sein und der »Schammar« in Twann (1304: *Fontes Rerum Bernensium* IV, S. 179) wird als Acker erwähnt.

Obschon die Größe der meisten Rebberge nicht bekannt ist, kann abgeschätzt werden, dass Twann und Ligerz bereits im Hochmittelalter über praktisch geschlossene Weinbaufluren verfügten. Diese waren allerdings keineswegs so intensiv genutzt wie in unserem Jahrhundert, da noch viele Einzelbäume in den Rebparzellen standen, insbesondere Nussbäume und Birnbäume. So musste zum Beispiel Conrad Rewelin und sein Bruder Werner Keche von ihrem Weinberg in Twann, den sie 1316 vom Johanniterhaus Thunstetten zu Lehen erhalten hatten, nicht nur den halben Weinertrag, sondern auch den »*halbteil [...] von birn und von nussen, oder swas fructe drufe wirt*« abliefern (*Fontes Rerum Bernensium* IV, S. 708).

Vermutlich wurde auch bereits im Mittelalter Gemüse angepflanzt zwischen den Reben. Da die Leute jedoch nicht nur vom Wein, von Baumfrüchten und vom Gemüse leben konnten, hielten sie auch Vieh im Dorf und auf dem Berg. Nach der Viehzählung von 1740 wurden damals allein in Twann 143 Kühe gehalten (*Friedli* 1922, S. 507). Und schließlich weisen die Mühlen von Twann und Ligerz auch auf Ackerbau hin. Die »Brunnmühle« von Ligerz ist bereits in einer Urkunde von 1311 erwähnt (*Fontes Rerum Bernensium* IV, S. 475). Die in diesen Mühlen verarbeiteten Ackerfrüchte wuchsen aber mit großer Wahrscheinlichkeit nicht in den Fluren von Ligerz und Twann, sondern unter anderem im oberhalb der Weinberge auf 700 m ü.M. gelegenen Dörfchen Gaicht, wo die mittelalterliche Dreizelgenwirtschaft noch heute in den Flurnamen »Brünnelzelg«, »Mittelfeld« und »Gummenfeld« zu erkennen ist.



er ausserordentlich detailliert die Zustände der Landwirtschaft und förderte die Agrarmodernisierung mit den drei grundlegenden Innovationen Anbau von kleeartigen Futterpflanzen, Sommerstallfütterung und Sammlung des Viehharns und Kots in Form von Gülle und Mist als Dünger. Zudem wurden die Aufhebung der genossenschaftlichen Weide und die Aufteilung der Allmend gefordert. An eine völlige Neuordnung der Fluren mit Auflösung der Dörfer und der Gründung von Einzelhöfen, wie sie beispielsweise in Dänemark und Schweden im 18. Jahrhundert realisiert wurde, dachte man im Kanton Bern allerdings nicht (Egli 1998b, S. 82; Zbinden 2004).

*Abraham Pagan* analysierte und beschrieb 1760 die unbefriedigenden Zustände in der Landwirtschaft sehr genau: »Die Landschaft, wo Getreid gebauet wird, ist hier durchgehendes in drey Zelgen abgetheilt, nämlich in die Korn-Zelge, Haber-Zelge und Brach-Zelge. [...]. Im dritten Jahr liegt die Zelg brach oder wird gesömmert; man säet dennzumal allerhand Kräuter, Rüben, Hirs, bisweilen Flachs und dergleichen darein und verwahrt solche mit einem Zaun, der aber im Herbst wieder weggenommen werden muss. Nach dieser Abtheilung der Felder müssen sich die Besitzer der Aecker richten; sie müssen solches Getreid darauf säen, das mit den Saaten der übrigen Aecker um die gleiche Zeit reif wird und eingeerntet werden kann. Sie dürfen keine andere als dies Frücht bauen, wenn sie nicht in der Gefahr stehen wollen, dass ihnen dieselben abgeweydet werden.« (Pagan 1760, S. 808 f.; in: Zbinden 2004, S. 75).

Auch die Beschreibung der Bodenqualitäten im Seeland zeugt von ausserordentlich präziser Beobachtung *Pagans* und seinen guten Lokalkenntnissen: »Weiters machen unsere Landleute einen Unterschied zwischen dem starken und dem leichten Grund. Jener ist eine feste Erde, die viel und harte Schollen wirft, und sich nicht gerne theilen lässt. Sie halten sie nicht für fruchtbar. Dieser, nämlich der leichte Grund dann, wird entweder von den Winden verweht, oder von der Sonnen-Hitze allzu sehr und allzugeschwinde ausgetrocknet; die Saat wird von der Erde zu sehr entblösset, die Nahrungs-Säfte verfliegen zu geschwinde, und die Regen-Güsse spühlen diese leichte Erde allzustark weg.« (Pagan 1760, S. 793 f.; in: Zbinden 2004, S. 77).

Tab. 1: Der Vergleich der Flächenangaben in Pagan 1760 und nach den Flurplänen um 1800  
Zbinden 2004, S. 98

Landnutzung	Flächen nach Pagan 1760 (ha)	Flächen nach Flurkarten um 1800 (ha)	Abweichung in %
Reben	232	220	5 %
Acker	2064	2226	8 %
Wiesen	1049	1625	55 %
Wald	1044	2496	139 %
Weiden	767	440	43 %

*Pagan* hat als Feldmesser und Kartograph zahlreiche Pläne selber aufgenommen und gezeichnet und dabei sicherlich die lokalen Kenntnisse wesentlich ver-

tieft. Auch diese Pläne waren eine wichtige Grundlage für die Agrarmodernisierung.

Der Vergleich der Landnutzungskartierung nach den Flurplänen aus der Zeit um 1800 mit den Angaben Abraham Pagans ergab für die Reben- und die Ackerflächen eine sehr genaue Übereinstimmung. Die große Abweichung beim Wald ist damit zu erklären, dass im Seeland der Waldanteil einerseits nur klein und andererseits die Abgrenzung der Auenwälder schwierig und unsicher vorgenommen werden konnte (*Zbinden* 2004, S. 86 ff.).

Zusammenfassend hat sich die landwirtschaftliche Nutzung vom 16. bis 18. Jahrhundert nicht grundsätzlich verändert. Das Gewinnflursystem führte zu einer Erstarrung des Agrarsystems und prägte zunehmend auch das Gesellschaftssystem, indem die Dorfgenossen sehr stark voneinander abhängig waren.

## 5 Große Projekte und ihre Folgen

### 5.1 Die 1. Juragewässerkorrektion

Wie bereits erwähnt wurde mit steigender Bevölkerungszahl der Nutzungsdruck auf das Moos seit dem 16. Jahrhundert immer größer. In Berichten wird von überschwemmten Weiden, Krankheiten bei Vieh und Menschen, unter anderem dem der Malaria verwandten »Frühlings-Wechselfieber« (*Friedli* 1914, S. 101), und von Armut geschrieben.

Seit Beginn des 18. Jahrhunderts wurden Maßnahmen zur Entsumpfung des Seelandes erarbeitet. 1841 legte der Bündner Ingenieur La Nicca ein neues Konzept für die Juragewässerkorrektion vor, das aber erst nach der Gründung des Bundesstaates im Jahr 1848 in Angriff genommen werden konnte, weil nur mit dessen Unterstützung das große Werk finanziert werden konnte. Die Arbeiten dauerten von 1868 bis 1891 und kosteten insgesamt rund 15 Mio. Franken. Die wichtigsten Maßnahmen waren der Bau der Hagneck-, Zihl- und Aarekanäle, die Absenkung der Seespiegel um ca. 2,5 m sowie der Bau von 82 km Binnenkanälen, die eine Fläche von 55 km<sup>2</sup> entwässerten (*Aerni* 1980, S. 318 ff.; *Peter* 1922).

Die Urbarisierung des Grossen Moores war dann allerdings sehr viel aufwändiger als ursprünglich angenommen worden war. Ingenieur Arthur Peter schrieb 1922, dass im Grissachmoos in der Gemeinde Gals die Detaildrainagen immer noch fehlen. Neben der Entwässerung waren auch Bodenverbesserungsmaßnahmen mit Kali und Phosphor, später ergänzt durch Tiefpflügen und Übersanden notwendig, um den schwarzen Moorboden für den Ackerbau nutzen zu können. Zusammen mit den späteren Gesamtmeliorationen gelang es erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, aus dem ehemaligen Moosland den größten Gemüsegarten der Schweiz zu machen (*von Waldkirch* 1985, S. 47).

Die Entsumpfung des Grossen Moores und die Umleitung der Aare von Aarberg in den Bieler See hatten tief greifende Veränderungen des Gewässernetzes und damit der ganzen Kulturlandschaft zur Folge. Zwischen 1870 und 1990 wurde die gesamte Länge der Fließgewässer auf rund die Hälfte reduziert.

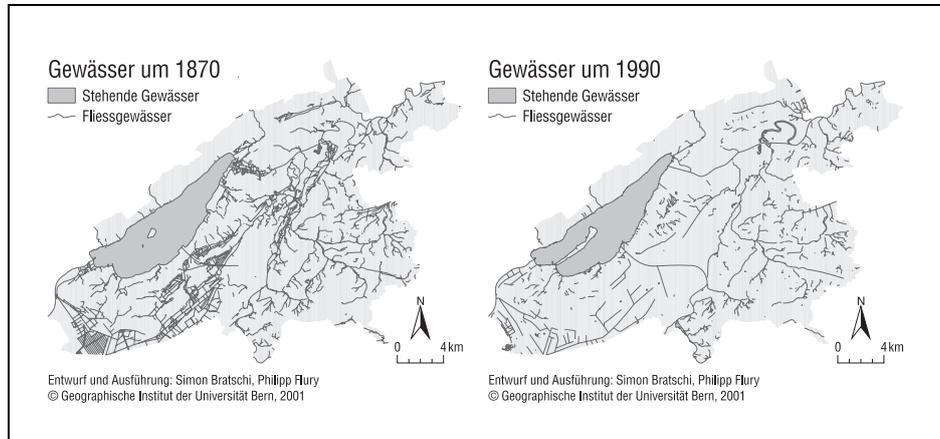


Abb. 7: Die Gewässernetz im Berner Seeland um 1870 und um 1990  
Egli et al. 2002

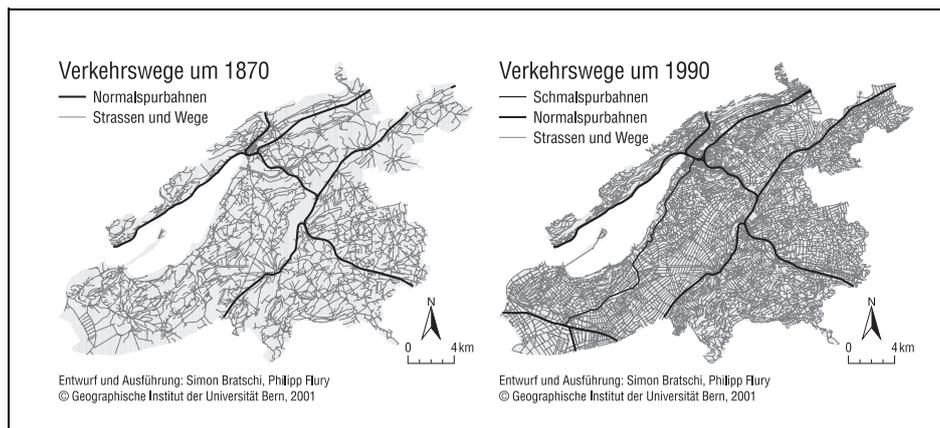


Abb. 8: Das Straßen- und Wegnetz im Berner Seeland um 1870 und um 1990  
Egli et al. 2002

Im Gegensatz zum Gewässernetz wurden die befahrbaren Strassen und Wege im gleichen Zeitraum von 1.780 km auf 4.040 km erweitert. Heute ist mit Ausnahme der Weinbaugebiete am Bieler See praktisch jede Parzelle mit Motorfahrzeugen und Landmaschinen direkt erreichbar.

## 5.2 Eine Weltstadt im Grossen Moos

Große Ebenen und Landschaften regten die Menschen offenbar auch früher schon zu großen Projekten an. Ein solches war die »Cité Mondiale« des »International World Centre« mit Sitz in Brüssel. Der Plan einer idealen Weltstadt

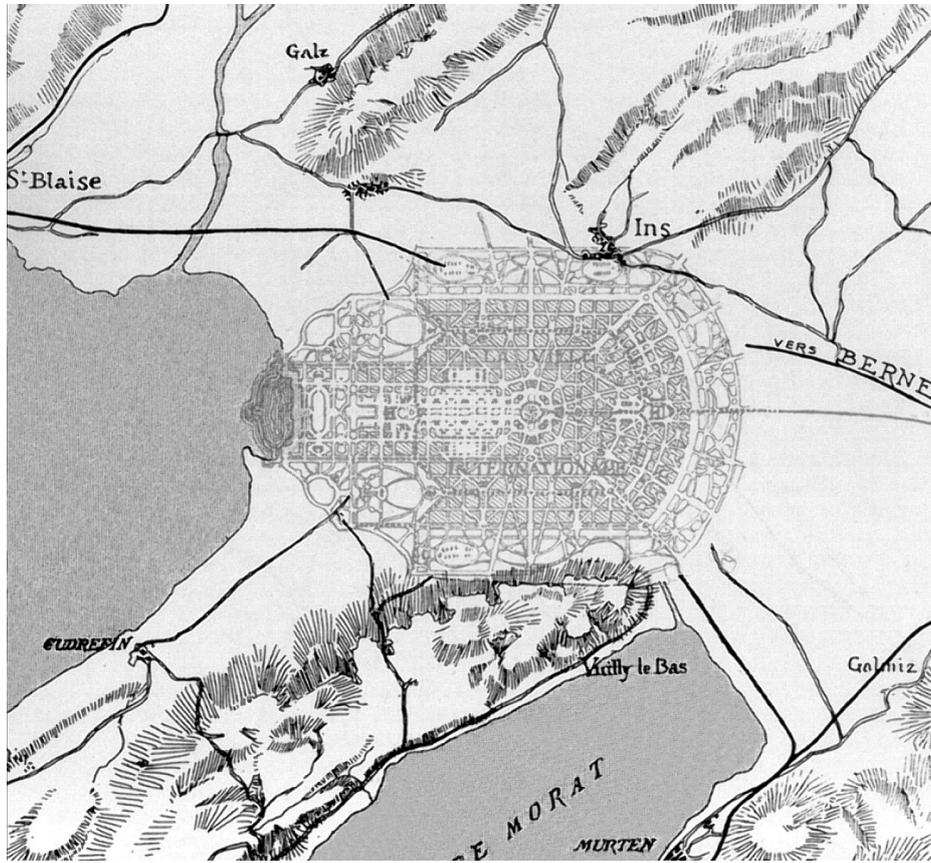


Abb. 9: Der Plan der »Cité Mondiale« von 1913 am Neuenburger See wurde nicht realisiert  
Girardier 2000, S. 143

wurde von *Hendrik Anderson* und *Ernest Hébrard* ausgearbeitet. Die Stadt sollte nicht durch ihre Größe Bedeutung erhalten, sondern durch ihre Funktion als Zentrum der internationalen Konflikt- und Problemlösung. Als möglicher Standort wurde – nicht allzu weit weg von Brüssel – das Grosse Moos ausgewählt (Girardier 2000, S. 142 ff.).

Die Stadt sollte für etwa 10.000 Einwohner geplant werden und vor allem vom See her erreichbar sein, die einzelnen Quartiere und das Zentrum sollten mit einer U-Bahn erschlossen werden. Die Stadt war streng symmetrisch geplant, um eine ideale Aufteilung nach Funktionen zu erreichen. Damit sollte sie den abstrakten Optimismus einer »Intelligentia Europaea« widerspiegeln. Als Höhe-

punkt des ganzen Projektes war ein 320 m hoher »Tour de Progrès« geplant, der symbolisch für das unaufhaltbare Ausbreiten der Humanität und für den Fortschritt stehen sollte. Ein wahrhaft utopisches Projekt! Der Standort am Neuenburgersee war eher zufällig – die Initianten benötigten einfach ein genügend großes Areal. Und ein solches stand nach der 1. Juragewässerkorrektur im Seeland zur Verfügung.

Die Verwüstungen im 1. Weltkrieg von 1914–1918 ließen jedoch diesen Optimismus und auch das Projekt vergessen. Statt der »Cité Mondiale« wurden zwischen 1914 und 1954 rund 590.000 Tonnen Kehrlicht der Stadt Bern auf diesem Areal deponiert, um die Bodenqualität zu verbessern. Die Insassen der Strafanstalt Witzwil sonderten Metall, Glas, Knochen, Textilien und Papier aus, das an Altstoffhändler verkauft und damit einer Wiederverwendung zugeführt wurde (Gutknecht 1998, S. 57 ff.).

### 5.3 Ein Kontinentalflughafen

1969 tauchte mit dem bernischen Kontinentalflughafen ein weiteres Großprojekt auf: Er war etwa in der Größenordnung des heutigen Flughafens Genf-Cointrin geplant.

Das Flughafenangebot in der Region Bern beschränkt sich auf den Flughafen Bern Belpmoos, fünf Kilometer südlich der Bundesstadt gelegen, der seit 1929 in Betrieb ist, aber schon damals nur als Provisorium geplant wurde, da der Standort keineswegs ideal ist für einen Flughafen.

Als günstige Faktoren für den Standort im Grossen Moos wurde neben der Topographie auch die dünne Besiedlung in dieser Region genannt, der Moorboden und der häufige Nebel dagegen wurden als wichtige Nachteile beurteilt.

Das 1971 vorgelegte Projekt hätte 185 ha Land beansprucht, zudem hätten zwei Hektaren Wald gerodet und neun landwirtschaftlich genutzte Gebäude abgebrochen werden müssen. Das Projekt scheiterte vor allem am großen Widerstand der Bevölkerung, die den Lärm als unzumutbar beurteilten. Generell wuchs das Interesse an der natürlichen Umwelt in den 1970er Jahren, so dass große Infrastrukturprojekte zunehmend kritisch beurteilt wurden.

### 5.4 Die Gesamtmelioration Ins – Gampelen – Gals 1970 – 1985

Die erste Juragewässerkorrektur verhinderte während einigen Jahrzehnten größere Überschwemmungen, aber das Ziel, aus dem Moor fruchtbares Kulturland zu machen, wurde nicht erreicht. Dazu waren weitere aufwändige Meliorationsmaßnahmen, die so genannte Binnenkorrektur, notwendig (Peter 1922, S. 81 ff.).

Bereits 1914/15 wurde im Galser Moos eine Fläche von 60 ha melioriert. Die großen Güterzusammenlegungen, Entwässerungs-, Bewässerungsmaßnahmen sowie der Straßenbau erfolgten jedoch erst nach 1950. Die größte Gesamtmelioration auf rund 2.500 ha in den drei Gemeinden Gampelen, Gals und Ins wurde erst zwischen 1970 und 1985 realisiert. An die Gesamtkosten von rund 59 Mio.

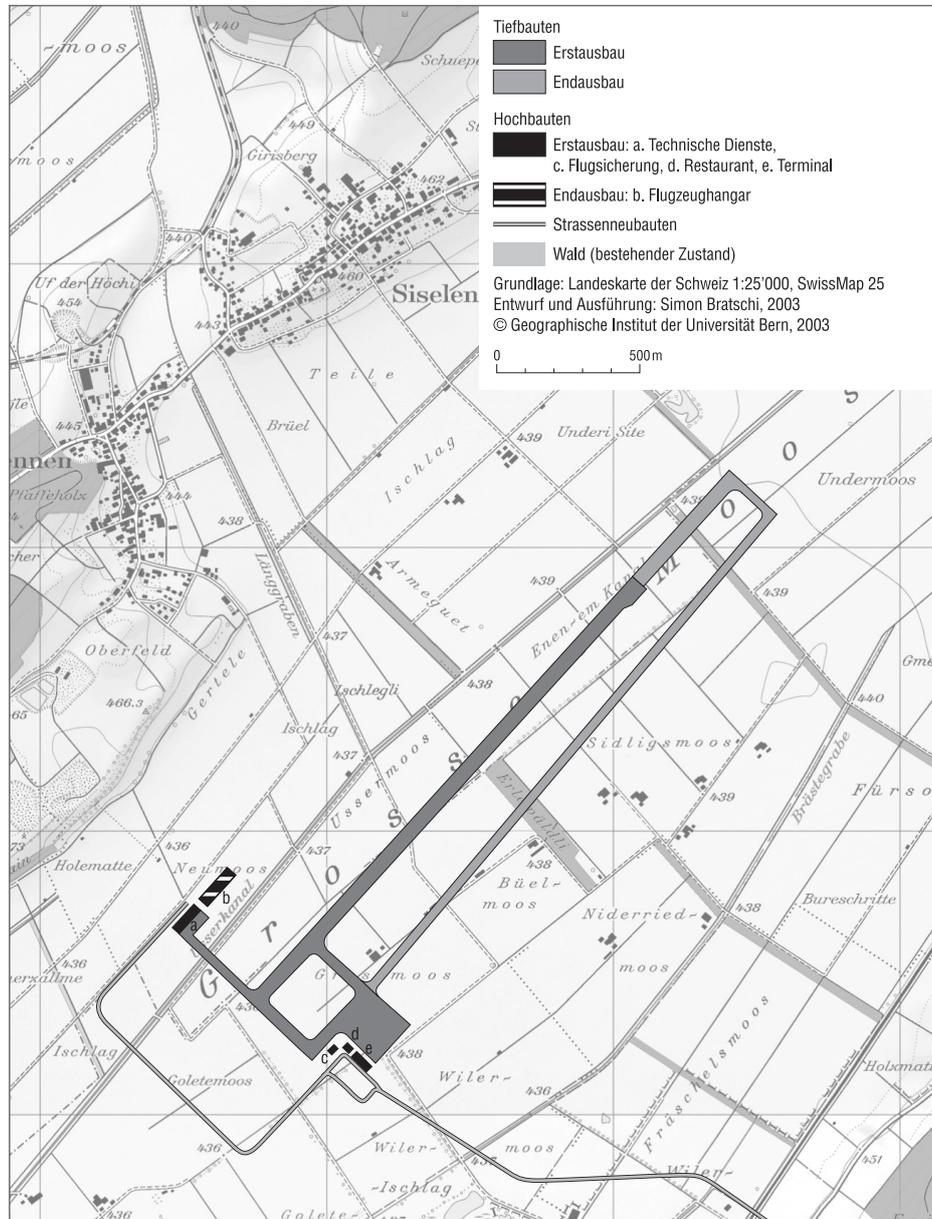


Abb. 10: Das Projekt von 1969–1972 für einen Kontinentalflughafen im Grossen Moos wurde nicht realisiert  
 Bratschi 2005, S. 18

Franken leisteten Bund und Kanton Bern je 40 %, die Gemeinden 10 % und die Grundeigentümer die restlichen 10 % (von Waldkirch u. Guiddold 1985, S. 116 ff.).



Abb. 11: Ausschnitte aus den Parzellarplänen von Ins von 1970 und 1982, vor und nach der Güterzusammenlegung von Waldkirch 1985, nach S. 80

Dank der Sicherung großer zusammenhängender Flächen, rationeller Landwirtschaft, der Mechanisierung und Motorisierung, den Güterzusammenlegungen, der Drainage, dem Kunstdünger und den modernen Betrieben konnte sich das Grosse Moos bis heute zum größten Gemüsegarten der Schweiz entwickeln, in dem 22 % des Freilandanbaus produziert werden. Mit 12,5 ha sind die Betriebe relativ klein, mit durchschnittlich 3,5 Arbeitskräften jedoch sehr arbeitsintensiv.

Das Dreiseenland wurde damit von einer traditionellen, extensiv bewirtschafteten Agrarlandschaft zu einer modernen Agrarlandschaft entwickelt.

## 6 Schlussfolgerungen und Fragen an die Zukunft

In der heutigen Landschaft finden wir 1000jährige Relikte und Spuren der jüngsten Vergangenheit. Bei allen Elementen handelt es sich um Ergebnisse der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung. Diese Spuren sind wichtige Quellen, sehr oft die einzigen, weil sie flächendeckend überliefert sind. Die Landschaft und die einzelnen Elemente sind aber nicht nur das Ergebnis der langen Entwicklung, sie sind auch die Grundlage für die zukünftige Entwicklung: die Landschaft ist eine der wichtigsten Ressourcen, die genutzt, aber auch zerstört werden kann.

Heute stellt sich die Frage, ob das Seeland auch in Zukunft primär der Landwirtschaft dienen soll oder aber vermehrt als Siedlungsraum weiterentwickelt wird. Teilgebiete würden sich sehr gut als Industrieareale, als Wohnzonen, als Erholungsräume oder als ökologische Ausgleichsräume eignen. Sicher müssen zu-

künftig die verschiedene Nutzungen im Dreiseenland weiter entwickelt werden. Dazu ist es aber notwendig, für die Teilgebiete Vorrangfunktionen festzulegen, weil sonst ein kleinräumiges Nutzungsmuster entsteht, das zunehmend räumliche Konflikte zur Folge haben wird.

Notwendig dazu wären politisch-gesellschaftlich definierte Leitbilder, weil die Zielsetzung immer von Normen abhängig sind und diese nicht aus dem Objekt oder der Landschaft selbst abgeleitet werden können. Diese Leitbilder müssten großräumig und langfristig sein, was jedoch im Gegensatz zur heutigen kurzfristigen und kleinräumigen Politik und zur individualisierten Gesellschaftsentwicklung steht, die weitgehend auf Provisorien beruhen, indem jederzeit und überall alles möglich sein sollte.

Die Voraussetzungen sind für die Landschaftsentwicklung ungünstig, da technisch fast alles machbar ist. Zudem dominieren die wirtschaftlichen Aspekte und Ziele. So war es möglich, dass innert kürzester Zeit inmitten des Grossen Mooses ein 55 ha großes Areal als Industrieland eingezont worden wäre, um einem Unternehmen den Bau eines großen Produktionsbetriebes zu ermöglichen. Das hätte die Wende in der bisherigen agrarischen Intensivierungsentwicklung des Grossen Mooses bedeutet. Auch dieses Projekt wurde allerdings nicht realisiert, aus wirtschaftlichen und nicht etwa aus ökologischen Gründen!

Wenn die bis heute mehr oder weniger kontinuierliche landwirtschaftliche Intensivierung weiter geführt wird, besteht jedoch auch die Gefahr, dass in den nächsten Jahren und Jahrzehnten eine Treibhauslandschaft, eine »Glasstadt« entsteht. Die Anfänge können im Seeland schon deutlich beobachtet werden, allerdings erst in den Randgebieten.

Auch die Weinbaulandschaft am Bieler See, die von den meisten Leuten geschätzt und im Bundesinventar als Landschaft von nationaler Bedeutung eingestuft ist, ist starkem Baudruck ausgesetzt. Als Wohnlage über dem Bieler See, sonnenexponiert und mit Blick auf die Alpen würden sich die Rebberge bestens eignen. Seit 1950 wurden bereits rund 1000 Häuser auf ehemaligen Rebparzellen gebaut. Die meisten ganz legal, nachdem von den Gemeinden Bauzonen festgelegt worden waren.

Auch diese Beispiele zeigen, dass niemals aus dem »Sein« das »Sollen« abgeleitet werden kann: es ist in keiner Weise gewährleistet, dass die über Jahrhunderte gewachsene Landschaft in der gleichen Richtung weiterentwickelt wird oder werden soll. Es gab immer schon Brüche in der Landschaftsentwicklung. Heute und in Zukunft können diese noch wesentlich gravierender sein. Dies ist jedoch nur negativ zu beurteilen, wenn die Brüche zufällig, ungewollt eintreten oder wenn sie lediglich aus Einzelinteressen eingeleitet werden. Dann verliert die gewachsene Kulturlandschaft als öffentliches Gut ihre Bedeutung in starkem Masse. Die langfristige Betrachtung soll mithelfen, sie auch für eine ferne Zukunft zu fördern und positiv weiter zu entwickeln.

Die Dreiseenlandschaft wurde immer von Menschen bewusst gestaltet, in gewissen Phasen eher gepflegt und geschützt, in andern verstärkt umgestaltet und modernisiert. Dies wird auch in Zukunft nötig sein. Problematisch ist die schlechende, kaum bemerkte und doch tief greifende Umgestaltung.

## Literatur

- Aerni, Klaus*: Der Wandel im Landschaftsbild der Region Biel-Seeland seit 1850. – In: Geographische Gesellschaft von Bern [Hrsg.]: Die Region Biel-Seeland. Grundlagen und Probleme der heutigen Kulturlandschaft (Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft von Bern, Bd. 53/1977–79). Bern 1980, S. 305–356.
- Beit, Stephan*: Die Entwicklung des Rebbaus im Alten Amt Erlach 1535–1976. – Bern 1978 (Unveröffentlichte Zweitarbeit am Geographischen Institut der Universität Bern.).
- Berger, Daniel*: Die Entwicklung des Rebbaus im Bernischen Seeland während der Rebbaukrise (1885–1930). – Bern 1999 (Unveröffentlichte Seminararbeit am Geographischen Institut der Universität Bern).
- Bratschi, Simon*: Wunschtraum und Wirklichkeit – Berner Flughafenprojekte vom Zweiten Weltkrieg bis heute. – In: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 67, 2005, Heft 4, S. 1–39.
- Egli, Hans-Rudolf*: Die Herrschaft Erlach. Ein Beitrag zur historisch-genetischen Siedlungsforschung im schweizerischen Gewannflurgebiet. – Bern 1983 (Archiv des Historischen Verein des Kantons Bern, 67. Bd., 1983).
- Egli, Hans-Rudolf; Bratschi, Simon; Flury, Philipp u. Wenger, Anita*: Analyse, Bewertung und Inwertsetzung der historischen Kulturlandschaft im Seeland. Schlussbericht. – Bern 2002 (COST-Aktion G2 »Ancient landscapes and rural structures«. Bundesamt für Bildung und Wissenschaft, Projekt C99.0068, nicht veröffentlicht).
- Flury, Manuel [Hrsg.]*: Ökologische Landschaftsentwicklung im Seeland. Akteure und ihre Handlungsmöglichkeiten. – Bern 2001 (Allgemeine Ökologie zur Diskussion gestellt, Nr. 5).
- Friedli, Emanuel*: Ins. (Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, vierter Band, Seeland, I. Teil). – Bern 1914.
- Gemeinden des Amtes Erlach [Hrsg.]: Aus der Geschichte des Amtes Erlach. »Das Amt Erlach 500 Jahre bernisch«. – Biel 1974.
- Geographische Gesellschaft von Bern [Hrsg.]: Die Region Biel-Seeland. Grundlagen und Probleme der heutigen Kulturlandschaft. – Bern 1980 (Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft von Bern, Bd. 53/1977–79).
- Girardier, Jean-Pierre et al.*: À la recherche de la cité idéale. – Arc et Senans, 2000.
- Glatthard, Peter*: Ortsnamen zwischen Aare und Saane. Namengeographische und siedlungsgeschichtliche Untersuchung im westschweizerischen Sprachgrenzraum. – Bern u. Stuttgart 1977 (Sprache und Dichtung, Bd. 22).
- Grosjean, Georges*: Planungsatlas Kanton Bern, Dritte Lieferung. Historische Planungsgrundlagen. – Bern 1973
- Grosjean, Georges*: Der Dienstadel im nachmals bernischen Seeland im ausgehenden Mittelalter. – In: *Bernard, Nicolai u. Reichen, Quirinus [Hrsg.]*: Gesellschaft und Gesellschaften. Festschrift zum 65. Geburtstag von Professor Dr. Ulrich Im Hof. Bern 1982, S. 32–60.
- Grütter, Hans*: Kanton Bern. – In: Historisches Lexikon der Schweiz. www.hls.ch, 4.1.2010.
- Gutknecht, Ueli*: Berner »Ghüder« im Grossen Moos. – In: Der Seebutz, 1998, S. 57–60.
- Hard, Gerhard*: Geographie als Spurenlesen. – In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 33, 1989, Heft 1/2, S. 2–11.
- Luder, Rudolf; Mathys, Rolf u. Wildförster, Friedhelm*: Die Güterzusammenlegung in Ins. – In: *Waldkirch, Andreas von [Hrsg.]*: Gesamtmelioration Ins – Gampelen – Gals 1970–1985. Bern 1985, S. 79–100.

- Lüdi, Werner*: Das Grosse Moos im westschweizerischen Seelande und die Geschichte seiner Entstehung. – Bern 1935.
- Martin, Max*: Das Seeland im frühen Mittelalter. – Bern 1980.
- Moser, Andres*: Der Amtsbezirk Erlach, der Amtsbezirk Nidau 1. Teil. – Basel 1998 (Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Landband II. Hrsg. von der Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte).
- Moser, Andres*: Der Amtsbezirk Nidau 2. Teil. – Basel 2005 (Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Landband II, hrsg. von der Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte).
- Nast, Matthias*: überflutet – überlebt – überlistet. – Nidau 2006.
- Neuhaus, Gabriela*: Nidau – 650 Jahre Wandlung. – Nidau 1988.
- Pagan, Abraham*: Versuch Einer Oekonomischen Beschreibung der Grafschaft oder Landvogtey Nidau im Canton Bern. – In: Sammlungen von landwirtschaftlichen Dingen der Schweizerischen Gesellschaft in Bern, Jahrgang II.(3.4.), 1760, S. 787–859.
- Peter, Arthur*: Die Juragewässerkorrektion. Bericht über die Vorgeschichte, Durchführung, Wirkung und Neuordnung 1921 der Korrektion der seeländischen Gewässer von Enteroches bis Luterbach. Bearb. und hrsg. im Auftrage des bernischen Regierungsrates durch die Abteilung Juragewässerkorrektion der Baudirektion. – Bern 1922.
- Raith, Erich*: Stadtmorphologie. Annäherungen, Umsetzungen, Ansichten. – Wien u. New York 2000.
- Geographische Gesellschaft von Bern [Hrsg.]: Die Region Biel-Seeland. – Bern 1980.
- Walldkirch, Andreas von [Red.]*: Gesamtmelioration Ins – Gampelen – Gals 1970–1985. – Bern 1985.
- Walldkirch, Andreas u. Guillod, Walter*: Kosten und Finanzierung. – In: Gesamtmelioration Ins – Gampelen – Gals 1970–1985. Bern 1985, S. 116–118.
- Weigold, Hermann*: Untersuchungen zur Sprachgrenze am Nordufer des Bieler Sees. – Bern 1948.
- Wolfrath, Barbara; Schwalb, Antje u. Schneider, Anne Marie*: Seen- und Flussgeschichte im Westschweizer Seeland zwischen 5000 und 12000 Jahre vor heute. – 1993.
- Zbinden, Eveline*: Landnutzungswandel und Agrarmodernisierung im Berner Seeland 1750–1850. – Bern 2004 (Unveröffentlichte Diplomarbeit, Geographisches Institut der Universität Bern.).
- Zinsli, Paul*: Über Ortsnamen im Amt Erlach. – In: Gemeinden des Amtes Erlach. Biel, 1974, S. 67–90.



Albert Hafner und Christian Harb

## Informationen zur UNESCO Welterbekandidatur »Pfahlbauten in Seen und Mooren rund um die Alpen«<sup>1</sup>

Mit 3 Abbildungen

Die Seeufersiedlungen des Alpenraumes zählen zu den bedeutendsten archäologischen Kulturgütern Europas, denn die besonderen Bedingungen unter Wasser führten zu einer hervorragenden Erhaltung von organischen Materialien, wie Holz, Textilien oder Pflanzenresten.

Die Fundstellen in den Seen, Flüssen und Mooren des Alpenvorlandes werden seit mehr als 150 Jahren erforscht. Zahlreiche Objekte aus den Pfahlbauten holte man bereits im 19. Jahrhundert mit primitiven Methoden aus den Seen und Feuchtgebieten. Obwohl grossflächige Ausgrabungen schon in den 1920er Jahren durchgeführt wurden, setzte eine modernen Ansprüchen genügende Dokumentation der Befunde erst nach 1970 ein. Parallel dazu erfolgte der Durchbruch der Dendrochronologie, obwohl auch hier die ersten Gehversuche zur Datierung mit Jahrringen schon in die Zeit vor 1940 zurück reichen.

### Neolithische und bronzezeitliche Pfahlbauten – ein circumalpines Phänomen

Gemäss den Inventaren aus den sechs Alpenländern Schweiz, Frankreich, Italien, Österreich, Deutschland und Slowenien werden heute etwa 750 Fundstellen aus der Zeit zwischen 4300 und 800 v. Chr. unter dem Begriff Pfahlbauten zusammengefasst. Mit etwa 450 Fundstellen – verteilt auf 16 Kantone – befinden sich die meisten der Fundstellen in der Schweiz. Besonders dichte Konzentrationen von Siedlungsarealen sind in der Westschweiz, im Zürichseegebiet, sowie an den helvetisch-deutschen beziehungsweise helvetisch-französischen Grenzgewässern Bodensee und Genfersee zu verzeichnen. Diese beiden grössten Seen Mitteleuro-

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 35. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Biel, 10.–14. September 2008) gehalten wurde. Vergleiche dazu auch den Tagungsbericht von *H.-R. Egli* in diesem Band!

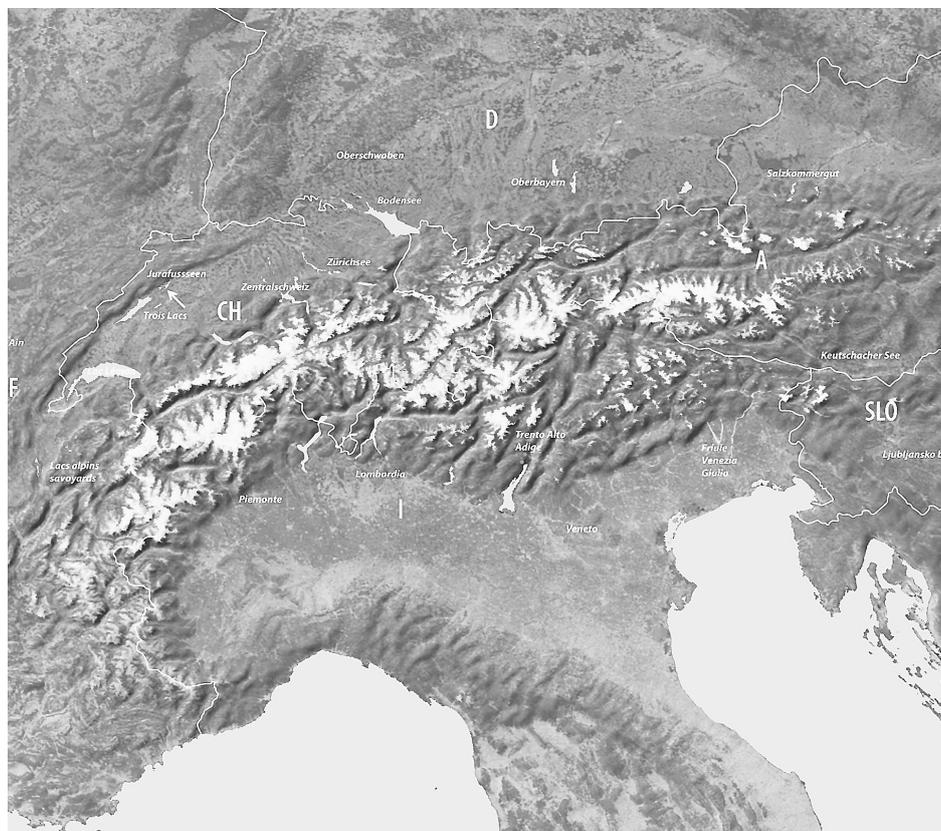


Abb. 1: Pfahlbauten rund um die Alpen. Die neuesten Kartierungen im Rahmen der UNESCO-Welterbe Kandidatur »Prähistorische Pfahlbauten rund um die Alpen« zeigen, dass etwa 1000 neolithische und bronzezeitliche Fundstellen in sechs Ländern bekannt sind

pas bilden zusammen mit dem dazwischen liegenden schweizerischen Mittelland die Kernzone des Phänomens Pfahlbauten. Der Reigen der Pfahlbauregionen setzt sich nördlich mit den zahlreichen Moorsiedlungen im baden-württembergischen Oberschwaben fort, wo besonders um den Federsee zahlreiche Siedlungsplätze bekannt sind. Gegen Osten folgen die Fundstellen an den Seen des bayerischen und oberösterreichischen Alpenvorlandes. Eine spezielle geographische Lage nehmen die auf dem Jura liegenden und weit in alpine Täler vorgeschobenen Fundstellen an den französischen Seen ein. Vergleichbare Kleinregionen gibt es auch in Norditalien, die Mehrzahl der Fundstellen befindet sich hier im unteren Bereich des grössten südalpinen Sees, des Gardasees. Die Fundstellen im heutigen Slowenien konzentrieren sich auf das ausgedehnte Moorgebiet von Ljubljansko Barje.

## UNESCO-Welterbe-Kandidatur für ein begehrtes Label

1854 prägte der Zürcher Altertumsforscher Ferdinand Keller mit seinem Werk »Die keltischen Pfahlbauten in den Schweizerseen« einen eingängigen Begriff, der an modernes Marketing erinnert. 2004 konnte die Schweiz deshalb auf 150 Jahre Pfahlbauforschung zurückblicken. Im selben Jahr stimmte der Bundesrat einem Vorschlag des Bundesamtes für Kultur zu und nominierte die »Pfahlbauten in Seen und Mooren rund um die Alpen« auf der »liste indicative« zuhanden der UNESCO. Alle Mitgliedstaaten der Organisation waren aufgefordert worden, ihre möglichen Welterbestätten im Sinne einer mittelfristigen Planung zu nennen. Damit wurde ein erster Schritt in Richtung Welterbe getan, denn nur auf der »liste indicative« verzeichnete Objekte würden in den nächsten Jahren eine Chance für eine Kandidatur erhalten. Vorangegangen war eine intensive Diskussion von Experten unter Führung des Bundesamtes für Kultur, das etwa 35 schweizerische Kandidaturen unter die Lupe nahm. Die Vorschläge stützten sich auf die UNESCO-Kriterien und standen im Einklang mit der globalen Strategie für eine repräsentative und glaubwürdige Welterbeliste. Dazu gehören die Förderung der kulturellen Vielfalt und die Berücksichtigung von bisher untervertretenen Objektkategorien. Aus einer ursprünglichen Fünfergruppe wurden inzwischen 2007 das waadtländische Weinbaugesamt Lavaux am Genfersee und 2008 die Rhätische Bahn mit der Kulturlandschaft der Albula-Bernina-Strecke erfolgreich nominiert. Das Dossier der Kandidatur von La Chaux-de-Fonds und Le Locle, einer durch die Uhrenindustrie geprägten Stadtlandschaft der Moderne, wurde Ende 2007 abgegeben und wird derzeit geprüft. Das auf mehrere Kontinente verteilte Werk des Architekten Le Corbusier – in der Schweiz mit Gebäuden in La Chaux-de-Fonds, Corseaux und Genf – ist seit 2006 unter französischer Führung auf der »liste indicative«. Es handelt sich dabei wie im Falle der Pfahlbauten um eine internationale serielle Kandidatur. Diese spezielle Kategorie wurde für Objekte geschaffen, die als einzelne Fundstätte keine Chance auf Anerkennung hätten, hingegen als Gruppe oder Serie die Kriterien erfüllen kann. Als letztes Projekt sollen Ende 2009 die Pfahlbauten folgen, danach sind vorerst keine weiteren schweizerischen Kandidaturen vorgesehen.

Das Label Welterbe ist weit herum bekannt und zählt zu den Erfolgsprodukten der UNESCO: jeder Laie verbindet damit einen hohen kulturellen Wert. Mit der Kandidatur und mit dem Label soll in der Öffentlichkeit das Bewusstsein für die Bedeutung von archäologischen Stätten im Allgemeinen und den Pfahlbauten im Besonderen gefördert werden.

Bis 2008 war der Archäologische Dienst des Kantons Bern organisatorisches Zentrum der interkantonalen Arbeitsgruppe, die die Vorarbeiten koordinierte und zahlreiche Unterlagen und Dokumente zusammenstellte. Besonders zu erwähnen ist die Erfassung und Kartierung aller Fundstellen in einer Datenbank, die als Basis für die Kandidatur verwendet wird. Es handelt sich gleichzeitig um das erste vollständige Inventar der Pfahlbauten seit dem letzten Pfahlbaubericht von 1930. Mit der Gründung von PALAFITTES im Jahr 2008, dem Verein zur Unterstützung der UNESCO-Welterbe-Kandidatur »Pfahlbauten in Seen und

Mooren rund um die Alpen« mit Sitz in Hauterive (NE) wurde für den Endspurt eine ausschließlich für die Nominierung arbeitende Organisation geschaffen. Am 26.1.2010 wurde das vollständige Dossier für die Kandidatur termingerecht in Paris von allen beteiligten Ländern unterzeichnet und an die UNESCO übergeben. Nach der Evaluation der Kandidatur durch ICOMOS-Experten wird der Entscheid über die Aufnahme oder Ablehnung in die World Heritage List an der Sitzung des UNESCO World Heritage Committees im Frühjahr 2011 in Bahrain fallen.

Weshalb sollen die Pfahlbauten als Welterbe ausgezeichnet werden?

Die UNESCO führt derzeit 878 Stätten auf der Liste des Welterbes. Davon sind 679 aus dem Bereich der Kultur, 174 sind Stätten des Naturerbes und 25 sind gemischte Welterbestätten. Sie befinden sich in 145 Staaten der Erde, von Afghanistan bis Zimbabwe. Als Kriterium für eine Einschreibung gilt, dass ein Denkmal, eine Landschaft oder eben auch eine archäologische Fundstelle von »außergewöhnlichem universellem Wert« sein muss.

Die Erforschung der Pfahlbauten trägt seit Jahrzehnten maßgeblich zu einem anschaulichen Bild der Vergangenheit bei. Unser Wissen über die Anfänge der Besiedlung der Schweiz und des Alpenraumes basiert über weite Strecken auf wissenschaftlichen Erkenntnissen aus den Pfahlbauten.

In Fundstellen auf trockenen Böden zerfallen Gegenstände aus Holz oder pflanzlichem Material innerhalb von wenigen Jahren. Unter Wasser, in den Seen oder in ständig feuchten Moorböden können organische Objekte die Zeiten überdauern. Ohne Luftsauerstoff haben zersetzende Mikroorganismen hingegen keine Chance. Dies führt zu außergewöhnlich guten Erhaltungsbedingungen in den Pfahlbauten. Substantiell erhaltene Holzbauarchitektur und zahlreiche Objekte aus Holz, Rinde und Textil sowie umfangreiche pflanzliche und tierische Reste machen die herausragende wissenschaftliche Bedeutung der Pfahlbauten aus. Sie sind berühmt für die ältesten Textilien Europas. Holzgefäße, Fischernetze und komplette Werkzeuge geben vielfältige und überraschend lebendige Einblicke in das alltägliche Leben vergangener Zeiten. Die Pfahlbauten bringen Flöten aus Holz und Kuriosa wie Kaugummis aus der Steinzeit zu Tage. Und auch das älteste erhaltene Brot der Welt stammt aus den Pfahlbauten. Gerade diese ansonsten nicht erhaltenen Fundkategorien erlauben detaillierte Einblicke in Leben und Kultur der frühen agrarischen Gesellschaften rund um die Alpen und darüber hinaus.

Von größter Bedeutung ist dabei die Möglichkeit, mit Hilfe von dendrochronologischen Untersuchungen jahrgenaue Datierungen für Fundensembles und die baugeschichtliche Abfolge von Dörfern zu bekommen. Aus Tausenden von Bauhölzern, die bei Rettungsgrabungen gefunden wurden, lassen sich sowohl die Grundrisse als auch das Aussehen von Gebäuden und Dörfern, ja sogar ganze Dorfgeschichten rekonstruieren. Mit Hilfe der Dendrochronologie, einer Methode zur jahrgenaue Datierung von Hölzern, kann z.B. der Bau des zurzeit

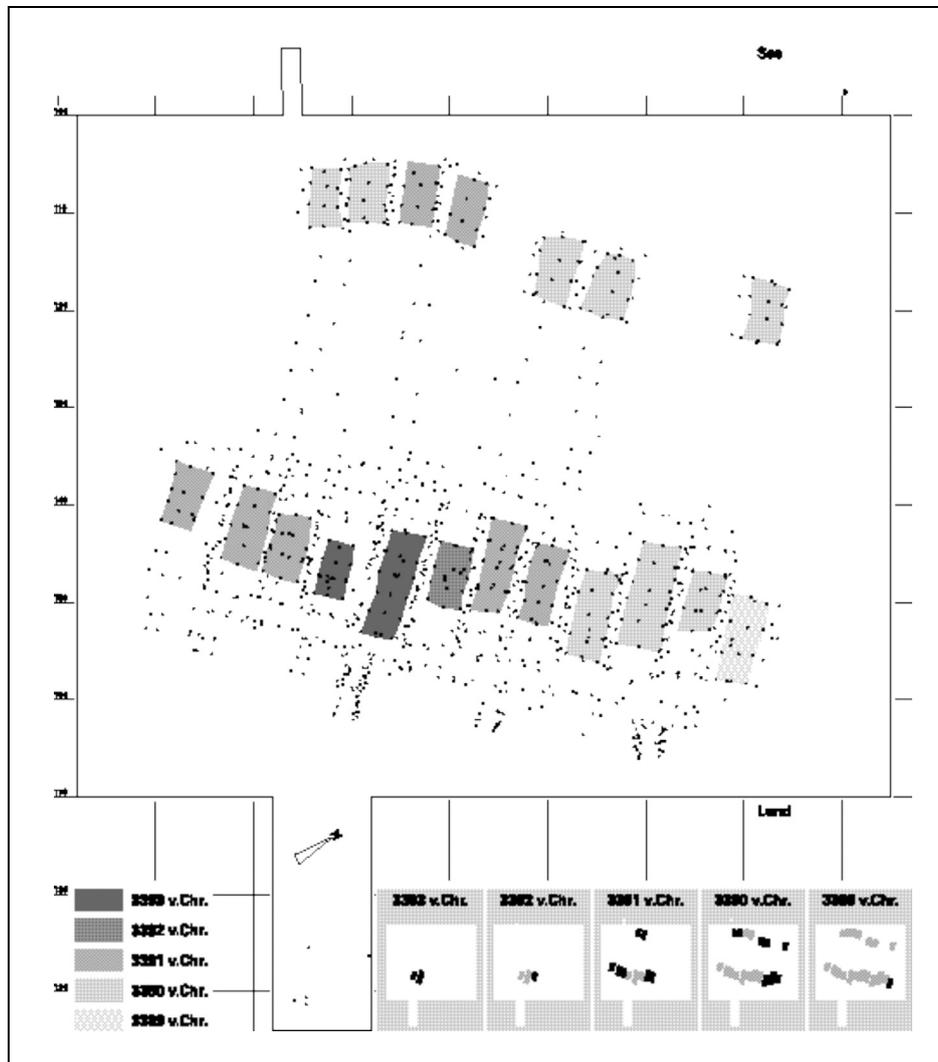


Abb. 2: Sutz-Lattrigen, Riedstation. Plan der Dorfanlagen, die zwischen 3393 und 3389 v. Chr. errichtet wurde. Der Aufbau des Dorfes kann Jahr für Jahr verfolgt werden. Die dendrochronologischen Daten brechen bereits ein Jahr spät (3388 v. Chr.) ab. Es ist deshalb davon auszugehen, dass die Siedlung nur wenige Jahre existierte

ältesten sicher belegten Hausgrundrisses in das Jahr 3863 v. Chr. datiert werden. Es gibt weltweit keine prähistorische Archäologie, die über derart präzise Datierungen verfügt wie die Pfahlbauforschung. Die Fundstellen besitzen deshalb ein riesiges wissenschaftliches Potential, das nicht nur Einblicke in vergangene Kulturen bietet, sondern auch für zahlreiche Naturwissenschaften (Archäozoologie, Archäobotanik, Klimageschichte, Limnologie) von größtem Interesse ist.

Die Kandidatur der Pfahlbauten als UNESCO Welterbe deckt sich mit der neuen Strategie für eine repräsentative, ausgeglichene und glaubwürdige Welterbeliste, die seit den 1990er Jahren durch ICOMOS erarbeitet und propagiert wurde. Archäologische Stätten sind auf der Welterbeliste durchaus vertreten. Als erste archäologische Objekte wurden 1979 das römische Amphitheater von El Jem in Tunesien und die antiken ägyptischen Stätten von Theben und Memphis eingeschrieben. Letztere umfassen die Ruinen der Paläste und Tempel von Karnak und Luxor sowie die Nekropolen im Tal der Könige und die Pyramiden von Gizeh bis Dashur. Aber bereits im gleichen Jahr waren auch schon die prähistorischen Felszeichnungen im norditalienischen Valcamonica auf der Liste. Unter den ersten Objekten finden sich auch die großflächigen Ruinen antiker Städte: die achämenidische Kapitale von Persepolis (heute im Iran), das tunesische Karthago, das guatemaltekkische Quirigua und Mohenjo Daro im pakistanischen Industal zählen dazu. Und ebenfalls zu den ganz frühen Einschreibungen zählen die neolithischen Tempel von Malta und Gozo. Es handelt sich bei diesen Nominierungen in den meisten Fällen um die ausgegrabenen Ruinen von aus Stein gebauten Sakralgebäuden, um Megalithenanlagen oder um die urbanen Strukturen antiker Städte.

Prähistorische Fundstellen sind auf der Welterbeliste insgesamt bisher nur wenige vertreten. Darunter fallen Regionen mit Felszeichnungen und Höhlenmalereien, zu nennen sind hier die Höhlen im Vézèretal der Dordogne mit bekannten Orten wie Lascaux oder das portugiesische Val Côa. Auch Hominidenfundstellen, wie das südafrikanische Sterkfontein zählen dazu. Neolithikum und Bronzezeit werden auch durch Stätten wie das Silexbergwerk im belgischen Spiennes, die ebenfalls neolithischen Monumente der Orkney Islands im Norden des Vereinigten Königreichs und die dreißig Grabhügel umfassende bronzezeitliche Nekropole von Sammallahdenmäki in Finnland repräsentiert. Nicht alle dieser Stätten, aber viele davon wurden vollständig ausgegraben und wir bewundern heute nur noch ihre konstruktive Hülle. Der archäologische Kontext wurde zerstört und die Fundstellen selber verfügen heute nur noch über ein geringes wissenschaftliches Potential. Insgesamt sind noch im Boden verborgene archäologische Fundstellen höchst selten auf der Liste zu finden und Fundplätze unter Wasser fehlen bislang vollständig. Dies hat sicher damit zu tun, dass archäologische Stätten einem kaum zu lösenden Dilemma unterliegen: Je mehr von ihnen ausgegraben wird, desto mehr an archäologischer Substanz wird unwiederbringlich zerstört. Auch bei den Pfahlbauten handelt es sich um ein »unsichtbares kulturelles Erbe«, dessen Potential sich erst durch wissenschaftliche Ausgrabungen und minutiöse Erforschung von an sich unspektakulären Details erschließt. Um dieses Potential auch in Zukunft nutzen zu können, ist ein verantwortungsvoller Umgang mit den archäologischen Quellen oberstes Gebot.

Acht Gründe sprechen für die Welterbe-Kandidatur der Pfahlbauten rund um die Alpen.

1. Optimale Erhaltungsbedingungen in den zahlreichen Seen und Mooren des Alpenvorlandes machen die Pfahlbauten zu Denkmälern von einzigartiger Bedeutung und wissenschaftlicher Aussagekraft. Wie nirgends sonst in der Welt kann hier die Entwicklung jungsteinzeitlicher und metallzeitlicher Siedlungsgemeinschaften in Kultur, Wirtschaft und Umwelt über 3000 Jahre bis ins Detail erforscht und ein lebendiges Bild früherer europäischer Lebensgemeinschaften gezeichnet werden.
2. Das Fundmaterial der Pfahlbauten weist eine große kulturelle Vielfalt auf. Die Forschung unterscheidet heute mehr als 30 verschiedene, in den Pfahlbauten nachweisbare Kulturgruppen. Damit können mittel- und südosteuropäische, westeuropäische und mediterrane Kulturtraditionen in ihrer gegenseitigen Beeinflussung – auch über die Alpen hinweg – erkundet und dargestellt werden.
3. Die präzise Altersbestimmung der Fundkomplexe stellt für die Erforschung der prähistorischen Kulturen Europas eine bedeutende Referenz dar. Die Pfahlbauten enthalten große Mengen hölzerner Bauelemente, die sich mit der Methode der Dendrochronologie jahrgenau datieren lassen. Mit mehr als 100.000 analysierten Holzproben bilden die Pfahlbauten die weltweit bestdatierte Serie archäologischer Fundstätten.
4. Die archäologischen Fundstellen in den Seen und Mooren sind exzellente Archive für naturwissenschaftliche Disziplinen, vor allem für die Biowissenschaften, die Paläolimnologie (Wissenschaft von Binnengewässern und Ökosystemen) und die Klimaforschung. Dank der Dendrochronologie sind äußerst präzise Aussagen zur Umweltgeschichte der Landschaften rund um die Alpen möglich.
5. Die Pfahlbauten liefern zahlreiche Funde aus Stein, Knochen, Holz, Rinde, Gehölzbast, Flachs, Kupfer oder Bronze. Damit lässt sich der technologische Fortschritt ausgezeichnet verfolgen. Die Pfahlbauten dokumentieren so bedeutende Etappen des zivilisatorischen Prozesses in der Gerätetechnik, dem Textilhandwerk, dem Holzbau, der Metallurgie oder der Verkehrstechnik (Bohlenwege und Räder) – ein Fortschritt, der bis heute nachwirkt.
6. Die Pfahlbauten gehören zu den Ikonen der europäischen Vorgeschichte. Sie prägen in breiten Bevölkerungsschichten das Bild der Vergangenheit.
7. Die Fundplätze liegen oft wenig beachtet am Grund der Seen und in Mooren und sind vielfältigen Gefährdungen ausgesetzt. Das Label UNESCO-Welterbe hebt das Bewusstsein um die besondere Bedeutung der Pfahlbau-Fundstätten und stärkt die Bemühungen der Alpenländer um die Erhaltung, Erforschung und museale Präsentation des weltweit einmaligen Kulturerbes in den zirkumalpinen Seen.
8. Die Kandidatur führt die Erfahrungen im Bereich der Pfahlbauten tätiger Institutionen (Denkmalpflege und Museen) zusammen und dient einer besseren Vernetzung. Es wird das Archäologiegeschehen der beteiligten Alpenländer beleben und dazu beitragen, dass das verborgene archäologische Kulturerbe

besser bekannt, erforscht, für künftige Generationen erhalten und in Wert gesetzt wird.

#### Pfahlbauten – Eine neue Qualität für die UNESCO-Welterbeliste

Zwischen 1854 und 1930 edierte die Antiquarische Gesellschaft Zürich insgesamt 12 Bände der »Pfahlbauberichte« und schuf damit die Grundlagen für ein frühes wissenschaftliches Netzwerk. Schon die Pioniere der Pfahlbauforschung interessierten sich nicht nur für Siedlungsreste in der Schweiz sondern auch für die Pfahlbauten der weiteren Alpenrandseen. Die UNESCO-Welterbe-Kandidatur setzt sich zum Ziel, die seit langem bestehende internationale Zusammenarbeit innerhalb der Pfahlbauforschung in Zukunft noch stärker zu fördern und zu institutionalisieren. Dem Austausch zwischen den einzelnen Regionen des Pfahlbauphänomens kommt eine große Bedeutung zu, denn auch in den Zeiten der Pfahlbauer bestanden intensive Kontakte zwischen Süd und Nord, West und Ost – auch über die Alpen hinweg.

Die von der UNESCO bearbeiteten Themenfelder sind im Namenszug präsent: Erziehung, Wissenschaft, Kultur und Kommunikation. Ziel, Zweck und Philosophie der Organisation ist Frieden für die Menschheit durch Zusammenarbeit zu schaffen. Im Bereich der Kultur und insbesondere bei den Welterbestätten sind internationale serielle Objekte besonders im Blickfeld der UNESCO, weil dadurch die Kooperation unter verschiedenen Partnern gefördert wird. Die wenigen bisher bestehenden seriellen Welterbestätten sind meist nur wenig umfangreich und nur auf zwei Länder verteilt. Die Kandidatur der Pfahlbauten ist schon allein aufgrund des Umfangs und der Anzahl der beteiligten Länder bemerkenswert. Serielle Welterbe-Kandidaturen passen hervorragend in die neue Strategie der UNESCO für eine repräsentative, ausgeglichene und glaubwürdige Welterbeliste.

Spätestens seit der Überarbeitung des Europäischen Übereinkommens zum Schutz des archäologischen Erbes (Konvention von Malta) im Jahr 1992 nehmen Fragen eines nachhaltigen Managements von archäologischen Quellen eine zentrale Stellung ein. Die Forschung wurde sich zunehmend bewusst, dass archäologische Fundstellen nicht endlos zur Verfügung stehen. Das seit 1996 in der Schweiz gültige Abkommen setzt auf verpflichtende Mindeststandards und ist so auch Ausdruck europäischer Zusammenarbeit und Solidarität.

Es widerspiegelt den neuesten Stand der wissenschaftlichen Forschung und der modernen Konservierungstechnologien. Es legt großen Wert auf den Aspekt der Information und der Bewusstseinsbildung und betont die Notwendigkeit einer einvernehmlichen zwischenstaatlichen Zusammenarbeit.

In Übereinstimmung mit dieser Philosophie wird deshalb in der Schweiz schon seit langem auf reine Forschungsgrabungen verzichtet. Verschiedene Bedrohungen wie die Erosion von Fundstellen in Seen oder die Austrocknung von Mooren sind jedoch natürliche oder nur mittelbar durch den Menschen verursachte Probleme. In diesen Fällen kann allein mit einer Rettungsgrabung archäologische Information dokumentiert und geborgen werden, die ohne archäologische Inter-



Abb. 3: *Sipplingen am Bodensee. Die von Hans Reinerth im Winter 1929/30 durchgeführte Caissongrabung war einer der ersten erfolgreichen Versuche in der Flachwasserzone eines großen Voralpensees auszugraben. Im Bild Palisadenstrukturen der um 3200 v.Chr. datierenden Fundstelle*

vention auf immer verloren wäre. Den sinkenden Grundwasserspiegeln in Mooren kann mit einem langfristigen Monitoring der Fundstellen und in optimalen Fällen mit einer Wiedervernässung begegnet werden.

Die UNESCO-Welterbe-Kandidatur der Pfahlbauten bewegt sich im Geist der Konvention von Malta und steht für eine Philosophie des Ausgleichs von Erkenntnisgewinn und Erhaltung. Fragen eines nachhaltigen Managements müssen in Zukunft vermehrt gemeinsam angegangen werden. Der Austausch von Wissen und Erfahrungen beim Schutz der Pfahlbau-Fundstellen vor Erosion und Austrocknung wird durch die Zusammenarbeit im Rahmen der Kandidatur gefördert. Durch spezielle Forschungsprojekte werden Grundlagen erarbeitet, die dem Transfer von Wissen zwischen den einzelnen Regionen dienen.

Die UNESCO-Welterbe-Kandidatur »Pfahlbauten in Seen und Mooren rund um die Alpen« hat intakte Chance das begehrte Label zu bekommen. Verschiedene Rückmeldungen aus Expertenkreisen zeigen, dass bisher unterrepräsentierte Objekte wie die Pfahlbauten heute auf Interesse stoßen. Und das, obwohl sie vielleicht auf den ersten Blick kaum mit den Pyramiden von Gizeh konkurrieren können, die schon in der Antike zu den sieben Weltwundern zählten. Doch

die Zeiten und Sichtweisen ändern sich, und seit der neuen Strategie der UNESCO für eine repräsentative, ausgeglichene und glaubwürdige Welterbeliste besteht berechtigte Hoffnung die Initiative zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen.

#### Zusammenfassung

Die Pfahlbauten sollen für das prestigeträchtige Label »UNESCO-Welterbe« vorgeschlagen werden. Die transnationale Kandidatur läuft unter der Federführung der Schweiz. Beteiligt sind auch andere Alpenländer mit Pfahlbauten wie Deutschland, Frankreich, Italien, Slowenien und Österreich. Die besonderen Bedingungen unter Wasser führten zu einer hervorragenden Erhaltung organischer Materialien und machen die Pfahlbauten zu Denkmälern von einzigartiger Bedeutung und wissenschaftlicher Aussagekraft. Die rund 750 betroffenen Fundstellen dokumentieren so eine grosse kulturelle Vielfalt über eine Zeitspanne von 4300 bis 800 v. Chr. Mit der Kandidatur und mit dem Label soll in der Öffentlichkeit das Bewusstsein für die Bedeutung von archäologischen Stätten im Allgemeinen und den Pfahlbauten im Besonderen gefördert werden. Prähistorische Fundstellen sind auf der Welterbeliste bisher nur wenig vertreten, weshalb die Chancen dieses Projektes intakt sind. Das Nominationsdossier wurde termingerecht Ende Januar bei der UNESCO in Paris 2010 eingereicht.

## Literatur

- Eberschweiler, B.; Hafner, A. u. Wolf, C. 2006:* Unterwasserarchäologie in der Schweiz. Bilanz und Perspektive aus den letzten 25 Jahren. – In: *Hafner, A.; Niffeler, U. u. Ruoff, U. 2006 [Hrsg.]: Die Neue Sicht. Unterwasserarchäologie und Geschichtsbild. Akten des 2. Internationalen Kongresses für Unterwasserarchäologie. ANTIQUA 40. Basel 2006, S. 24–46.*
- Hafner, A. u. Suter, P.J. 2003c:* Das Neolithikum in der Schweiz. [www.jungsteinsite.de](http://www.jungsteinsite.de); 75 Seiten plus Tafelteil und EXCEL-Listen mit Fundortdaten, 14C- und Dendrodaten.
- Hafner, A. u. Schlichtherle, H. 2008a:* Neolithic and Bronze Age lakeside settlements in the Alpine region. Threatened archaeological heritage under water and possible protection measures – Examples from Switzerland and Southern Germany. – In: ICOMOS International Heritage at Risk Report 2006/2007, pp. 175–180.  
[http://www.international.icomos.org/risk/world\\_report/2006-2007/pdf/H@R\\_2006-2007\\_45\\_Thematic\\_Report\\_Neolithic\\_Bronze\\_Age\\_Settlements.pdf](http://www.international.icomos.org/risk/world_report/2006-2007/pdf/H@R_2006-2007_45_Thematic_Report_Neolithic_Bronze_Age_Settlements.pdf)
- Hafner, A. u. Schlichtherle, H. 2008b:* Bedrohte Pfahlbauten. Gefährdete neolithische und bronzezeitliche Siedlungsreste in Seen und Mooren rund um die Alpen. – In: *Archäologie Bern. Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern 2008, S. 107–116.*
- Schlichtherle, H. 1997 [Hrsg.]:* Pfahlbauten rund um die Alpen. Sonderheft Archäologie in Deutschland.
- Pfahlbauten. Palafittes. Palafitte. Pile-Dwellings. Kolišča. UNESCO-Welterbekandidatur »Prähistorische Pfahlbauten rund um die Alpen«. Umfangreiche, mehrsprachige Broschüre zur Kandidatur, erhältlich über [www.palafittes.ch](http://www.palafittes.ch).
- Pfahlbauquartett: 4 Museen präsentieren 150 Jahre Pfahlbau-Archäologie. – Frauenfeld 2004.
- Die Pfahlbauer. Les Lacustres. 150 Objekte erzählen 150 Geschichten. Begleitband zur Ausstellung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich. – Zürich 2004.



Orsolya Heinrich-Tamáska und Sylvia Hipp

## Naturwissenschaftlich-archäologische Forschungen am Balaton (Plattensee, Pelso)

Stand und Perspektiven<sup>1</sup>

Mit 6 Abbildungen

### Einführung

Das heutige Bild des Balaton ist das einer anthropogen veränderten Seenlandschaft, es resultiert aus der Überprägung durch Trockenlegungen, Baulandgewinnung, Deichbau, den Bau von Bahn- und Straßendämmen sowie Uferbebauungen. In welchem Maße der See sein Umland vor diesen Eingriffen prägte und somit die Siedlungsverhältnisse in seiner Umgebung bestimmte, bedarf eines vielschichtigen Rekonstruktionsvorgangs. Für die Erforschung ist es notwendig, die hydrologisch-geographischen Veränderungen des Balaton und die Besiedlung sowie infrastrukturelle Grundbedingungen als gegenseitig aufeinander einwirkende Faktoren zu betrachten. Klimaschwankungen, Vegetationswechsel, anthropogene landwirtschaftliche Eingriffe, natürliche und künstliche Seespiegelschwankungen müssen auf ihre Veränderungen in den einzelnen historischen Abschnitten hin untersucht werden, um die Komplexität ihres Zusammenspiels verstehen zu können, das die Siedlungsverhältnisse am Balaton beeinflusste und im Rückschluss auf die Landschaftsentwicklung nachhaltig einwirken konnte.

Die interdisziplinäre Erforschung des Sees blickt auf eine lange und reiche Tradition zurück. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wurden mehrere Bände vom Balaton-Ausschuss der Ungarischen Geographischen Gesellschaft herausgegeben. Dieser Ausschuss wurde 1891 gegründet, um den Balaton und seine Umgebung auf einer breiten fachlichen Basis zu erforschen. Dazu gehörten die

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 35. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Biel, 10.–14. September 2008) gehalten wurde. Vergleiche dazu auch den Tagungsbericht von *H.-R. Egli* in diesem Band!

Im Text wird überwiegend der ungarische Name des Sees aufgeführt und weniger der deutsche Name Plattensee oder der römerzeitliche *Pelso*. Der Name Balaton soll slawischen Ursprungs sein und ebenso wie die deutsche und römische Bezeichnung sumpfige, platte Gebiete beschreiben (*Bendefy u. Nagy* 1969, S. 53; *Sági* 1967, S. 45 f.).

Physische Geographie und die Biologie ebenso wie die Sozial- und Anthropogeographie des Balatonsees, wobei sich jede Sektion, weiter untergliedert, speziellen Themen wie beispielsweise der Limnologie, der Paläontologie oder der Archäologie des Balaton und seiner Umgebung widmete.<sup>2</sup>

Diese Forschungsergebnisse bilden bis heute eine wichtige Grundlage, auch wenn sich das Methodenspektrum auf dem Gebiet der Naturwissenschaften im letzten Jahrhundert erheblich erweiterte und präziserte. Vor allem im Hinblick auf die holozäne Entwicklung des Sees wurden ab den 1980er Jahren wichtige neue Resultate erzielt.<sup>3</sup>

Vor diesem Hintergrund sollen im Folgenden der Forschungsstand der geologisch-hydrologischen Studien zur Entstehung und Herausbildung des Balaton skizziert und in Verbindung mit den archäologischen Theorien zur Besiedlung mit einem Schwerpunkt von der Römerzeit bis zum Mittelalter behandelt werden.

Im Anschluss daran soll einerseits die Belastbarkeit einiger ausgewählter Methoden zur Rekonstruktion von Seespiegelschwankungen unter Berücksichtigung der Besonderheiten des Balaton im Vergleich mit anderen europäischen Seen näher beleuchtet werden. Andererseits soll die Frage nach einer römerzeitlichen künstlichen Regulierung und damit einer bewussten Kontrolle des Seespiegels sowie der Einfluss des Balaton auf die römerzeitliche Siedlungs- und Verkehrstopographie diskutiert werden.

### Geographische Beschreibung des Untersuchungsgebietes

Der Balaton wird aufgrund seiner Bedeutung für den Fremdenverkehr als eigene Region von 1150 km<sup>2</sup> verwaltet, das in mehrere Mikroregionen untergliedert wird (Marosi u. Somogyi 1990). Die Wasserfläche des Sees selbst beträgt ca. 600 km<sup>2</sup> (Harkai 1996, S. 7). Das Nordufer des Balaton ist durch steilere Hänge und Gebirge geprägt, das Südufer dagegen ist flach, hier wechseln sich, nord-südlich verlaufend, kleine meridionale Fluss- und Bachtäler mit Lössrücken ab. Die Landschaft des Nordufers mit dem Bakonyer Mittelgebirge als nördlichem Abschluss folgt der südwest-nordöstlichen Ausrichtung des Sees. Diese als Balaton-Oberland/Balaton-felvidék bezeichnete Region besteht aus verschiedenen Hügeln und Gebirgen vulkanischen oder tektonischen Ursprungs, zwischen denen sich größere und kleinere Buchten und Flusstäler befinden. So erstreckt sich östlich des Keszthely-Gebirges die Szigligeti-Bucht, die den südlichen Teil des Tapolca-Beckens bildet (Sümegei 2007), weiter östlich neben dem Badacsony öffnet sich das Káli-Becken zum See hin. Nach den schmalen Flusstälern der Cserkút und Örvényes/Séd ragt der vulkanische Hügel der Tihanyer Halbinsel in den See. Heute ist

---

2 Vgl. die Reihe Resultate der wissenschaftlichen Erforschung des Balatonsees, hrsg. vom Balaton-Ausschuss der Ungarischen Geographischen Gesellschaft, Wien zwischen 1897 und 1916.

3 Vgl. überwiegend die Arbeiten von Tibor Cserny (1987, 1994, 2000, 2004).

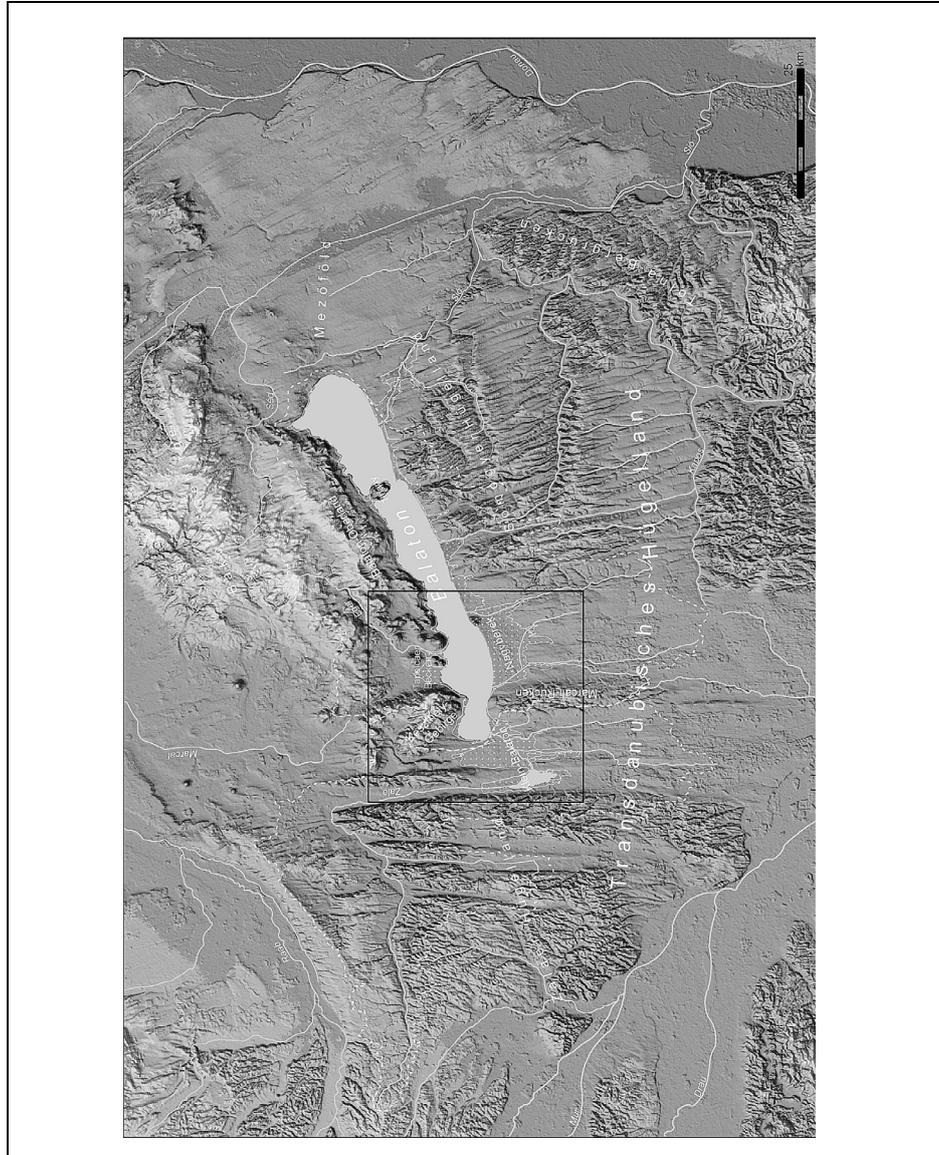


Abb. 1: Das Höhenmodell des Balaton mit dem Wassereinzugsgebiet des Sees  
(Basis SRTM 3, vgl. dazu Czegka u. Braune 2005)  
Karte: Autorinnen; Bearbeitung: U. Grimm

sie durch eine Landzunge mit dem Ufer verbunden, die eine flache, ehemalige Sumpflandschaft darstellt (Abb. 1–1a). Diese könnte zeitweise mit Wasser überflutet gewesen sein, wie in historischem Kartenmaterial des 16. Jahrhunderts dargestellt ist (Thyan 2003, Abb. 2).



Abb. 1a: Ausschnitt des Höhenmodells mit den Landrücken bei Keszthely-Fenekpuszta und bei Balatonhídvég, den im Text genannten heutigen Orten sowie der Szigligeter Bucht (gepunktet: ehemalige Feuchtgebiete)  
Karte: Autorinnen; Bearbeitung: U. Grimm

Der Wasserhaushalt des Balaton wird im Wesentlichen durch zwei Flüsse reguliert. Den Abfluss bildet der Sió am östlichen Südufer des Sees, der nach Südosten fließt und in die Donau mündet, den Zufluss die Zala am Südwestende. Die Zala ist Teil des komplexen Wasserhaushalts des Balaton, der durch die nord-südlich gegliederten Landrücken der Zalaer Hügel – die bei Fenékpuzta und bei Balatonhídvég durch die Wasserpassagen der Zala getrennt sind – gegliedert wird (Abb. 1–1a). Ursprünglich mündete die Zala bei Balatonhídvég in den Balaton

(*Cholnoky* 1918, S. 43–47, Abb. 1), die heutige Mündung bei Fenékpusztá ist eine Folge der seit dem Ende des 19. Jahrhunderts durchgeführten massiven Trockenlegungen und der Kanalisierung, die zur Verschlechterung der Balaton-Wasserqualität und zu deren Eutrophierung führten. Bis heute laufen Maßnahmen, um die Wasserreservoirs zu reaktivieren und damit diesem Prozess entgegenzuwirken (*Harkai* 1996, S. 8–12).

Das Bild des südlichen Seeufers ist von kleineren Fluss- und Bachtälern (z.B. Nagyberék) geprägt, die sich mit Buchten zum See hin öffnen und einst je nach Seespiegelstand die Wasserflächen des Balaton erweiterten oder versumpften. Heute sind sie weitgehend trockengelegt. Zwischen diesen Tälern erheben sich die erwähnten Lössrücken: vom Marcali-Rücken im Westen über den Somogyer Hügel bis hin zum Sió-Tal (Abb. 1a).

#### Entstehung und Herausbildung des Balaton seit dem Spätglazial

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wird über die geologischen Grundlagen und über Entstehungszeit und -prozess des Balaton diskutiert (*Lóczy* 1916; *Cholnoky* 1918; *Kéz* 1931, *Bulla* 1943; *Rónai* 1969), aber erst seit den 1980er Jahren konnten mithilfe moderner naturwissenschaftlicher Analysen allgemein akzeptierte Ergebnisse erzielt werden. Wesentliche Akzente setzten die Arbeiten von *Marosi* und *Szilárd* (1981) und von *Cserny* (1987). Ihre Untersuchungen stimmen darin überein, dass sie dem Balaton mit 18.000 bis 20.000 Jahren ein in geologischer Hinsicht geringes Alter zuschreiben, über den genauen Entstehungszeitraum wird jedoch noch debattiert. Die ermittelten Daten liegen, je nachdem, ob sie die frühe Herausbildung von Teilbecken oder spätere Phasen als Initialstadium in Betracht ziehen, zwischen 17000 und 12500 aBP (*Tullner u. Cserny* 2003, S. 215). Die Entstehung und Herausbildung des Sees seit dem Spätglazial beziehungsweise seit dem frühen Postglazial ist in erster Linie das Resultat der Regionaltektonik entlang der sogenannten Balaton-Linie. Diese neotektonische Einwalmung ereignete sich grabenartig an Staffelbrüchen entlang der Südseite des Bakony mit der Hebung der Transdanubischen Mittelgebirge und der Absenkung der Pannonischen Platte. Dieser folgt die heutige süd-westliche bis nord-östliche Ausrichtung des Sees (Abb. 1; *Tullner u. Cserny* 2003, S. 218 f.). Analog zu den Seen des französisch-schweizerischen Jura führten Landabsenkungen zuerst zu der Entstehung mehrerer kleiner Beckenstrukturen an Stellen tektonischer Depressionen und anschließend im Zuge der präborealen Erwärmung (ab ca. 10200 bis 9000 aBP: vgl. Abb. 2) etappenweise zu deren Flutung (*Tullner u. Cserny* 2003, S. 215; *Bodor* 1987, S. 77).

Ein wichtiger Indikator, um die Initialstadien der einzelnen Seebecken nachzuweisen, sind die mehrere Dezimeter mächtigen Torfschichten, die in der Regel stratigraphisch auf die anstehenden pannonischen Schichten folgen (*Cserny u. Nagy-Bodor* 2000, S. 605). Sie signalisieren das unterschiedliche Alter und die Entstehungsgeschichte der einzelnen Teilbecken (Abb. 2), ihr temporäres Trockenfallen und abweichende Trophiegrade.

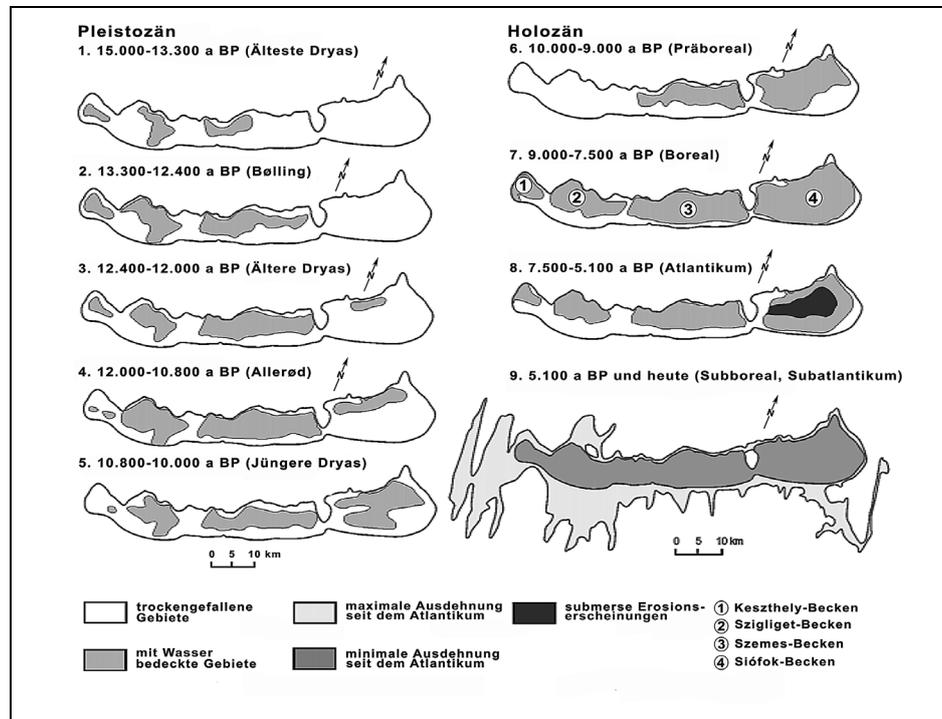


Abb. 2: Die Entstehungsphasen des Balaton seit dem Spätglazial nach Cserny 2004, S. 27

Als ältestes Becken wird das Keszthely-Becken betrachtet, dessen Fläche zusammen mit dem Szigliget-Becken und dem nördlichen Teil des Szemes-Beckens bereits während der Ältesten Dryas (Dryas III, 15000–13000 aBP; vgl. Abb. 2) unter sumpfige, meso- bis eutrophe aquatische Bedingungen fiel. Als einen Grund für die räumlich differenzierten Entwicklungen sieht Cserny die Unterschiede in der Größe und Geologie der Teileinzugsgebiete (Cserny 2000, S. 614). Die kontinuierliche Wasserversorgung durch oberflächennahe Karst- und Grundwasserquellen führte zur frühen Flutung der westlichen Gebiete. Ein Großteil des Szemes- und das komplette Siófok-Becken wiesen dagegen noch bis Ende des Bølling-Interstadials ausschließlich terrestrische Bedingungen auf (Cserny 2000, S. 610). Seit der Älteren Dryas (Dryas II, 12 400–12000 aBP; vgl. Abb. 2) zeigt die räumliche Verteilung der Sedimente neben der zunehmenden Verlandung des Keszthely-Beckens eine Vergrößerung der Wasserflächen in den drei weiteren Teilbecken (Cserny 2000, S. 611).

Der Transformationsprozess zwischen dem Spätglazial und dem frühen Holozän ist vor allem durch eine extreme Zunahme der Trophiegrade in den Teilseen charakterisiert, die als Folge der raschen Erwärmung gedeutet wird (Cserny 2000, S. 614). Das Keszthely- und das Szemes-Becken, die zum Beginn des Holozän

noch Trockengebiete sind, füllen sich innerhalb von 2500 Jahren (Übergang Präboreal zum Boreal, 9000–7500 aBP) wieder.

*Cserny* und *Nagy-Bodor* wiesen darauf hin, dass eine geschlossene Wasserfläche erst vor ca. 5100 Jahren entstand, nachdem die Dämme, welche die Seebecken separierten, durch steigende Wasserstände und Wellenbewegungen eingeebnet wurden (*Cserny u. Nagy-Bodor* 2000, S. 614).

Vor der Sió-Kanalisation und der damit verbundenen Regulierung des Sees in den 1860er Jahren (vgl. dazu *Virág* 2005, S. 273–330) war der Balaton starken holozänen Schwankungen unterlegen. *Tullner* und *Cserny* deuteten dies allein als Folge der Klimatelemente Temperatur und Niederschlag und schlossen Tektonik als wesentlichen Einflussfaktor aus (*Tullner u. Cserny* 2003, S. 235). Die nachweislich zyklische Entwicklung des holozänen Klimas führte zu Transgressions- und Regressionsphasen, die Größe der Wasserfläche betrug zwischen 950 und 600 km<sup>2</sup> (*Harkai* 1996, S. 7). Unter ihrem Einfluss kam es zur Bildung typischer Landschaftsformen, sie verursachten das temporäre Trockenfallen einzelner Gebiete und hatten auch eine mehrfache Verlagerung des Mündungsbereiches der Zala zur Folge. Es wird allgemein angenommen, dass vor allem kühle und niederschlagsreiche Phasen für einen Anstieg des Wasserspiegels verantwortlich waren, im Unterschied zu den trockenen submediterranen Klimaabschnitten, die mit einer Seespiegelabsenkung einhergingen (*Cserny* 2004, S. 30).

#### Forschungsgeschichte

Bereits im 18. Jahrhundert wurde mit der wissenschaftlichen Erforschung des Balaton begonnen. Frühe Arbeiten von *Bél Mátyás* (1684–1749) in der Mitte des 18. Jahrhunderts und dem französischen Geologen *François Sulpice Beudant* befassten sich vor allem mit der Geologie des Balatonumlandes. Letzterer erstellte 1822 die erste geologische Karte der Balatongegend (zusammenfassend: *Sümegei u.a.* 2007, S. 241).

Ende des 18. Jahrhunderts begann die erste systematische Landesvermessung im Rahmen der Österreich-Ungarischen Militärkartierungen, auf die drei weitere bis 1915 folgten (*Timár u.a.* 2007; *Gábor u. Horváth* 1979). Auch Kartenmaterial des 15. bis 16. Jahrhunderts steht für die Erforschung des Balaton zur Verfügung; es enthält vor allem im Hinblick auf die Trockenlegungen, Landbrücken und Straßenverbindungen einzelner Zeitabschnitte wertvolle Informationen (*Balatinus* 2002).

Das erste umfassende wissenschaftliche Vorhaben, den Balaton und seine Umgebung einer interdisziplinären Betrachtung zu unterziehen, ist auf die Tätigkeit der erwähnten Ungarischen Geographischen Gesellschaft zurückzuführen. *Lajos Lóczy*s Kartierung der Torfgebiete hinsichtlich ihrer Größe und Torfmächtigkeiten erbrachte zum Ende des 19. Jahrhunderts erstmalig die Feststellung, dass sich die heutige Uferlinie von der in prähistorischer Zeit unterschied und damit die Wasserfläche des Sees zeitweise größer gewesen sein musste (*Lóczy* 1916, S. 653). Auf *Lóczy* ist auch die Erkenntnis zurückzuführen, dass der Balaton ursprünglich

aus vier Teilbecken bestand, die je unterschiedliche Sedimentationsgeschichten aufweisen, was er anhand von 17 Sedimentbohrungen nachwies (Cserny 1987, S.68). Seine Ergebnisse fanden durch die modernen Analysen weitgehend Bestätigung (Marosi u. Szilárd 1981, S. 29; Cserny 1987, S. 67; 2004; 2009; Sümegi u.a. 2008, S. 33). Diese frühe Einbeziehung der Seebodensedimente in die limnologische Forschung ist im europäischen Vergleich in gewisser Hinsicht einzigartig, da am Bodensee und an anderen europäischen Seen zunächst biologische Fragestellungen im Vordergrund standen (Müller 1969, S. 1).

Drei Jahrzehnte später, gegen Ende der 1940er Jahre studierte *Bálint Zólyomi* die holozäne Vegetationsentwicklung am Balaton und überprüfte die Verwendbarkeit der Pollenanalyse zur Datierung von limnischen Sedimenten (Zólyomi 1952). Seine absolutchronologische Einteilung der Stufen vom Spätglazial bis zum Subantlantikum beruhte allerdings auf den damals allgemein anerkannten vegetationsgeschichtlichen Phasen, die heute mithilfe von Radiokarbondatierungen in den einzelnen Becken korrigiert worden sind (Cserny 2000, S. 27, Abb. 2; 2005, S. 201, Abb. 5).

Ende der 1960er Jahre setzen *László Bendefy* und *Imre Nagy* mit ihren Betrachtungen zu den Seespiegelschwankungen wesentliche Akzente in der Forschung. Sie waren nicht nur die Ersten, die die Veränderung der Ausdehnung des Sees und seiner Uferlinie bei unterschiedlichen Seewasserständen systematisch für die letzten zwei Jahrtausende rekonstruierten, sondern auch diejenigen, die diese erstmalig flächenhaft und detailliert modellierten und kartierten (Bendefy u. Nagy 1969, S. 154).

Seit 1965 beteiligte sich das Ungarische Geologische Institut (ung. MÁFI) an der Erforschung des Sees und seines Einzugsgebiets (Cserny 2004, S. 4). Als Reaktion auf die bereits in den 1960er Jahren verstärkt einsetzende Eutrophierung des Seewassers, die mit der starken Bodenerosion als Folge der intensiven Landwirtschaft und den damit verbundenen Trockenlegungen und Kanalisierungen (z.B. bei Zala und Klein-Balaton) sowie mit der touristischen Übernutzung der Seeufer und des Seewassers erklärt wurde, begann das MÁFI Anfang der 1980er Jahre mit umfangreichen Bohrkampagnen<sup>4</sup> an Seebodensedimenten. Die an den geborgenen Bohrkernen durchgeführten mineralogischen und chemischen Analysen erbrachten in Verbindung mit geophysikalischen Prospektionen Karten zu den Lagerungsmächtigkeiten, den Sedimentationsraten und den seismologisch-tektonischen Strukturen der Seebodenablagerungen. Ein wesentliches Resultat dieser Arbeiten ist die durch Radiokarbon- und palynologische Datierungen nachgewiesene jährliche Sedimentationsrate von 0,4 bis 1,5 cm, durch die sich im Laufe der Zeit ein Sedimentkörper mit einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 5 m bis maximal 10 m (im Mündungsbereich der Zala) aufgebaut hat (Cserny 2004, S. 16; Máté 1987).

---

4 Zwischen den Jahren 1981 und 1989 wurden 33 Bohrungen, die bis zu einer Tiefe von 240 m reichten, abgeteuft (Cserny 2000, S. 605).

Initiiert ebenfalls vom Ungarischen Geologischen Institut, wurde eine ingenieurgeologische Kartierung der Balatonregion in den 1980er Jahren begonnen, um potenzielle Baulandflächen vor dem Hintergrund regionaler Entwicklungskonzepte zu erfassen, die ergänzt wurde durch geologische, geomorphologische und Seespiegelhöhenkartierung des Sees und seines Einzugsgebietes (*Boros u.a.* 1985). Seit dem Ende des 20. Jahrhunderts rückte neben der Verbesserung isotope-geochemischer Methoden vor allem die Auswertung von Pollen-, Ostrakoden- (Muschelkrebsschalen), Diatomeen- (Kieselalgen) und Molluskengehalt in den Forschungsfokus, denen eine besonders gute Eignung zur Rekonstruktion ökologischer und klimatischer Parameter zugesprochen wurde (*Cserny* 1992).

In der gegenwärtigen Forschung steht vor allem das flache Umland des Sees mit seinen zahlreichen Buchten im Mittelpunkt der Analysen: Nach den dauerhaften Regulierungen trocken gefallen, repräsentieren diese Gebiete in der Regel einen langen Abschnitt der Entwicklungsgeschichte der Seelandschaft, so beispielsweise die Bucht von Szigliget (*Sümegei u.a.* 2008)

Aus den hier dargestellten Abschnitten der Wissenschaftsgeschichte wird die Vielfalt der Methoden und der beteiligten Disziplinen deutlich. Eine Besonderheit der letzten zwei Jahrzehnte ist das aufkommende Interesse der Archäologie an den Ergebnissen und Methoden der Naturwissenschaften, um neue Ansätze zur Rekonstruktion der Mensch-Umwelt-Beziehungen zu gewinnen.

Das erste Überblickswerk über die Archäologie in der Umgebung des Balaton erschien allerdings bereits 1920 in der Reihe, die die Ergebnisse der erwähnten Balaton-Kommission vorlegte (*Kuzsinszky* 1920). *Bálint Kuzsinszky* beschrieb die bis dahin bekannten Fundstellen entlang des Seeufers. Die Fundorte wurden zur damaligen Zeit überwiegend anhand von Sammeltätigkeit über Einzelfunde definiert oder anhand der Beschreibung und Vermessung von Steinbau ruinen. Die Frage nach der Rolle des Sees und seiner Einwirkung auf die Siedlungsverhältnisse war damals noch nicht Gegenstand der Betrachtungen. Einzig die künstliche Regulierung des Seespiegels in der spätrömischen Zeit wurde im Zusammenhang mit einem Steinbefund, der am Abfluss des Sió entdeckt wurde, in *Kuzsinszky's* Werk angesprochen (*Kuzsinszky* 1920, S. 1–4; davor *Cholnoky* 1918, S. 3 f.). Die römerzeitliche Seespiegelkontrolle bildet bis heute einen der wichtigsten Diskussionspunkte am Schnittpunkt zwischen Archäologen und Naturwissenschaftlern und soll im Anschluss noch näher beleuchtet werden (zuletzt *Virág* 2005, S. 25–56; *Sümegei u.a.* 2007, S. 252 f.; *Serlegi* 2007). Auch spätere Monographien, die überwiegend aus naturwissenschaftlicher Sicht einzelne Aspekte der Veränderungen der Siedlungslandschaft am Balaton behandelten, schenken der römerzeitlichen Regulierung besondere Aufmerksamkeit (*Bendefy u. Nagy* 1969, S. 55–59; *Virág* 2005, S. 28–55). Darüber hinaus wurden überwiegend die schriftlichen Quellenbelege des 11. bis 15. Jahrhunderts ausgewertet und die Verhältnisse unter der osmanischen Besetzung (16.–17. Jahrhundert) besprochen. Neben den natürlichen und künstlichen Seespiegelveränderungen standen Aspekte des Verlaufs von Verkehrswegen und die Lokalisierung von Fährstellen bzw. Häfen im Mittelpunkt der Studien (*Bendefy* 1969; 1971; *Bendefy u. Nagy* 1969, S. 11–97; *Virág* 2005, S. 57–126).

Die Tatsache, dass Seespiegelschwankungen seit dem Neolithikum die Besiedlung am Balatonufer grundlegend mitbestimmten, wurde zuerst von *Károly Sági* zusammenfassend dargestellt (*Sági* 1967; 1968; *Sági u. Füzes* 1973). Er brachte als Erster die aktuellen geologischen, paläobotanischen und hydrologischen Ergebnisse mit den Quellen einzelner archäologischer Perioden in Verbindung und diskutierte die gegenseitige Beeinflussung von Klimaveränderung und Seespiegelschwankung einerseits und Siedlungsverhalten andererseits vom Neolithikum bis zum Mittelalter. Er versuchte beispielsweise, aufgrund der ermittelten Tiefe einzelner Befunde aus verschiedenen Zeitphasen die Seespiegel genau zu ermitteln und daraus Rückschlüsse auf die Besiedlungsverhältnisse zu ziehen, unternahm aber keinen Versuch, die Fundplätze zu kartieren und mit ihrer Hilfe Veränderungen im Siedlungsgefüge zu erfassen (*Sági* 1967; 1968; *Sági u. Füzes* 1973).

Die zwischen 1979 und 1983 sowie zwischen 1983 und 1990 durchgeführten großflächigen Untersuchungen im Gebiet des Klein-Balaton förderten zum ersten Mal auf einer geschlossenen Fläche systematisch Siedlungs- und Bestattungsorte einzelner archäologischer Perioden zu Tage, was eine vergleichende Auswertung in Raum und Zeit ermöglichte (*Költő u. Vándor* 1996). Obwohl eine umfassende Bearbeitung dieser Ergebnisse im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Seespiegelschwankungen und Siedlungsstruktur noch fehlt, lassen sich doch gewisse Tendenzen in Bezug auf die Besiedlung kleiner Inseln sowie die Verlagerung von Fährübergängen und damit die Bedeutung einzelner Siedlungsplätze erkennen (*Szőke u. Vándor* 1983; 1985). Diese Aspekte sollen im Anschluss in Verbindung mit der Frage der römischerzeitlich-frühmittelalterlichen Infrastruktur diskutiert werden.

Dank großflächiger Ausgrabungen – die als Voruntersuchungen den Autobahnbau am südlichen Seeufer, im Bereich der Somogyer Hügellandschaft begleiteten – erlebte die geoarchäologische Erforschung des Balaton in den letzten zwei Jahrzehnten einen großen Aufschwung. Diese Arbeiten erfolgten bereits überwiegend auf der Basis der Zusammenarbeit zwischen Archäologen und Naturwissenschaftlern (*Sümegei u.a.* 2007; *Zatykó u.a.* 2007; *Bálint u. Winkler* 2007). Die Untersuchung von Ablagerungen in den Brunnen einzelner Siedlungen und paläoökologisch ausgewertete Bohrungen in der Nähe von Siedlungsplätzen bildeten die Grundlage für die Rekonstruktion von Klima-, Vegetations- und Seespiegelveränderungen in den verschiedenen Zeitphasen (*Sümegei u.a.* 2004; 2007). Die Forschungen sind auf diesem Gebiet noch längst nicht abgeschlossen. Vor allem zwei Fehlerpotenziale müssen beim jetzigen Arbeitsstand beachtet werden: Erstens existiert aufgrund der Autobahngrabungen zurzeit ein unausgewogenes Verbreitungsbild der Fundplätze im nördlichen und südlichen Seeuferbereich, das mit dem Erschließungsstand zusammenhängt und quellenkritisch behandelt werden muss (vgl. dazu *Heinrich-Tamáska* 2008a, Abb. 2). Zweitens verdeutlichen die bereits vorgelegten paläoökologischen Ergebnisse, dass mit unterschiedlichen Entwicklungen in den einzelnen Mikroregionen gerechnet werden muss und daher allgemeine Rückschlüsse auf das gesamte Balatoneinzugsgebiet in Bezug auf Vegetationswechsel und auf Seespiegelschwankungen nur bedingt möglich sind (vgl. *Juhász* 2007, Tab. 3). Die bisherigen Interpretationsmodelle lassen zwar all-

gemeine Tendenzen in der Seeentwicklung erkennen, müssen aber in den einzelnen Mikroregionen und im Zusammenhang einzelner Siedlungsplätze überprüft werden (vgl. *Sümegei u.a.* 2008, S. 244–252).

#### Indikatoren für Seespiegelschwankungen und ihre Besonderheiten im Fall des Balaton aus geographisch-naturwissenschaftlicher Sicht

Der Thematik der Seebodensedimente wurde im forschungsgeschichtlichen Abschnitt deshalb so viel Platz eingeräumt, weil sie von besonderer Bedeutung für die Rekonstruktion von Umweltveränderungen in der Geschichte eines Sees und seines Wassereinzugsgebietes sind. Die Eignung ihrer Gehalte an Pollen, mineralischen Komponenten, Makroresten und tierischen Überresten (wie Diatomeen oder Ostrakoden) zur Rekonstruktion von Seespiegelschwankungen muss in Bezug auf den Balaton jedoch differenziert betrachtet werden. *Cserny* weist zum Beispiel darauf hin, dass im Falle des Balaton nur bedingt von einem chronostratigraphisch gut geordneten Sedimentkörper ausgegangen werden kann. Unter den 33 Sedimentprofilen, die in den 1980er Jahren angelegt wurden, war nämlich kein einziges ohne Sedimenthiatus (*Cserny* 2009). Wird jedoch in Betracht gezogen, dass eine geschlossene Wasserfläche erst vor ca. 5000 Jahren entstand, so können Sedimentationslücken, die durch Trockenfallen einzelner Gebiete und durch Sedimentumlagerungen entstanden, auch Informationen über die Geschichte einzelner Mikroregionen vor dieser Zeit enthalten (*Tullner u. Cserny* 2000, S. 225–226).

Neben der Verbreitung von Torfgebieten stehen vor allem geomorphologische Veränderungen des Seeufers in direktem Zusammenhang mit der Seespiegellhöhe. Aus dem typischen Formenschatz an Uferelementen, die in Verbindung mit steigenden respektive fallenden Seewasserständen stehen, sind Terrassen, Kliffe, Brandungskehlen, Buchten und Abrasionsplattformen zu nennen. Im Gegensatz zu menschlichen Siedlungsspuren haben sie jedoch den Nachteil, dass sie chronologisch nicht oder nur schwer einzuordnen sind (*Tullner u. Cserny* 2003, S. 223). Die Lage von Siedlungsplätzen in Seenähe und ihre Einbindung in das Höhenmodell geben dagegen mittelbare Auskunft über den maximal anzunehmenden Seestand zur Zeit ihrer Nutzung (vgl. dazu z.B. *Serlegi* 2007).

Je nachdem, welche Sensibilität ein Indikator gegenüber Seespiegelschwankungen aufweist, ist seine Güte für dessen Rekonstruktion einzustufen. *Tibor Cserny* und *Tibor Tullner* weisen auf die unterschiedliche Qualität der Faktoren hin; so zeigen manche Indikatoren Veränderungen absolut an (Uferformen, Siedlungsspuren), andere wiederum lediglich tendenziell (Seebodensedimente, Palynologie) (*Tullner u. Cserny* 2003, S. 234). Mit der tabellarischen Zusammenstellung der Güte dieser unterschiedlichen Indikatoren wird zudem verdeutlicht (Tab. 1), dass im Falle des Balaton nicht von der gleichen Belastbarkeit der Methoden ausgegangen werden kann, wie sie für andere große mitteleuropäische Seen angenommen wird. Aufgrund der sehr geringen Tiefe von durchschnittlich 3,25 m und den mitunter starken Wellenbewegungen sind Untersuchungen, die

sich auf Pollengehalte, Sedimentologie und Mineralogie der Seebodensedimente beziehen, nur sehr beschränkt geeignet, Wechsel in den Wasserständen des Balaton zu signalisieren (Tullner u. Cserny 2003, S. 234).

Tab. 1: Indikatoren zum Nachweis von Seespiegelschwankungen und ihre Belastbarkeit nach Tullner u. Cserny 2003, S. 234

Indikator/Methode	direkt/ indirekt	Reliabilität im allgemeinen	Reliabilität im Fall des Balaton
Geomorphologie	direkt	mittel	mittel
Sedimentologie	direkt	<b>hoch</b>	gering
Mineralogie	direkt	<b>hoch</b>	gering
Sedimentumverlagerungen <sup>*)</sup>	indirekt	mittel	<b>hoch</b>
Sedimentations-Hiatus	direkt	mittel	<b>hoch</b>
Änderungen in der Sedimentationsrate	indirekt	mittel	gering
Geochemie	indirekt	mittel	mittel
Palynologie	direkt	<b>hoch</b>	mittel
Diatomeen (Kieselalgen)	direkt	mittel	gering
Ostrakoden (Muschelkrebsschalen)	direkt	mittel	mittel
Fossilerhaltung	indirekt	mittel	mittel
Seeuferveränderungen	indirekt	gering	mittel
Siedlungsspuren (Archäologie)	direkt	<b>hoch</b>	<b>hoch</b>

<sup>\*)</sup> Tullner und Cserny (2003, S.234) sprechen hierbei von *sediment reworking* im Sinne von Prozessen des Sedimenttransportes als Folge von Seeströmungen, die indirekt in Verbindung mit fallenden oder steigenden Seewasserständen stehen und Formen erzeugen, die oft mit einem Sedimentationshiatus einhergehen.

Eine Möglichkeit, die Auswirkungen der angenommenen Seespiegelstände auf den Verlauf der Uferlinie und die an den See angrenzenden Landflächen zu veranschaulichen, sind GIS-gestützte Flutungsszenarien auf der Basis digitaler Höhenmodelle. Indem steigende oder sinkende Seespiegelstände computergestützt modellhaft simuliert werden, können die sich verändernden Parameter wie Wasserfläche, Länge der Seeuferlinie und Größe der bei unterschiedlichen Pegelständen überfluteten und trocken fallenden Flächen bestimmt werden.

Im Rahmen des DFG-Forschungsprojektes zur Erforschung des Siedlungsplatzes von Keszthely-Fenékpuszta (vgl. dazu Heinrich-Tamáská 2007–2008, Anm. 1) wurde das digitale, mittel auflösende SRTM-3-Oberflächenmodell<sup>5</sup> für eine derartige Modellierung herangezogen, um die Eignung dieser Höhendaten in einem Gebiet wie dem Balatonraum zu untersuchen (zu ihrer Eignung vgl. Czegka u. Braune 2005, S. 199). Nach der Nachbearbeitung der Rohdaten kann

5 Shuttle Radar Topography Mission, aus Radar-Fernerkundungsdaten abgeleitetes Höhenmodell. Vertikale Auflösung 90 x 90 m (<http://srtm.csi.cgiar.org>). Vermutlich lagen diese SRTM-Daten auch den Modellierungen Timárs zugrunde, die in mehreren Veröffentlichungen der letzten zwei Jahre erschienen. Zum Beispiel Serlegi 2007, S. 315, Abb. 12; Sümegi u.a. 2007, S. 250, Abb. 245, S. 251, Abb. 246.

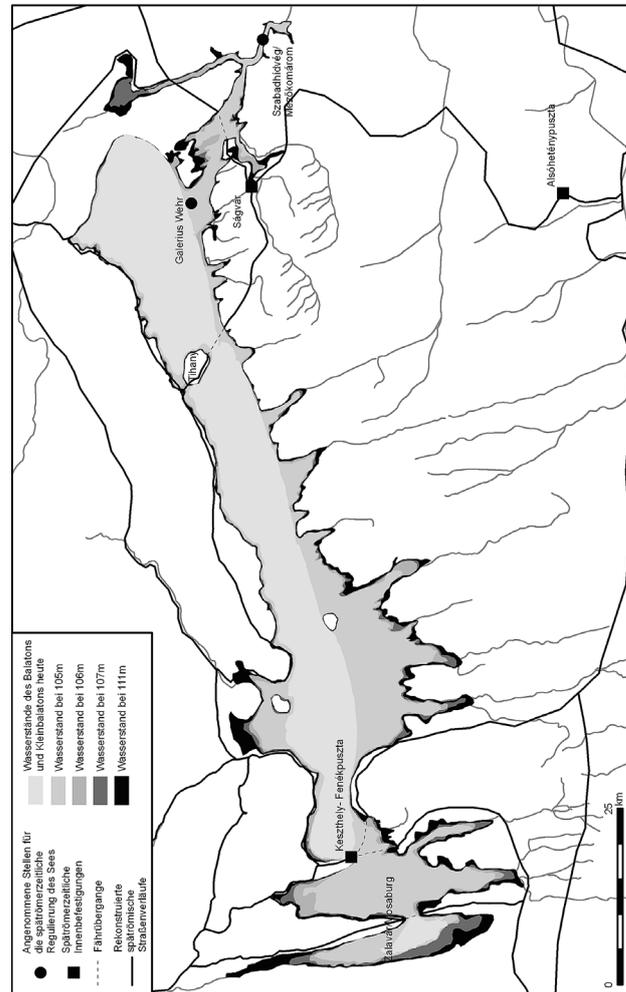


Abb. 3: Modellierung der Auswirkung unterschiedlicher Seespiegelstände auf der Grundlage des SRTM-Höhenmodells, mit den rekonstruierten römischen Straßenverläufen und Fährübergängen, der Stelle der angenommenen Regulierungsanlagen am Sió und der Lage der spätrömischen Innenbefestigungen von Keszthely-Fenekpuszta, Ságvár und Alsóheténypuszta  
Karte: Autorinnen; Bearbeitung: U. Grimm

ten besonders für Gebiete, die sich durch offene Landschaften auszeichnen, gute Ergebnisse erzielt werden (Abb. 3). Dagegen kommt es für Gebiete mit starker Siedlungsbebauung und größeren Waldflächen zu Störungen des Modells, was die Ergänzung durch andere Höhendaten erforderlich macht. Gegenwärtig wird noch untersucht, ob und in welchem Maße diese Ergebnisse von den Modellierungen Bendefys aus den 1960er Jahren (Bendefy u. Nagy 1969, S. 154) abweichen.

### Seespiegelschwankungen und Infrastruktur zwischen Römerzeit und Mittelalter: historisch-archäologische Betrachtungen

Im forschungsgeschichtlichen Teil wurde die Bedeutung der Diskussion hervorgehoben, die sich um die Frage der römerzeitlichen künstlichen Regulierung des Seespiegels entwickelt hat. Die Argumente pro und kontra gruppieren sich um die folgenden Angaben und Diskussionspunkte: Erstens basieren sie auf einem Satz aus dem *Liber de Caesaribus* – von *Sextus Aurelius Victor* gegen Ende des 3. Jahrhunderts verfasst –, der die Ableitung des Balaton in die Donau beschreibt.<sup>6</sup> Zweitens wird ein Steinbefund am Abfluss des Sió als Beweis für einen anthropogenen Eingriff angesehen: Er wurde nach seiner Entdeckung zum Anfang des 20. Jahrhunderts als eine Regulierungsanlage aus der Römerzeit interpretiert und ging in Verbindung mit der oben erwähnten Schriftquelle unter der Bezeichnung Galerius-Wehr in die Forschungsgeschichte ein (*Kuzsinszky* 1920, S. 1–4). Als dritter Faktor werden unterschiedliche Annahmen zum natürlichen Wasserstand des Balaton zur Römerzeit angeführt bzw. wird die Frage abweichend beantwortet, ob es während oder erst nach der Römerzeit zu einer Erhöhung des Seespiegels kam (zusammenfassend *Virág* 2005, S. 29–55). Dieser Punkt ist schließlich eng verbunden mit dem Problemkreis der Klimarekonstruktion, der Frage, ob Widersprüche zwischen unserem Klima und niedrigem Seespiegel festgestellt und als Beweis für eine künstliche Regulierung des Seespiegels gewertet werden können (*Serlegi* 2007, S. 304 f.).

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, wurde die oben erwähnte spätantike Quellenangabe als einer der wichtigsten Belege für eine Regulierung des Sees seit dem ausgehenden 3. und während des 4. Jahrhunderts angeführt (zuletzt *Serlegi* 2007, S. 305). Datierung und Funktion der angeblichen Regulierungsanlage sind jedoch heute archäologisch widerlegt. *Sági* untersuchte die in den 1960er Jahren noch vorhandenen Steinfundamente und kam zu dem Schluss, dass es sich um eine frühneuzeitliche Anlage handelt (*Sági* 1967, S. 27–31). Vor Kurzem veranschaulichte zudem *Serlegi*, dass an der angenommenen Stelle des Wehrs eine künstliche Regulierung des Wasserstandes unmöglich gewesen sein dürfte, da ohne die heutigen Dämme dieses Areal bereits bei einem Wasserstand von 105 m unter Wasser gestanden hat. Insgesamt spricht vieles für die Hypothese, dass weiter den Sió aufwärts bei Szabadhídvég/Mezőkomárom in den natürlichen Wasserhaushalt eingegriffen wurde (*Serlegi* 2007, S. 305 f.). An dieser leicht erhöhten Geländekante musste nur der natürliche Fluss des Sió durch eine regelmäßige Wartung von Ablagerungen freigehalten werden (so auch *Virág* 2007, S. 53). Dafür, dass es zur römischen Zeit zur Umsetzung gekommen sein könnte, spricht die

---

6 »Cum agrum satis reipublicae commodantem caesis immanibus silvis atque emisso Danubium lacu Pelsonae apud Pannonios fecisset.« (»Er [Galerius] hatte durch die Beseitigung riesiger Wälder und die Ableitung des Pelso-Sees in die Donau Ackerland geschaffen, das durch seine Fruchtbarkeit Gewinne für die Allgemeinheit abwarf.«). *Groß-Albenhausen u. Fuhrmann* 1997, S. 126–129. Galerius war von 293 bis 305 Caesar und von 305 bis 311 Augustus (*Kienast* 2004).

Überwachung und Sicherung dieses Gebietes, die der zeitnahe Bau der Innenbefestigung von Ságvár verdeutlicht (Tóth 1975, S. 183–185; Heinrich-Tamáska 2007).

Es ist natürlich zu fragen, ob eine Regulierung zur römischen Zeit überhaupt notwendig war. War der Wasserstand wirklich zu hoch? Welche Vorteile hätte eine Absenkung des Seespiegels in diesem Fall gebracht? Für die Vorteile einer Regulierung lieferte *Aurelius Victor* bereits einen Hinweis, indem er die Erschließung von Ackerbauflächen als Grund für die Wasserableitung nannte (vgl. Anm. 6). In der Forschung wird für die Römerzeit (1.–3. Jahrhundert) ein niedriger Wasserstand etwa wie der heutige von 104,5 m angenommen (Sági 1967, S. 33). Die Meinungen gehen allerdings in der Frage auseinander, wann genau es zu einer Seespiegelerhöhung kam. Einigen Ansichten nach soll es bereits während das 4. Jahrhunderts, also noch in römischer Zeit zu einer Erhöhung gekommen sein, andere gehen von einer Veränderung im ersten Drittel des 5. Jahrhunderts, zu Beginn der Völkerwanderungszeit aus. Neueste Untersuchungen, die auf den Ergebnissen der Ausgrabungen auf der Autobahntrasse am Balaton-Südufer beruhen, konnten für das Südufer einen allgemeinen Siedlungsabbruch zwischen der Mitte des 3. und der Mitte des 4. Jahrhunderts nachweisen. Die Neubesiedlung um die Mitte des 4. Jahrhunderts wird mit einer künstlichen Seespiegelabsenkung erklärt, da die Klimarekonstruktionen für diesen Zeitraum europaweit ein feucht-kaltes Klima annehmen lassen und somit gegen einen niedrigen Wasserstand sprechen (Serlegi 2007, S. 303–306). Virág dagegen sammelte Argumente, die für ein submediterranes Klima in dieser Phase und damit gegen die Notwendigkeit einer Regulierung des Sees sprechen (Virág 2007, S. 37–55). Simonyi war der Ansicht, dass nach dem Abzug der Römer die Regulierungsanlage des Sees nicht instand gehalten wurde, was eine Seespiegelerhöhung verursachte (Simonyi 1962, S. 17). Lokale Pollendiagramme liefern im Hinblick auf die Klima- und Vegetationswechsel im direkten Balaton-Uferbereich abweichende Ergebnisse und können daher die Debatte nicht entscheiden (Juhász 2007, Tab. 3), weisen aber auf das methodische Fehlerpotenzial hin, das sie bei Verallgemeinerung beinhalten.

Auf dem jetzigen Forschungsstand kann festgehalten werden, dass der Seespiegel in spätrömischer Zeit niedrig, bei 104,5 bis 105 m lag. Ob dies jedoch mit natürlichen Umweltbedingungen oder mit einem bewussten menschlichen Eingriff zusammenhing, lässt sich nicht zweifelsfrei klären. Betont werden soll allerdings, dass man für Letzteres eher genaue hydrologische Kenntnisse des Balaton benötigt als besonderen bautechnischen Aufwand. Die schriftliche Nachricht von *Aurelius Victor* und die Errichtung der Innenbefestigungen legen zudem gemeinsam Zeugnis über ein Interesse der Römer ab, die Landschaftsverhältnisse am Balaton unter Kontrolle zu halten (Heinrich-Tamáska 2007).

Einen wichtigen Bestandteil der Rekonstruktion des römerzeitlich-frühmittelalterlichen Straßennetzes im Balatonufergebiet bildet die Bestimmung von Fährstellen. Es stehen drei Stellen zur Diskussion: der Übergang bei der Halbinsel von Tihany, die heutige Zalamündung bei Keszthely-Fenékpuszta und die Verengung am Zalaer Landrücken bei Balatonhídvég (Abb. 1–1a). Während die beiden letz-

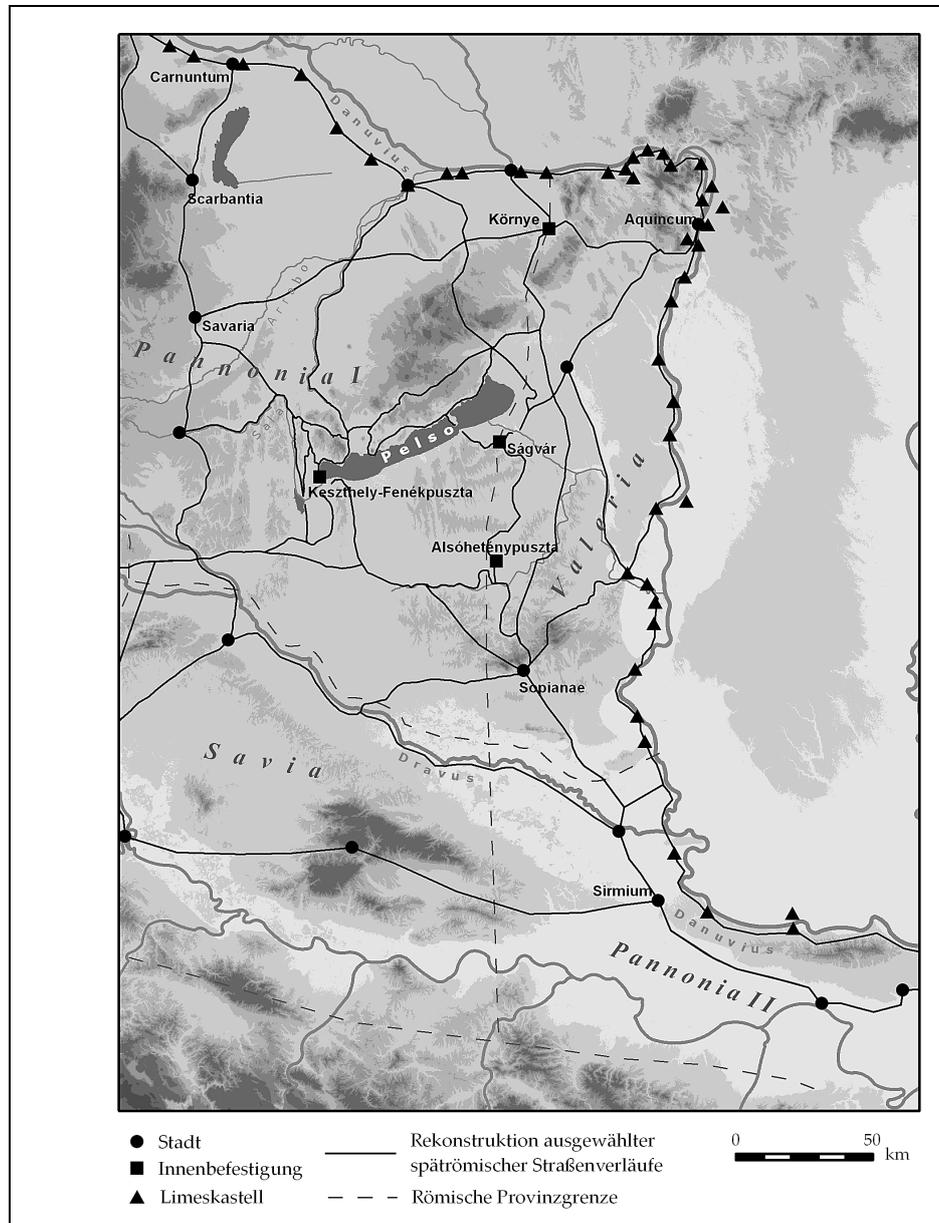


Abb. 4: Das spätrömerzeitliche Pannonien mit den wichtigsten Kastellen, Festungen und Städten sowie dem Straßennetz  
 Karte: Autorinnen; Bearbeitung: U. Grimm

teren wegen ihrer direkten Nähe und ihrer Einbindung in die Gesamtinfrastruktur als konkurrierende Möglichkeiten für einen Fährübergang eingestuft werden können, ist im Falle von Tihany zu fragen, ob es zur römischen Zeit wie heute eine

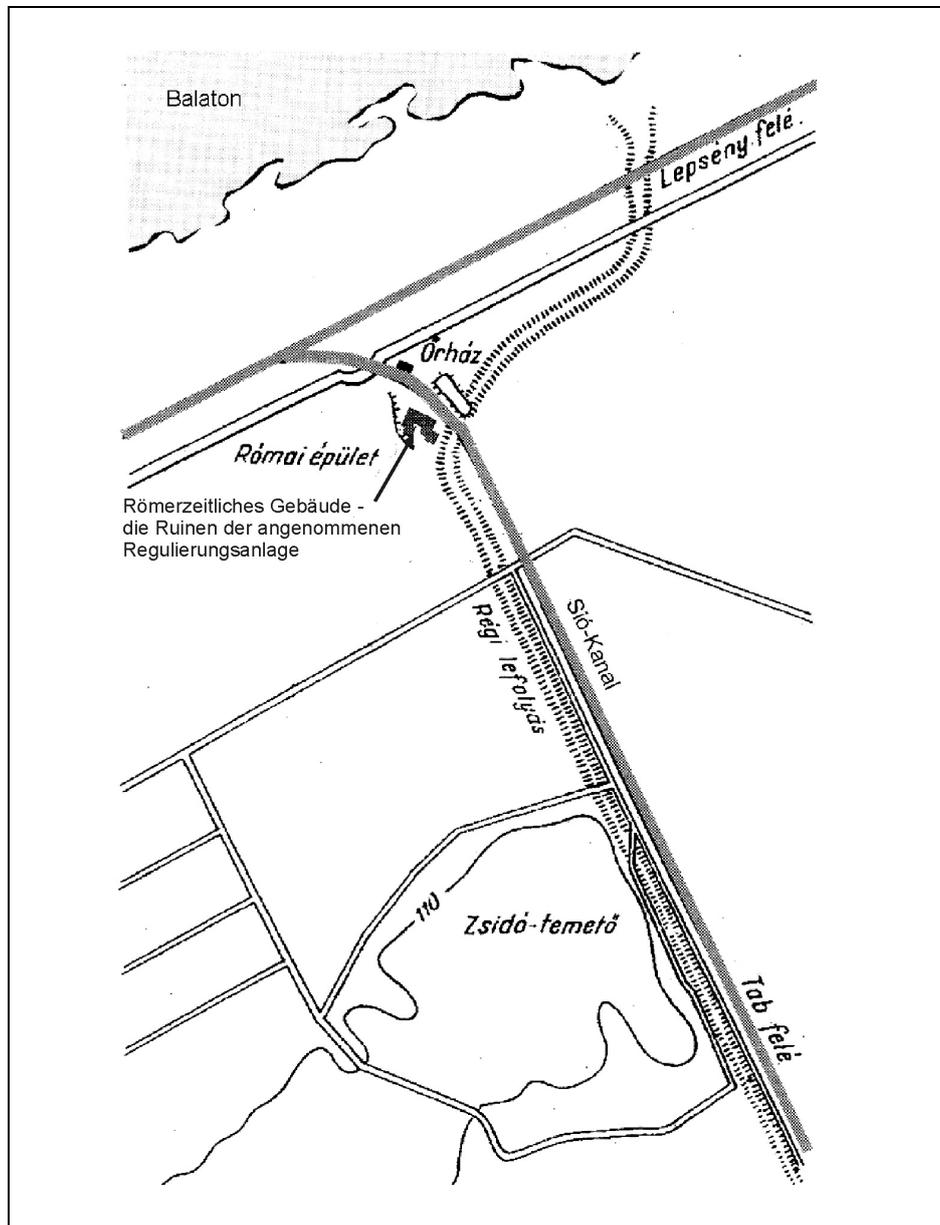


Abb. 5: Skizze über die angebliche römerzeitliche Schleuse am Sió nach Kuzsinszky 1920, Abb. 1

Halbinsel bildete und welchen Zweck ein Übergang hier hätte erfüllen können. Die nord-südliche Ausrichtung der erwähnten Fährstellen ist mit der Orientierung der gesamten römerzeitlichen Infrastruktur zu erklären. Eine diagonale

Hauptstraße über Land existierte weder am Süd- noch am Nordufer des Sees (Abb. 4), lediglich über Wasser kann eine solche Verbindung angenommen werden (Heinrich-Tamáska 2007).

Der Klein-Balaton, zu dessen Verkehrssystem auch die Übergänge über die Zala bei Balatonhídvég und Keszthely-Fenékpuszta gehören, liegt auf der Achse einer wichtigen römerzeitlichen Landverbindung, die vom Limes (*Carnuntum*) über *Scarabantia* nach *Sopiana* führte (Abb. 4). In den Sumpf- und Wasserlandschaften der Region konnten Straßen nur über die erhöhten Lössrücken geführt werden – wie es zwischen der Keszthelyer Halbinsel und dem Marcali-Rücken sowie zwischen der nördlichen (heute Sármedék) und südlichen (heute Balatonmagyaród) Landzunge bei Balatonhídvég der Fall war – und die Landverengung ermöglichte an diesen Stellen zudem eine kurze Überfahrt (Abb. 1a und 6). Die Siedlungsspuren, die seit dem Neolithikum zu fassen sind, legen ihrer Verbreitung nach die Besiedlung beider Landzungen und damit auch die Nutzung beider Übergänge nahe, aber erst eine detaillierte Auswertung des archäologischen Fundstoffes würde Aufschluss darüber geben, welche Hierarchie zwischen den einzelnen Fundplätzen in den jeweiligen zeitlichen Kontexten existierte<sup>7</sup> und zu welchen Zeitpunkten es zu Verschiebungen der Prioritäten zwischen den Fährübergängen gekommen ist (Szőke u. Vándor 1987).

Eine Bedeutungsverlagerung veranschaulicht in spätrömischer Zeit der Bau einer mächtigen Festung an der Spitze der Keszthelyer Halbinsel. Die Festung von Keszthely-Fenékpuszta entstand um das zweite Drittel des 4. Jahrhunderts. Es handelt sich um eine ca. 15 ha große, mit massiven runden Seitentürmen versehene rechteckige Anlage, die mehrere Wirtschafts- und Repräsentationsbauten in ihren Mauern beherbergte. Siedlungsspuren aus dem 2. und 3. Jahrhundert legen nahe, dass bereits für diese Zeit vor Errichtung der Festung mit einer römischen Ansiedlung gerechnet werden muss (Sági 1989, S. 261–266; Heinrich-Tamáska 2007–2008). Die Bedeutung der Festung hing mit der Sicherung des erwähnten Fernverkehrsweges zwischen *Scarabantia* und *Sopiana* zusammen, der ca. 1,5 km südlich der Festung das Balaton passierte (Abb. 1a u. 4). Spätrömische Städte und Festungen wurden häufig an solchen Fährstellen errichtet, so lag auch die andere Innenbefestigung im Einzugsgebiet des Balaton, Ságvár, bei einem Übergang (Tóth 2008, S. 68 f.; Heinrich-Tamáska 2007). Über Keszthely-Fenékpuszta war die Verbindung in Richtung *Sopiana* direkt und damit schneller als bei Balatonhídvég. Von dort sind aus dem 4. Jahrhundert nur Spuren einfacher ländlicher Besiedlung bekannt (Horváth u.a. 1996, S. 85–91, Karte 9), was für eine Nutzung des Übergangs vorwiegend bei Fenékpuszta spricht.

Bis zum 7. Jahrhundert wird allein im Zusammenhang mit der Festung von Keszthely-Fenékpuszta eine Besiedlung in der Region angenommen, was entsprechend auch eine aktive Nutzung des Übergangs über den Balaton annehmen

---

7 Es liegen, wie im forschungsgeschichtlichen Teil dargelegt, über viele Ausgrabungen nur Vorberichte vor, auch eine exakte zeitliche Gliederung der Fundplätze innerhalb der einzelnen Perioden wurde bisher nicht vorgenommen (Költő u. Vándor 1996).



Abb. 6: Die Darstellung des Kleinbalaton: Johann Thomasich, *Comitatus Zaladensis [...]*, Vindobonea 1792  
nach *Térképek* 2004, S. 23

lässt (Sági 1989, S. 290). Bei Balatonhídvég sind nach dem 4. Jahrhundert erst für das 7. Jahrhundert wieder Siedlungen nachweisbar, Balatonmagyaród (Költő u.a. 1996, S. 108, Karte 12).

Während des 8. Jahrhunderts können allein Nekropolen als Siedlungsanzeiger gewertet werden. Interessanterweise befinden sie sich nicht an den Enden der Landrücken, sondern etwas südlich von diesen, auf dem Marcali-Rücken (Balatonberény, Kéthely-Melegoldal) oder nördlich, im Vorland des Keszthely-Gebirges (z.B. Keszthely, Lesencetomaj-Piroskereszt).<sup>8</sup>

Eine deutliche Veränderung kann nach den bisherigen Forschungen im 9. Jahrhundert festgestellt werden. Eine neue Siedlungsagglomeration entstand nun bei Balatonhídvég um Zalavár/Mosaburg. Als ein Vasallenfürstentum Pribinas und seiner Nachfolger wurde hier ein Zentralort des karolingischen Reiches mit sakraler und politischer Funktion errichtet (Szőke 1976, S. 71–76; Szőke 2002, S. 89–91). Auffällig ist, dass kleine Inseln in den Sümpfen des Klein-Balaton westlich von Balatonhídvég in Besitz genommen worden sind. Diese Siedlungsausbreitung erfasste auch Inseln, die keine Vorbesiedlungsspuren aus der Römerzeit zeigen (Költő u.a. 1996, Karte 14; Horváth u. a. 1996, Karte 9; Szőke u. Vándor 1985).<sup>9</sup> Die Gründe hierfür wurden in der Senkung des Seespiegels und in der von Hévíz ausgehenden Vertorfung gesucht (Sági 1968, S. 16–22).

Warum wurde jedoch der Übergang bei Fenékpuzta vernachlässigt, die bisherige Zentralortfunktion der Festung bei der Neugründung nicht beachtet und die Residenz Pribinas zwar in der Nähe, aber nicht am gleichen Platz, sondern weiter westlich in Zalavár/Mosaburg gegründet? Sági ging davon aus, dass durch die Senkung des Seespiegels und die Vertorfungsprozesse eine neue, west-östlich verlaufende Landverbindung von Keszthely über Hévíz entstand, die den Übergang bei Balatonhídvég in Richtung Italien begünstigte (Sági 1967, S. 41–46, Abb. 12).<sup>10</sup> Keszthely-Fenékpuzta wurde aber nicht aufgegeben, Gräber des 9. Jahrhunderts und auch Keramikmaterial aus der Festung weisen auf ihre Nutzung hin (Sági 1989, S. 290). Ebenso sind Siedlungen und Gräberfelder auf der gegenüberliegenden Seite des Übergangs bei Vörs nachzuweisen, was anzeigt, dass diese Verbindung immer noch in Benutzung war (Költő u.a. 1996, S. 115–121, Karte 14). Die Motive für die Gründung Zalavárs/Mosaburgs an einem neuen Platz dürften auch in den dortigen naturräumlichen Besonderheiten zu suchen sein, die sich von jenen in Fenékpuzta unterschieden. Obwohl beide Plätze aufgrund ihrer Lage geschützt waren und gute Verteidigungsmöglichkeiten boten, war Fenékpuzta doch zumindest von Norden direkt über Land erreichbar, Zalavár/Mosaburg dagegen lag ursprünglich auf einer Insel (Burginsel/Vársziget), die einzelnen zugehörigen Siedlungen der Umgebung bildeten ein Netz in den sumpfigen Gewässern des Klein-Balaton und waren durch Balkenwege miteinander

8 Zu Veränderungen in der Verbreitung der Nekropolen zwischen dem 6./7. und 8. Jahrhundert vgl. Heinrich-Tamáska 2008a, Abb. 3A-B.

9 Ob jedoch die Besiedlung der Insel auf »Platzmangel« zurückzuführen ist, wie Béla Szőke und László Vándor aufgrund der Tatsache annehmen, dass die Inseln nur dann besiedelt waren, wenn gleichzeitig am Ufer eine Siedlungskonzentration auftrat, erscheint wenig wahrscheinlich (Szőke u. Vándor 1987, S. 94).

10 Dieser Straßenverlauf ist auch auf historischen Karten nachgezeichnet und bis heute einer der zentralen Aus- und Zufahrtswege der Stadt Keszthely. Vgl. Abb. 6.

verbunden. Diese Bedingungen dürften ausschlaggebend gewesen sein für die Standortwahl, die zugleich eine andersartige Bautradition der Gründer veranschaulicht (Szóke 1976, S. 96–99, Karte 1; vgl. auch Csalog 1960).

Ein neuer Abschnitt in der Siedlungsgeschichte der Klein-Balaton-Region beginnt im ersten Drittel des 10. Jahrhunderts mit der ungarischen Landnahme und setzt sich zu Beginn des 11. Jahrhunderts mit dem Ausbau der Komitatsorganisation des ungarischen Königreiches fort. Die neuen Siedlungen entstehen erneut auf den Lössrücken. Die Burg Kolon, die als neues Verwaltungszentrum der Region in den Schriftquellen erwähnt wird, soll neben der damaligen Hauptverkehrsstraße erbaut worden sein, die den Balaton bei Balatonhídvég passierte (Vándor 2002, S. 102, Szóke u. Vándor 1987, S. 89 f.; Vándor 1996, S. 145).

Welche Bedeutung erlangte jedoch der Übergang bei Tihany in der Verkehrstopographie der Römerzeit und im hohen Mittelalter, als hier 1055 ein Benediktinerkloster gegründet wurde? Die Modellierung der Wasseroberfläche zeigt, dass Tihany bereits bei einer Höhe von 106 m vom Land abgeschnitten war (Abb. 1). Auch bei niedrigerem Wasserstand dürfte hier vor dem 19. Jahrhundert mit einem sumpfigen Abschnitt gerechnet werden, was das Passieren nur über eine Brücke oder über einen Bohlenweg ermöglichte (Bendefy u. Nagy 1969, S. 41–49). Auch zur römischen Zeit dürfte eine Verbindung dieser Art existiert haben, die allerdings nur von regionaler Bedeutung gewesen sein dürfte, da die pannonischen Hauptverkehrsadern westlich und östlich des Sees verliefen. Die am Nordufer des Balaton angenommene Landstraße sorgte für die infrastrukturelle Einbindung der hier gelegenen *villae rusticae*, die Haupt-Ost-West-Verbindung aber lag nördlich des Bakony-Gebirges von *Savaria* nach *Aquincum* (Abb. 4; Heinrich-Tamáská 2008, Abb. 2).

Trotz ihrer langen forschungsgeschichtlichen Tradition bieten der Balaton und sein Umland immer noch neue Untersuchungsperspektiven. Die hier aufgezeigten geoarchäologischen Ansätze kommen zwar gegenwärtig in ausgewählten Mikroregionen konsequent zum Einsatz, trennen aber die Aufgabenbereiche der einzelnen Wissenschaften (Archäologie, Geologie, Geographie) noch zu stark, um die Umwelt-Mensch-Beziehung in ihrer Komplexität der gegenseitigen Beeinflussung erfassen zu können. Eine Gliederung nach archäologischen Perioden hat zur Folge, dass Veränderungen im Landschaftsgefüge in den vorgegebenen Chronologieabschnitten untersucht werden. Archäologische Perioden verlaufen jedoch nicht immer synchron mit der Landschaftsentwicklung, es muss mit Übergängen und Überlagerungen gerechnet werden. Das Ausschließen solcher Fehlerquellen kann nur durch intensive interdisziplinäre Zusammenarbeit und Diskussion erfolgen, was bei der Entwicklung gemeinsamer Fragestellungen beginnt.

## Literatur

- »Balatinus, Balaton Lacus, Peiso, Pelso«. Balatoni térképek. – Balatonfüred 2002.
- Bálint, Csanád u. Winkler, Ferenc [Hrsg.]*: Gördülő idő. Régészeti feltárások az M7-es autópálya Somogy megyei szakaszán Zamárdi és Ordacsehi között. – Budapest, Kaposvár 2007.
- Bendefy, László*: A Balaton vízszintjének változásai a neolitikumtól napjainkig. – In: *Hidrol. Közl.* 6, 1968, S. 257–263.
- Bendefy, László*: Természeti és antropogén tényezők hatása a Balaton vízállására. – In: *Földr. Ért.* 21, 1972, S. 335–358.
- Bendefy, László u. Nagy, Imre V.*: A Balaton évszázados partvonalváltozásai. – Budapest 1969.
- Bodor, Elvira*: Formation of the Lake Balaton. Palynological aspects. – In: *Pécsi, Márton and Kordos, László [eds.]*: Holocene environment in Hungary. Budapest 1987, pp. 77–80.
- Boros, Jenő; Cserny, Tibor; Csillag, Gábor u. Kurimay, Ágnes*: Engineering geological map series of the environs of Lake Balaton – Budapest 1985, Maßstab 1:50.000.
- Bulla, Béla*: Geomorfológiai megfigyelések a Balatonfelvidéken. – In: *Földr. Közl.* 71, 1943, 18–46.
- Cholnoky, Jenő*: Hydrographie des Balatonsees. – In: *Balaton-Ausschuss der Ungarischen Geographischen Gesellschaft [Hrsg.]*: Resultate der wissenschaftlichen Erforschung des Balatonsees 1. Physische Umgebung des Balatonsees und seiner Umgebung 2. Wien 1920.
- Csalog, Jenő*: Híd- és dorongutak Zalavár környékén. – In: *Göcseji Múz. Jubileumi Emlékkönyve. Zalagerszeg 1960*, S. 137–149.
- Cserny, Tibor*: Results of recent investigations of the Lake Balaton deposits. – In: *Pécsi, Márton and Kordos, László [eds.]*: Holocene environment in Hungary. Budapest 1987, pp. 67–76.
- Cserny, Tibor*: Lake Balaton, Hungary. – In: *Gierlowski-Kordesch, Elizabeth H. and Kelts, Kerry [eds.]*: Global geological record of lake basins. Cambridge u.a. 1994, pp. 395–399.
- Cserny, Tibor*: Komplex földtani kutatások hazai tavakon, lápokon és mocsarakon. – In: *Tőzegmohás élőhelyek hazánkban: kutatás, kezelés, védelem. Gömörszőlős 2000*, S. 27–41.
- Cserny, Tibor*: A balatoni negyedidőszaki üledékek kutatási eredményei. – In: *Földt. Közl.* 132. Budapest 2002, S. 193–213.
- Cserny, Tibor*: A Balaton kialakulása és földtani környezete. – In: *A Balaton értékeinek megőrzése*, [http://www.mafi.hu/webitems/Balaton\\_limno/Balaton\\_limno.ppt](http://www.mafi.hu/webitems/Balaton_limno/Balaton_limno.ppt). – Budapest 2004.
- Cserny, Tibor*: A Balaton limnogeológiai vizsgálata. – In: <http://www.mafi.hu/mafi/hu/node/10>, 2009 (letzter Zugriff: April 2009).
- Cserny, Tibor u. Corrada, Ruben*: A Balaton medencéje és holocén üledékei részletes geofizikai-földtani vizsgálatának újabb eredményei. Results of the detailed geophysical-geological investigations on the Lake Balaton. – In: *Ann. Rep. Hung. Geol. Inst.* 1987 (1989), S. 341–347.
- Cserny, Tibor and Nagy-Bodor, Elvira*: Limnogeological investigations on Lake Balaton. – In: *Gierlowski-Kordesch, Elizabeth and Kelts, Kerry [eds.]*: Lake basins through space and time. AAPG Stud. Geol. 46, 2000, pp. 605–618.

- Cserny, Tibor; Nagy-Bodor, Elvira u. Hajós, Márta*: Contributions to the sedimentology and evolution history of Lake Balaton. – In: *Pécsi, Márton and Schweitzer, F. [eds.]*: Holocene environment in Hungary. – Budapest 1991, pp. 67–76.
- Czegka, Wolfgang u. Braune, Stephan*: SRTM-90m Höhendaten und ihre Verwendbarkeit in Geoinformationssystemen in Hinblick auf Anwendungsmöglichkeiten in den Geo- und Umweltwissenschaften. – In: *Zeitschr. Geol. Wiss.* 33, 2005, S. 199–208.
- Gábor, Imre u. Horváth, Árpád*: A haditérképek históriája. – Budapest 1979.
- Groß-Albenhausen Kirsten u. Fuhrmann, Manfred [Hrsg. u. Übers.]*: S. Aurelius Victor, Die römischen Kaiser. Liber de Caesaribus. – Darmstadt 1997.
- Gusztáv, Jakab; Sümegi, Pál u. Szántó, Zsuzsa*: Késő-glaciális és holocén vízszintingadozások a Szigligeti-öbölben (Balaton) makrofosszília vizsgálatok eredményei alapján. Late Glacial and Holocene water level changes in the Szigliget Bay, Lake Balaton based on macrofossil investigations. – In: *Földt. Közl.* 153/3, 2005, S. 405–431.
- Harkai, Máté*: A Kis-Balaton-rekonstrukció és környezeti hatásai. – In: *Költő u. Vándor* 1996, S. 7–13.
- Heinrich-Tamáska, Orsolya*: Bemerkungen zur Landschafts- und Raumstruktur auf dem Gebiet der »Keszthely-Kultur«. – In: *Bemmann, Jan u. Schmauder, Michael [Hrsg.]*: Kulturwandel in Mitteleuropa. Langobarden – Awaren – Slawen. Akten der Internationalen Tagung in Bonn vom 25. bis 28. Februar 2008. Kolloquium zur Vor- und Frühgeschichte, 11. – Bonn 2008 (a), S. 431–447.
- Heinrich-Tamáska, Orsolya*: Keszthely-Fenekpuszta zwischen Spätantike und Karolingerzeit. – In: *Die Langobarden. Das Ende der Völkerwanderung. Katalog zur Ausstellung im Rheinischen Landesmuseum Bonn, 22.8.2008–11.1.2009.* – Bonn 2008 (b), S. 91–107.
- Heinrich-Tamáska, Orsolya*: Bemerkungen zur Transformation spätantiker Strukturen in Pannonien am Beispiel von Keszthely-Fenekpuszta. – In: *Acta Arch. Carpathica XLII–XLIII, 2007–2008* (im Druck).
- Heinrich-Tamáska, Orsolya*: Das Umland spätrömischer Innenbefestigungen Pannoniens (4. Jh. n. Chr.). – In: *Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie* 26, 2008, S. 251–266.
- Horváth, László; Müller, Róbert u. Németh, Péter Gergely*: A római imperium határvidekén. – In: *Költő u. Vándor* 1996, S. 78–103.
- Jakab, Gusztáv; Sümegi, Pál u. Szántó, Zsuzsa*: Késő-glaciális és holocén vízszintingadozások a Szigligeti-öbölben (Balaton) makrofosszília vizsgálatok eredményei alapján. – In: *Földt. Közl.* 135/3, 2005, S. 405–431.
- Juhász, Imola*: Comprasion and correlation of four pollen sequences from the Little Balaton region (Alsópáhok, Főnyed, Keszthely and Zalavár). The Little Balaton Region and the Balaton Uplands. – In: *Zatykó u.a.* 2007, pp. 36–51.
- Kéz, Andor*: A balatoni medencék és a Zala-völgy. – In: *Term. Tud. Közl. pótfüzet*, 1931, S. 49–61.
- Költő, László; Müller, Róbert; Szentpétery, József u. Szőke, Béla Miklós*: Kelet és nyugat határán. – In: *Költő u. Vándor* 1996, S. 104–143.
- Költő, László u. Vándor, László [Hrsg.]*: Évezredek üzenete a láp világából. Régészeti kutatások a Kis-Balaton területén 1979–1992. – Kaposvár, Zalaegerszeg 1996.
- Kienast, Dietmar*: Römische Kaisertabelle. Grundzüge einer römischen Kaiserchronologie. – 3. Aufl. Darmstadt 2004.
- Kuzsinszky, Bálint*: A Balaton környékének archaeológiája. Lelőhelyek és leletek. – Budapest 1920.
- Lóczy, Lajos*: Die geologischen Formationen der Balatongegend und ihre regionale Tektonik. – In: *Balaton-Ausschuss der Ungarischen Geographischen Gesellschaft [Hrsg.]*:

- Resultate der wissenschaftlichen Erforschung des Balatonsees. Die Geomorphologie des Balatonsees und seiner Umgebung 1. Physische Geographie des Balatonsees und seiner Umgebung 1. – Wien 1916.
- Marosi, Sándor u. Somogyi, Sándor [Hrsg.]:* A magyarországi kistájak katasztere. I–II (MTA, Földrajzkutató Int.). – Budapest 1990.
- Marosi, Sándor u. Szilárd, Jenő:* A Balaton Kialakulása. – In: *Földr. Közl.* 29, 1981, S. 1–30.
- Máté, Ferenc:* A Balaton-meder recens üledékeinek térképezése. – In: *Földt. Int. Évi Jel.* 1985 [1987], S. 367–379.
- Müller, German:* Sedimentbildung im Plattensee, Ungarn. – In: *Naturwissenschaften* 56/12, 1969, S. 606–615.
- Rónai, András:* The geology of Lake Balaton and surroundings. – In: *Mitt. Internat. Verein Limnol.* 17, 1969, pp. 275–281.
- Sági, Károly:* A Balaton szerepe Fenékpusztá, Keszthely és Zalavár IV–IX. századi történetének alakulásában. – In: *Ant. Tanulmányok* 14/2, 1967, S. 15–46.
- Sági, Károly:* A Balaton vízállástendenciái 1863-ig a történeti és kartográfiai adatok tükrében. – In: *Veszprém Megyei Múz. Közl.* 7, 1968, S. 441–468.
- Sági, Károly:* Adatok a fenékpusztai erőd történetéhez. Über die Geschichte der Festung in Fenékpusztá. – In: *Tapolcai Városi Múz. Közl.* 1, 1989, S. 261–317.
- Sági, Károly u. Füzes, Miklós:* Újabb adatok a Balaton 1893 előtti vízállás tendenciáinak kérdéséhez. – In: *Somogy Megyei Múz. Közl.* 1, 1973, S. 246–261.
- Serlegi, Gábor:* A Balatonkeresztúri »vízmérce«. Környezetrégészeti információk a Balaton déli partjának római kori történetéhez. Die Wasserwaage von Balatonkeresztúr. Archäologische Informationen zur römerzeitlichen Geschichte am Südufer des Plattensees. – In: *Bíró, Szilvia [Hrsg.]:* Firkák. Fiatal római koros kutatók I. konferenciakötete. – Győr 2007, S. 317–329.
- Simonyi, Dezső:* Fenékvár ókori neve. – In: *Ant. Tanulmányok* 9, 1962, S. 13–30.
- Somogyi, Sándor:* Magyar Földrajzi Társaság Balatonbizottságában szerepe és eredményei a Balaton-kutatásban. – In: *Bíró, Péter [Hrsg.]:* 100 éves a Balaton-kutatás. – Tihany 1991.
- Sümei, Pál:* Description of the sampling locations in the Balaton Uplands. The Little Balaton Region and the Balaton Uplands. – In: *Zatykó u.a.* 2007, pp. 53–55.
- Sümei, Pál; Bodor, Elvira; Juhász, Imola; Hunyadfalvi, Zoltán; Molnár, Sándor; Herbich, Katalin; Szegvári, Gabriella; Imre, Marianna u. Timár, Gábor:* A Balaton déli autópálya régészeti lelőhelyeinek környezettörténeti feldolgozása. – In: *Őskoros Kutatók III. összejövedele. Halottkultusz és temetkezés.* – Szombathely 2004, S. 399–420.
- Sümei, Pál; Bodor, Elvira; Juhász, Imola; Hunyadfalvi, Zoltán; Herbich, Katalin; Molnár, Sándor u. Timár, Gábor:* A Balaton déli partján feltárt régészeti lelőhelyek környezet-történeti feldolgozása. – In: *Bálint u. Winkler* 2007, S. 241–253.
- Sümei, Pál; Gulyás, Sándor u. Gusztáv, Jakab:* Holocene paleoclimatic and paleohydrological changes of Lake Balaton as inferred from a complex quantitative environmental historical study of a lacustrine sequence of the Szigliget Embayment. – In: *Doc. Praehist.* 35, 2008, pp. 33–43.
- Sümei, Pál u. Gusztáv, Jakab:* The vegetation history of Szigliget Bay. The Little Balaton Region and the Balaton Uplands. – In: *Zatykó u.a.* 2007, pp. 53–55.
- Szőke, Béla Miklós:* Zalavár. – In: *Zalai Gyűjtemény* 6, 1976, S. 69–103.
- Szőke, Béla Miklós u. Vándor, László:* Kísérlet egy táji egység településtörténeti rekonstrukciójára. A kisbalaton programot kísérő régészeti leletmentő ásatások (1980–1985) tapasztalatai. – In: *Zalai Gyűjtemény* 26, 1987, S. 83–100.

- Szőke, Béla Miklós u. Vándor, László*: Neue Ergebnisse der Ausgrabungen im Kisbalaton-Gebiet. – In: *Friesinger, Herwig u. Daim, Falko [Hrsg.]*: Die Bayern und ihre Nachbarn. Berichte des Symposions der Kommission für Frühmittelalterforschung, 25. bis 28. Oktober 1982, Stift Zwettl, Niederösterreich. – Wien 1985, S. 207–216.
- Szőke, Béla Miklós*: Avar kori központok a határ mentén. – In: *Vándor, László [Hrsg.]*: Központok a Zala mentén. A Göcseji Múzeum állandó kiállítása. – Zalaegerszeg 2002, S. 65–70.
- Térképek a Kis-Balatonról*. Maps of Little Balaton. Karten des Kleinen Balatons. Nők a Balatonért Egyesület Kiskönyvtára 8. – Balatonfüred 2004.
- »*Thyan, Thyan, Thian, Tyan, Tihan*«. A tihanyi-félsziget a XV–XVII- század térképein. The Tihany Peninsula on the 15<sup>th</sup>-17<sup>th</sup> Century Maps. Die Halbinsel Tihany auf den Karten der 15.-17. Jahrhunderte. – Balatonfüred 2003.
- Tímár, Gábor; Biszak, Sándor; Molnár, Gábor; Székely, Balázs; Imecs, Zoltán u. Jankó, Annamária*: Digitized maps of the Habsburg Empire. First and Second Military Survey, Grossfürstenthum Siebenbürgen (DVD). – Budapest 2007.
- Tóth, Endre*: A későrómai belsőpannoniai erődök kérdéséhez. Előzetes jelentés az 1971–1974. évi ságvári ásatásokról. Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen der spätrömischen Festung von Alsóhetény. – In: *Somogyi Múz. Közl.* 2, 1975, S. 183–189.
- Tóth, Endre*: Gorsium? Herculia? – In: *Kovács, Péter u. Szabó, Ádám [Hrsg.]*: Észak-kelet Pannonia I. Előszó változatok, kommentárok, olvasatok a CIL III<sup>2</sup> 3 kötetéhez. – Budapest 2008 (Stud. Epigr. Pannonica, I), S. 61–101.
- Tullner, Tibor and Cserny, Tibor*: New aspects of lake-level changes: Lake Balaton Hungary. – In: *Acta Geol. Hungarica* 46, 2003, pp. 215–238.
- Vándor, László*: Királyi hadiút mentén. – In: *Költő u. Vándor* 1996, S. 143–162.
- Virág, Árpád*: A Sió és a Balaton közös története (1055–2005). – Budapest 2005.
- Zatykó, Csilla; Juhász, Imola and Sümegei, Pál [eds.]*: Environmental Archaeology in Transdanubia. – Budapest 2007 (Varia Arch. Hungarica, 20).
- Zólyomi, Bálint*: Magyarország növénytakarójának fejlődéstörténete az utolsó jégkorszaktól. – In: *Az MTA Acta Biol. Oszt. Közl.* 1/4, 1952, S. 491–530.
- Zólyomi, Bálint u. Nagy, Lászlóné*: A Balaton múltja a pollenstratigráfiai vizsgálatok tükrében. – In: *Bíró, Péter [Hrsg.]*: 100 éves a Balaton-kutatás. – Tihany 1992, S. 25–32.



Heidemarie Hüster Plogmann

## Alles kleine Fische ... !?

Die Rolle der Fische in Wirtschaft, Ernährung und Kultur  
der letzten 2000 Jahre<sup>1</sup>

Mit 8 Abbildungen

### 1 Einleitung

Denken wir an vergangene Epochen, so sind es wohl kaum Speisefische, die vor unserem inneren Auge erstehen. Traditionell sind es eher militärische Auseinandersetzungen, Hungersnöte oder fragwürdige hygienische Verhältnisse, die wir mit der Römerzeit und mit dem Mittelalter in Verbindung bringen. Doch gerade die banalen – oder eben gar nicht so banalen – täglichen Gegebenheiten sind es, die ein Verständnis für gesellschaftliche Entwicklungen und politische Entscheidungen lancieren. Unter welchen Bedingungen prosperiert eine Gesellschaft? Welchen Stellenwert haben Traditionen? Wie positioniere ich mich in meinem gesellschaftlichen Umfeld? Welchen »Wert« haben Gesundheit, Umwelt, Wirtschaft und damit Wohlstand in einer gegebenen Sozialstruktur? Diesen und anderen Fragen zu Umwelt, Klima und Gesellschaft muss interdisziplinär nachgegangen werden. Archäologische Funde der unterschiedlichsten Art müssen aus der Sicht der Archäologie, der Zoologie, der Botanik, der Anthropologie, der Geologie und derjenigen der Sozialwissenschaften im weitesten Sinne untersucht werden. Darüber hinaus ist es nötig, dass zwischen den Disziplinen geplant, diskutiert, eruiert, verglichen, eben kommuniziert wird. In diesem Rahmen wird am Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie der Universität in Basel eben auch den Fischresten Raum gegeben. Die Forschungen der letzten 20 Jahre zeigen, dass sich auch der Blick auf die kleinen Fischknochen in mehrfacher Hinsicht lohnt.

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 35. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Biel, 10.–14. September 2008) gehalten wurde. Vergleiche dazu auch den Tagungsbericht von *H.-R. Egli* in diesem Band!

## 2 Methodisches

Das  $\acute{u}$  und  $\Omega$  einer jeden wissenschaftlichen Bearbeitung ist ein aussagekräftiges Ausgangsmaterial. Unter allen tierischen Speiseabfällen haben Fischknochen die wohl lockerste Struktur, sie erhalten sich im Boden nur bedingt. Die Bodenchemie und rein physikalische Bodenbewegungen können die kleinen Tierreste vollständig zerstören. Inzwischen wissen wir, dass pH-Werte zwischen 5 und 8 sowie eine Lagerung der Reste unter dem Grundwasserspiegel die besten Voraussetzungen bieten, Fischknochen aus vergangenen Epochen zu finden. Sind die organischen Anteile in den Knochen verkohlt oder mineralisiert, erhalten sich die Reste auch im Trockenboden. Mit einer der jeweiligen Grabung und den Bodenbedingungen angepasster Kombination systematischer und subjektiver Entnahme von Erdproben gelingt es in den meisten Fällen, eine statistisch ausreichende Menge an Fischresten zu erhalten. Dies, indem das Erdreich mit Hilfe von Wasser über verschiedene Siebe unterschiedlicher Maschenweite (4 bis 0,35 mm) geschlämmt wird.

Aus den einzelnen Fraktionen können nun die Fischknochen ausgelesen werden. Die anhand der Skelettelemente bestimmten Arten zeigen, wo die Speisefische gefangen wurden. Die aus den Dimensionen der Knochen errechnete Größe der Fische erlaubt Hinweise darauf, wie mit Ressourcen umgegangen wurde und welche Vorlieben im Fischkonsum bestanden. Sekundäre Spuren an den Knochen, wie z.B. Schnittspuren oder auch Verdauungsspuren zeigen zudem, wie Fisch verzehrt wurde.

Für die Römerzeit und das Mittelalter stehen uns ergänzend noch ikonographische und schriftliche Quellen zur Verfügung, die mit den archäologischen Ergebnissen verglichen werden können. Sie können Grenzen aufzeigen (so idealisieren römische Wandmalereien häufig den »Fisch« und nicht eine definierte Art) und Vergleiche verlaufen so im Sande. Mitunter erlauben diese Quellen aber auch unerwartete Einblicke. So decken sich mittelalterliche Gesetzestexte aus Stadtordnungen manchmal ganz und gar nicht mit den archäologischen Funden und weisen so auf eine schon damals bestandene Kluft zwischen Theorie und Praxis.

## 3 Die Rolle der Fische in der Wirtschaft

Wirtschaft lebt vom und durch Handel, einem wirtschaftlich geprägten Austausch von Gütern zwischen Produzenten und Konsumenten. Händler beschafften und lieferten Produkte, wobei dieser Warenverkehr archäologisch in älteren Epochen ausschließlich durch Fernhandel nachweisbar ist. Prinzipiell verdichten sich Fernhandelsbeziehungen mit dem Entstehen von Hochkulturen. Erst im Mittelalter bildet sich definitiv ein schriftlich belegter lokaler wie überregionaler Handel aus, dessen Wissen dann jahrhundertlang in Kaufmannsfamilien tradiert wurde (*Braudel* 1990). Fische bzw. Fischreste sind von diesen Mechanismen nicht ausgenommen. Römischer Fernhandel dokumentiert sich durch »exotische« Produkte in den Provinzen. Einige Jahrhunderte später belegen Schriftquellen und archäo-

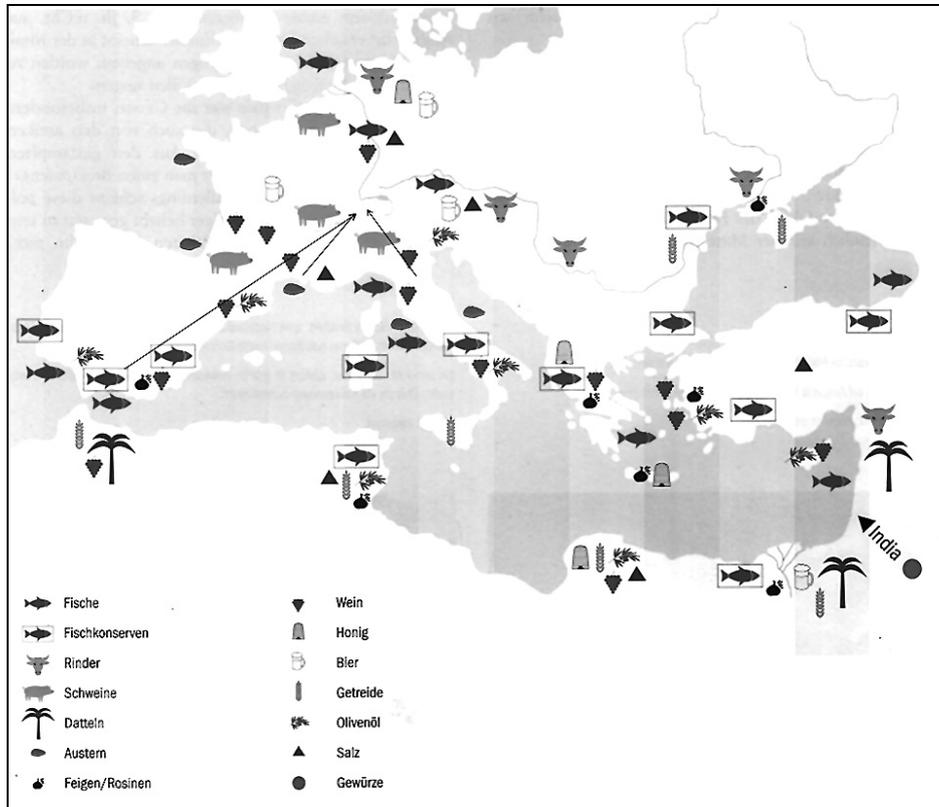


Abb. 1: Produktionsorte der wichtigsten in der Römerzeit produzierten Nahrungsmittel (aus SPMV)

logische Fischreste starke Handelsströme mit – schlussendlich – wirtschaftspolitischen Konsequenzen.

### 3.1 Römische Handelsprodukte im 1. und 2. Jahrhundert

Die Fernhandelsbeziehungen in der Antiken Welt können allein auf dem Nahrungsmittelsektor deutlich dokumentiert werden. Werden die Produktionsorte der wichtigsten in der Römerzeit konsumierten Nahrungsmittel graphisch dargestellt (Abb. 1), ergibt sich unter Berücksichtigung der Funde aus archäologischen Grabungen ein intensiv genutztes Fernhandelsnetz. Bezüglich der Fische deuten sich in den ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderten besonders starke Verbindungen zwischen den nördlichen Provinzen und Südspanien an, ferner sind Handelsbeziehungen nach Südfrankreich und Italien nachweisbar. Alle importierten Fischprodukte, die sich in unseren Breiten nachweisen lassen, wurden konserviert gehandelt. Dabei handelt es sich zum einen um in Salz konservierte

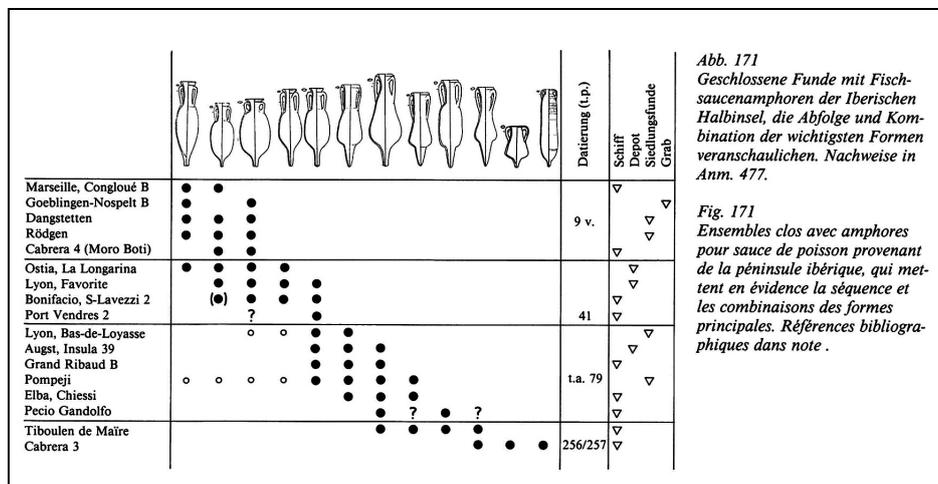


Abb. 171  
Geschlossene Funde mit Fischsaucenamphoren der Iberischen Halbinsel, die Abfolge und Kombination der wichtigsten Formen veranschaulichen. Nachweise in Anm. 477.

Fig. 171  
Ensembles clos avec amphores pour sauce de poisson provenant de la péninsule ibérique, qui mettent en évidence la séquence et les combinaisons des formes principales. Références bibliographiques dans note.

Abb. 2: Geschlossene Funde mit Fischsaucenamphoren der Iberischen Halbinsel, die Abfolge und Kombination der wichtigsten Formen aus: Martin-Kilcher 1994, S. 396

Mittelmeermakrelen (*salsamenta*) und zum anderen um klare Fischsaucen (*garum*) sowie um Fischsaucen mit Fleisch- bzw. Knochenrückständen (*hallec*). Ungeachtet dieser Differenzierungen werden bei uns schon lange Amphoren nachgewiesen, die den Import von Fischprodukten signalisieren. Auch wenn ein geringer Teil der geborgenen Stücke Aufschriften (*tituli picti*) zeigen, aus denen der Produzent, Inhalt und Qualität der Ware hervorgeht, sind die meisten nicht einem näher spezifizierten Inhalt zuzuordnen. Vergleichen wir die verschiedenen importierten »Fischamphoren«, so werden chronologische Entwicklungen der Amphorenformen deutlich (Abb. 2). Darüber hinaus ist aber zu sehen, dass sich zeitgleich jeweils mehrere unterschiedliche Amphoren auf dem Markt befanden. Es liegt demnach nahe, den verschiedenen Fischprodukten auch bestimmte Amphoren zuzuordnen. Ein Nachweis für diese Vermutung steht allerdings noch aus.

### 3.1.1 *Salsamenta*

In den vergangenen zwanzig Jahren haben sich mehr und mehr Reste von Mittelmeermakrelen (*Scomber japonicus*) aus römischen Fundstellen nachweisen lassen. Sie fanden sich vorrangig in den Küchen wohlhabender Haushalte in Städten und Gutshöfen, in Gräbern, aber auch im militärischen Zusammenhang. Dennoch kann nicht zwingend von einem Genussmittel für die gehobene Gesellschaft gesprochen werden. Mehren sich doch auch Nachweise aus Küchen in den ärmeren Dörfern (*vici*). Möglicherweise spielte die »Handelsstraße Rhein« eine große Rolle in der Ausbreitung der Mittelmeermakrele. Zumindest bezeugen immer mehr Funde in Deutschland, den Niederlanden, Belgien und England eine zunehmende Beliebtheit des mediterranen Speisefisches in den ersten zwei nachchrist-

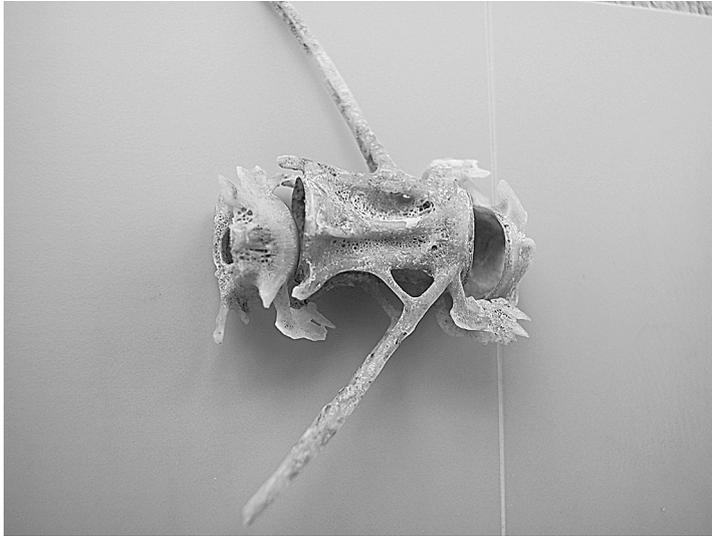


Abb. 3:  
Wirbel von der  
Mittelmeer-  
makrele (*Scomber  
japonicus*) aus  
einem Amphoren-  
fragment in Bies-  
heim/Kuhnheim/F.  
Schnittspuren am  
vorderen und hin-  
teren Wirbel lassen  
auf die Zerteilung  
in Tranchen schlie-  
ßen

lichen Jahrhunderten. Dennoch: Bislang ist keine endgültige Aussage über die Exklusivität dieses Nahrungsmittels möglich (Ervynck *et al.* 2003).

Die Größe der Reste variiert zwar, doch lassen die meisten Skelettelemente den Schluss auf Tiere von 40 bis 50 cm Gesamtlänge zu, wenige Makrelen erreichten nur 20 bis 30 cm Länge. Allein diese Tatsache wirft ein bezeichnendes Licht auf den Fischfang in den letzten zwei Jahrtausenden: Heute werden fast ausnahmslos nur noch Fische mit einer Länge von 20 cm gefangen. Dabei verlief die Größenreduktion offenbar – verursacht durch einen hohen Fangdruck – sukzessive. Noch vor 30 Jahren lagen die durchschnittlichen Größen gefangener Makrelen deutlich höher (mündliche Mitteilung A. Morales, Madrid).

Die in der Regel großen Tiere wurden quer zur Länge in Tranchen zerteilt, eingesalzen und schließlich in Amphoren versorgt. Die Länge der Tranchen betrug nur 2 bis 3 cm und umfasste etwa zwei Wirbel, wie durch *in situ* vorgefundene Exemplare nachgewiesen werden konnte (Abb. 3).

### 3.1.2 *Garum und hallec*

Im Gegensatz zum *salsamentum* ist ein Würzmittel aus der römischen Küche bis in die Gegenwart bekannt und berühmt: Die Fischsauce. An diesem »Bouillon-Würfel der Antike« scheiden sich heute die (westeuropäischen) kulinarischen Geister. Reich an Glutamat eignet sie sich ausgezeichnet, den Geschmack der unterschiedlichsten Gerichte zu verfeinern. Vielleicht ist es die römerzeitliche Rezeptur, die heute einige Gourmets erschauern lässt. In diversen Fischfabriken an der Küste Südspaniens wurden Fische mit Kräutern vermischt in große Bassins gegeben, mit viel Salz bedeckt, um von der südlichen Sonne fermentiert zu wer-



Abb. 4: Fermentierungs- und Rührbecken zur Produktion von *garum* in der *Baelo Claudia* (2. Jahrhundert) bei Tarifa/Es

den. Nach einigen Wochen Reifezeit kam die Mischung in Rührbecken, um schließlich – abgeseiht oder mit Fischrückständen – in Amphoren abgefüllt zu werden. Nahe Tarifa sind bis heute die Überreste solcher Fischfabriken zu besichtigen (Abb. 4).

Quadratische Fermentierungsbecken unterscheiden sich deutlich von runden Rührbecken. Die Qualität der Fischsauce war sehr unterschiedlich, doch war Spanien für seine hochqualitativen Fischsauce in der Antiken Welt sehr bekannt. So wissen wir von spanischen Exporten in eine »Umfüllstation« in Masada/Judea an der westlichen Küste des Toten Meeres, die laut Aufschriften auf Amphoren für den Hof König Herodes bestimmt waren (Berdowski 2006). Sie enthielten *garum* und *hallec* ausschließlich von winzigen Heringen (*Clupea harengus*) und Sardellen (*Engraulis encrasicolus*; Cotton, Lernau and Goren 1996). Laut *Plinius dem Älteren* wurde der Preis einer solchen Qualität nur von Parfum übertroffen (Plin HN 31.94, zit. nach Berdowski 2006). Im krassen Gegensatz dazu fand sich in Salzburg eine Amphore, die offensichtlich aus Norditalien importiert worden war (Martin-Kilcher 1994). Die tierischen Rückstände, die sich in der Amphore befanden, sprechen für ein Billigprodukt: Es wurden neben Fischen unterschiedlichster Art Froschknochen, Seegurkenrückstände und Mäuseknochen bestimmt (Lepiksaar 1986).

Der Ferntransport der Fischsaucen wie auch der eingelegten Fische erfolgte über den See- bzw. Wasserweg. Über die Größe der Handelsschiffe und die Technik ihrer Beladung mit Amphoren sind wir gut informiert. Dies, weil ein Teil der Flotte im Laufe der Jahrhunderte vor Südfrankreich und Korsika gesunken ist (Martin-Kilcher 1994). Die großen Quantitäten, die über die Rhone in die nördlichen Provinzen gelangten, versiegten aber im Verlauf des 3. Jahrhunderts (Martin-Kilcher 1994). Gleichzeitig ist ein Niedergang der großen Fischfabriken an der Südküste Spaniens zu konstatieren (Morales and Rosello 2008).

### 3.2 Die Situation im 3. Jahrhundert

Der Niedergang der »Fischindustrie« in Spanien ist nach den uns vorliegenden archäologischen Quellen kaum noch zu bezweifeln. Die Gründe dafür sind allerdings bis heute unklar. Ferner ist nicht bekannt, ob sich die Bevölkerung von dem Gebrauch von Fischprodukten abwandte oder aber zu Alternativprodukten wechselte. Fest steht, dass in dieser Zeit Rezepturen auftauchen, die eine Herstellung von Fischsaucen in klimatisch ungünstigen Regionen beschreibt. Gleichzeitig mehren sich an der Kanalküste Nachweise sehr kleiner Meeresfische wie Sprotte (*Sprattus sprattus*), Wittling (*Merlangius merlangus*) und Stint (*Osmerus eperlanus*). Van Neer u. Ervynck (1994) halten es in einer Untersuchung über die Fischreste von Tongeren/Belgien nicht für ausgeschlossen, dass wir es hier mit Hinweisen auf eine nordwesteuropäische Fischsaucenproduktion zu tun haben. Ähnlich interpretieren sie eine Ansammlung von kleinen Süßwasserfischen im Binnenland von Belgien. In unserem Raum zeigen die Reste der Grabung Kastelen 4 in der Römerstadt Augusta Raurica eine Häufung von Süßwasserfischen unter 10 cm Gesamtlänge. Die nachgewiesenen Egli, Bachforellen, Elritzen, Gründlinge, Lauben und Rotaugen dieser Größe könnten sich ebenfalls für die Herstellung von Fischsaucen eignen (Hüster Plogmann 2002). Aus einer frühmittelalterlichen Amphore in Ägypten gelang der Nachweis einer Fischsauce, die aus Süßwasserfischen hergestellt wurde (van Neer et al. 2007), und bis heute wird ein solches Produkt in dieser Region hergestellt.

Wichen die Konsumenten also im 3. Jahrhundert auf lokal hergestellte Fischsaucen aus? Für eine Antwort ist die Datenbasis bislang zu klein. Das Material aus zukünftigen Grabungen sollte Klarheit bringen.

### 3.3 Fische im Mittelalter

Nach allem, was sich aus historischen wie archäologische Quellen ableiten lässt, erfuhr das »Nahrungsmittel Fisch« im Verlauf des Mittelalters eine neue Blüte. Auch wenn sich weite Teile der Bevölkerung in der täglichen Ernährung weder Fleisch noch Fisch in größerem Umfang leisten konnten, nahm der Konsum offenbar kontinuierlich zu und damit waren Fische auch in dieser Zeit ein Wirtschaftsfaktor. In der Folge blieben Auseinandersetzungen zwischen Fischern und Gewerbetreibenden, welche die Gewässerqualität bzw. -nutzung und damit die Reproduktion der Fische gefährdeten, nicht aus. Der Gesetzgeber war, regional

unterschiedlich, dementsprechend schon im 13. Jahrhundert gefordert, Verordnungen zum Schutze der Gewässer zu erlassen. Ihnen folgten, nach der Überfischung einzelner Gewässer, Schutzmaßnahmen für die Fische, wie Fangverbote von Jungfischen und Laichtieren oder das Verbot vom Fischfang mit Giften. Über die Einhaltung dieser Regelungen wachten neu gegründete Fischermaien (polizeiliches Dinggericht der Fischer) und Zünfte sowie städtische Obrigkeiten und ländliche Adelsherrschaften [...] sicher mit wechselndem Erfolg. Dennoch mussten die Verordnungen zwangsläufig von den Fischern getragen werden: Waren (und sind) doch die Fischgründe endlich!

### 3.3.1 *Fischzucht*

Ein neuer Zweig der mittelalterlichen Fischereiwirtschaft entledigte sich dieser Probleme. Die Fischhaltung und –zucht entstand als Teil der Landwirtschaft der weltlichen und geistigen Oberschicht. Sie konnte durch den Einsatz bestimmter Fischarten und die Gestaltung der Teiche auf den Grad der Produktivität Einfluss nehmen (Abb. 5). Verschiedene Karpfenartige, aber auch Hechte ließen sich hier vermehren. Ein Import aus dem Osten entpuppte sich als besonders lukrativen Besatzfisch für die Teiche: Der Karpfen, eine sauerstofftolerante, wärmeliebende Art, die bei guter Fütterung hohe Zuwachsraten zeigt und der Teichwirtschaft neuen Aufschwung brachte. Trotz hoher Anfangsinvestitionen und einer erheblichen Zahl an Rechtsstreitigkeiten konnten die Betreiber solcher Teiche mit großen Gewinnen rechnen. Entsprechend soll das Mittelland zwischen dem Rhein und den Alpen im 15. Jahrhundert einem Leopardenfell geglichen haben. Die Teichwirte profitierten vom Preisverfall des Getreides und des Herings (siehe unten). Nach ihrer Blüte im 16./17. Jahrhundert nahm die Bedeutung der Teichwirtschaft ab. Die Gründe dafür sind vermutlich in den steigenden Bevölkerungszahlen und den gleichzeitig steigenden Getreidepreisen zu suchen.

Zu Beginn der Industrialisierung waren es wiederum staatliche Eingriffe, die das Ziel hatten, ausgefischte Gewässer mit wertvollen Speisefischen wieder zu beleben. Dieses Mal beschränkte man sich jedoch nicht darauf, Schonzeiten einzurichten. Auf Initiative Napoleons III. ist 1852 in Hüningen im Elsass (F) der Bau der ersten europäischen »künstliche Fischzuchtanstalt« realisiert worden. In der vom französischen Staat finanzierten Institution wurde erstmalig in großen Quantitäten abgestreifter Rogen und Milch von Bachforellen, Meerforellen, Seeforellen, Atlantiklachsen und Seesaiblingen vermischt und damit künstlich befruchtet, die schlupffreien Eier anschließend in Gewässern in Frankreich und ganz Europa verteilt. Ein methodischer Durchbruch, der auch fischereiwirtschaftlich von erheblicher Bedeutung war.

### 3.3.2 *Importe*

Auch im Mittelalter wurden Fische in unsere Regionen importiert. Allerdings nicht aus dem Süden, sondern aus dem Norden aus exportiert. Es sind Salzheringe (*Clupea harengus*), die im Verlaufe der Jahrhunderte einem Handels-

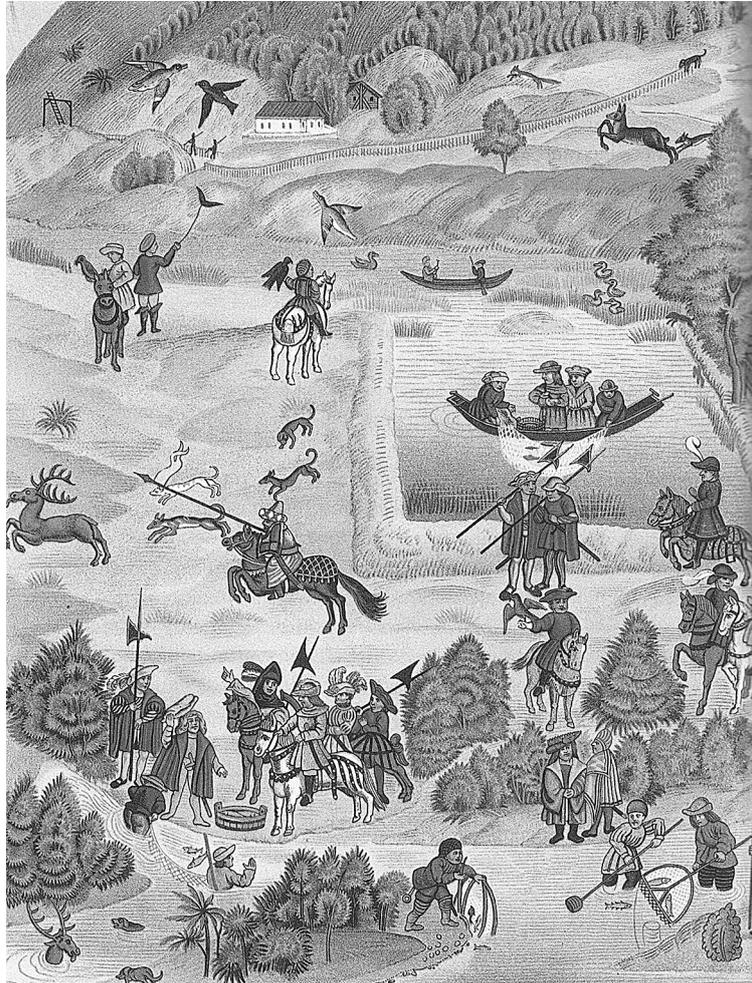


Abb. 5: *Fischweiher aus Kaiser Maximilians I*  
Fischereibuch von 1504

volumen wie dem von Tuch oder Wachs entsprachen (Jahnke 2000). Die Produktion von Salzheringen ist seit dem 10. Jahrhundert in Dänemark nachzuweisen (Boedker-Enghoff 1996). Importe sind auf dem Gebiet der heutigen Schweiz im 11. Jahrhundert in Baselland (Burg Altenberg, Marti-Grädl im Druck), im 12. Jahrhundert in Baselstadt (Schnabelgasse, Häberle unpubl.) und Winterthur (Obere Kirchgasse, Hüster Plogmann et al. 2002) und schließlich im 13. Jahrhundert wiederum in Baselstadt (Bäumleingasse, Brombacher et al. 1999) nachgewiesen. Zumindest in einer ersten Phase stellten Salzheringe im Binnenland eine luxuriöse Speise dar. Das ist schon daran erkennbar, dass sich die Heringsreste immer aus herrschaftlichen Haushalten nachweisen ließen. Im Verlauf des



Abb. 6: Fischmarktszene in Konstanz/D während des Konzils 1414–1418  
Heringe sind daran erkennbar, dass der Kiemenbereich fehlt.  
Er wurde vor dem Einsalzen entfernt

14. Jahrhunderts führen dann politische Querelen auf dem dänischen Staatsgebiet sowie starke Rückgänge bzw. Schwankungen des Heringsbestandes dazu, dass der Heringshandel sich umstrukturiert (Jahnke 2000). Die Nordseefischerei der Niederlande und Flandern erstarkt und innovative neue Arbeitsabläufe in der Konservierung revolutionieren den Markt: Heringe werden nun bereits an Bord gekühlt – d.h. mit Hilfe eines speziellen Messers werden die Kiemen entfernt und die Arterie eröffnet – und in Fässern eingesalzen. Auf diese Weise kann das konservierende Salz schneller in die Muskulatur gelangen, der Ausfall von verdorbenem Fischfleisch ist in der Folge deutlich geringer. Zusammen genommen führen diese Entwicklungen zu größeren Exporten und durchorganisierten Handelszentren in Frankfurt, Köln und später auch in Nürnberg, Basel oder Metz. In der Folge verfällt der Preis und die »gute Gesellschaft« ist den Salzhering leid. Die Preise für (einheimischen) Frischfisch steigen (vgl. oben).

Ab dem 15. Jahrhundert finden sich Heringe auch in den Gebieten, die nicht direkt an den Handelsrouten liegen. In einem Fundmaterial aus dem 16. Jahrhundert in Unterseen (Kanton Bern) (Nussbaumer u. Rehazek 2007) machten die Heringsreste gar 5 % der gesamten geborgenen Fischknochen aus.

Wie bekannt die Importfische aus dem Norden sind, zeigen auch Abbildungen des Konstanzer Konzils (1414–1418; Abb. 6). Deutlich sind im Hintergrund hängende Fisch zu erkennen, die dreieckige Aussparungen im Bereich der Kiemen erkennen lassen. Diese »Kehlungen« weisen sie als Salzheringe aus.

#### 4 Die Rolle der Fische in Kultur und Ernährung

Betrachtet man die Artenzusammensetzung der Fische aus Siedlungen der letzten Jahrtausende vor Christus, so drängt sich die Vermutung auf, die Bewohner hätten sich bei der Auswahl der verzehrten Fische weitgehend an die natürlich vorhandene Fauna gehalten. Eine Einschätzung, die nicht überrascht. Überraschend ist im besten Fall das Fehlen einzelner Arten, wie z.B. dem Aal (*Anguilla anguilla*). Bislang wurde für den fraglichen Zeitraum auf dem Gebiet der heutigen Schweiz kein einziger Fisch dieser Art nachgewiesen. Ob sich hier allerdings eine Forschungslücke auftut oder eine Antipathie gegen den zählebigen, schlängelnden Fisch gefasst wird, kann noch nicht beantwortet werden. Sicher ist, dass sich mit dem Auftreten der Römer im 1. Jahrhundert v. Chr. vieles veränderte, auch die Einstellung gegenüber dem Nahrungsmittel Fisch und damit seine Rolle in Ernährung und Kultur.

##### 4.1 Römische Speisefische aus kulinarischer Sicht

Es steht nach den schriftlichen Quellen außer Frage, dass die römischen Bürger seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. den Verzehr von Meeresfischen schätzten (Thüry 2006). Mehr als das, in der Satire des Petronius wird auf einem Festmahl ein junger Mann zitiert, der bei einem Biss in einen Süßwasserfisch ausruft: Ich will verdammt sein, wenn ich nicht zuerst meinte, dies sei ein Fisch! Varus und Columella tadeln dieses Verhalten als das eines »arroganten Schnösels«, dennoch bleibt ein Kern des Vorbehaltes in der Gesellschaft haften. Auch die Einfuhr von *salsamentum* in die nördlichen Provinzen muss im Zusammenhang mit solchen gesellschaftlichen Gepflogenheiten gesehen werden. Und schließlich machte es das komplexe Netz der Fernhandelsstrassen durch das große Reich in Verbindung mit der Salzkonservierung möglich, die Delikatessen auch weit entfernt vom Mittelmeer zu genießen.

Während die Mittelmeermakrelen konserviert zu den Konsumenten gelangten, wurde der größte Teil der verzehrten Fischgerichte in unserem Raum vom 1. bis zum ausgehenden 3. Jahrhundert aus frischen Fischen zubereitet. Das ist in Anbetracht der Modeströmungen im Mutterland zumindest für die Angehörigen der Hautevolee eigentlich ein Sakrileg, handelt es sich dabei doch um die so verpönten Süßwasserfische! Und doch wurden sie in reichen Haushalten in Augst oder Offiziersunterkünften in Windisch-Vindonissa (Kanton Aargau), sehr viel später auch in Biesheim (Frankreich) verzehrt. Bei genauerer Betrachtung der Artenzusammensetzung wird dann aber schnell deutlich, dass man sich »in seiner Not« im Genuss von Süßwasserfischen zumindest an gesellschaftliche Minimalanforderungen hielt.

Beginnen wir mit dem Aal. Wie aus dem Nichts tauchen seine Knochen mit Beginn der Römerzeit plötzlich regelmäßig im Speiseabfall begüterter und weniger begüterter Haushalte auf. Im Mutterland wird der Flussaal abschätzig als »Muräne des kleinen Mannes« betrachtet (Thüry 2006). Aber immerhin ist er dem Feinschmeckerliebling Muräne, derer man nicht habhaft werden konnte, schon äußerlich ähnlich. Schließlich gehören beide Arten der gleichen Unterordnung (*Anguilliformes*) an. In Ermangelung einer besseren Alternative ist also nicht auszuschließen, dass der Flussaal in den nördlichen Provinzen auch in der »guten Gesellschaft« zum Muränenersatz avancierte.

Ein so offensichtlicher Ersatz für andere Meeresfische war allerdings schwer zu finden, doch scheinen grundsätzliche Überlegungen zur Gewässerqualität – und damit zur Fischqualität – der antiken Schriftsteller des 1. bis 3. Jahrhunderts schon früh im Denken der Bürger nördlicher Provinzen verankert gewesen zu sein (Thüry 2006). Dazu gehört eine wachsende Abneigung gegenüber stehenden, aus welchen Gründen auch immer nährstoffreichen Gewässern. Wie anders ist es zu erklären, dass eine zur Römerzeit vielfältige Gewässerlandschaft vergleichsweise einseitig genutzt wurde? Die Artenverteilung und vor allem die prozentualen Anteile der in römischer Zeit genutzten Fische weisen vorrangig auf eine Fischerei in sauerstoffreichen, oligotrophen – also nährstoffarmen – Gewässern. Im Einzelnen sind besonders Fische aus der Familie der Lachsartigen (*Salmonidae*) gefangen worden. Hier ist besonders die Bachforelle (*Salmo trutta f. fario*) zu nennen, aber auch Reste von Lachsen (*Salmo salar*), Seeforellen (*Salmo trutta f. lacustris*), Äschen (*Thymallus thymallus*) und Felchen (*Coregonus spp.*) sind regelmäßig im archäologischen Material zu finden. Fast schon selbstverständlich ist das häufige Auftreten des Egli oder Flussbarsches (*Perca fluviatilis*), hin und wieder zeigen sich Reste von Trübschen (*Lota lota*) und Gründlingen (*Gobio gobio*). Im Einzugsgebiet des Rheines ist mehrfach ein Wanderfisch aus der Familie der Heringsartigen (*Clupeidae*), der Maifisch (*Alosa alosa*), nachgewiesen worden. Auch Tiere aus der Familie der Karpfenartigen wurden verspeist, doch auch hier konzentrieren sich die Arten auf Fische, die in nährstoffarmen Fließgewässern leben, wie etwa die Barbe (*Barbus barbus*) oder der Alet/Döbel (*Leuciscus cephalus*). Jeder Angler, Fischer oder auch nur Fischliebhaber wird mit dieser Artenzusammenstellung Gewässer assoziieren, die mehrheitlich kristallklar und kühl sind. Ziehen wir das Loblied auf die Mosel eines Schriftstellers des 4. Jahrhunderts – Ausonius – zu Rate, so spricht er aus, was wir aufgrund des Fischkonsums in den nördlichen Provinzen des 1. bis 3. Jahrhunderts erahnen können: Eine klare Differenzierung von abgelehnten und akzeptierten Gewässerqualitäten. In Vers 45 f. und 55 f. heißt es:

»Nicht mit schlammmentwachsenem Röhricht säumst du dein Ufer,  
willst die Gestade auch nicht mit eklem Morast überschütten:  
trocken eilen die Sohlen hinab bis zum Rand des Gewässers [...].  
Durch deinen glatten Spiegel, mein Fluss, dringt der Blick in die Tiefe,  
nichts Geheimes behälst du: und wie bei offener Fernsicht  
voll sich dem hellen Auge eröffnen erfrischende Weiten,

*friedliche Lüfte die Blicke ins Unbegrenzte nicht sperren,  
so ins Innerste sehen wir, erkennen tief unten Versenktes  
und das letzte Geheimnis der Tiefe wird uns eröffnet,  
wenn deine Strömung ruhig vorbeizieht, die gleitenden Wasser  
Bilder uns zeigen, hingestreute im tiefblauen Lichte:  
Drunten kräuselt den Sand eine leichte Strömung zu Furchen;  
Wiegend, sich biegend zittern am grünen Grunde die Gräser,  
immerfort schwanken, bewegt vom heimischen Quellstrom, die Halme  
fügen den Wellen sich; dann wieder blitzt und verschwindet ein Steinchen,  
und zwischen tiefgrünen Moospolstern lassen sich Kiesel erkennen.»*

Nahezu alle nachgewiesenen Fische werden bei Ausonius mit positiven Attributen bedacht. Allen voran der Flussbarsch, der sich mit der »rötlichen Barbe des Meeres« messen kann, Forellen und Salm mit hellrot schimmerndem Fleisch, weiter die »schmackhafte« Barbe und die von der Natur verwöhnten Trüsche oder die flinke Äsche.

Insgesamt vermitteln die römerzeitlichen Speisereste nördlich der Alpen also den Eindruck, als hätten ihre Konsumenten zwar den Geschmack der Bürger im Mutterland mit in die Provinzen gebracht, ihn aber nach den geltenden Regeln ein wenig modifiziert.

Eines muss bei der Betrachtung der römerzeitlichen Fischreste bedacht werden: Bei dem größten Teil der untersuchten Speisereste handelt es sich um Abfälle aus den Küchen oder Latrinen *begüterter* Haushalte, die unter besonders guten Erhaltungsbedingungen im Boden lagerten. Wenige Reste stammen aus öffentlichen Straßen und Plätzen oder dem Arbeitsbereich römischer Villen (der sogenannten *pars rustica*). Noch weniger Funde haben wir aus den Handwerkerquartieren der Städte und Dörfer. Diese Fundlücke widerspiegelt keine Missachtung, sondern die Tatsache, dass die Erhaltungsbedingungen für empfindliche Kleinreste hier deutlich geringer sind. Ein Trend, der auf das Anschaulichste mit den Ausführungen von Ausonius übereinstimmt, zeichnet sich dennoch ab. Wir finden hier hin und wieder Reste aus der Familie der Karpfenartigen (*Cyprinidae*), die in stehenden Gewässern heimisch sind, wie z.B. das Rotauge (*Rutilus rutilus*), die Rotfeder (*Scardinius erythrophthalmus*) oder die Laube (*Alburnus alburnus*). Vor allem sind in diesen Arealen aber Knochen vom Hecht (*Esox lucius*) zu finden. Das Urteil von Ausonius über den Hecht als Nahrungsmittel ist vernichtend (Vers 120):

*»Stille Gewässer bewohnend und quakenden Fröschen zum Schrecken,  
waltet auch, lachhaft benannt mit lateinischem Namen, der Hecht hier,  
Lucius, als Herr über Tümpel, die Schlamm und Riedgras verdunkeln.  
Ihn wird niemand erwählen fürs Mahl an erlesener Tafel;  
Nur in verräucherter, miefender Kneipe mag man ihn kochen.»*

[...] und richtig, in den Abfällen der »guten Gesellschaft« ist der Hecht archäologisch nicht nachzuweisen.

#### 4.2 Die »kleinen« Fische des Mittelalters

Nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches sucht man vergebens nach kulturellen Einflüssen auf den Fischkonsum. Es ist die Zeit der drastischen Rückgänge von schriftlichen wie auch archäologischen Quellen. Zwar gibt es historische Hinweise darauf, dass Fischhaltung zu einer vollumfänglichen Landwirtschaft gehöre (795 *Capitulare de villis* Karl der Große; zit. n. Häberle und Marti-Grüdel 2006), doch archäoichthyologische Hinweise darauf fehlen bislang. Dank einer allgemeinen Ausweitung des Bildungswesens, der Gründung von Universitäten, Klöstern und Städten ist dann ab dem 11. Jahrhundert eine enorme Zunahme von Schriftquellen zu verzeichnen. Dazu gehören Fischbücher mit medizinischer und auch zoologisch-naturwissenschaftlicher Ausrichtung, wie z.B. die von Hildegard von Bingen (1098-1179), Albert Magnus (1200–1280) und später Conrad Gessner (1516-1565), aber auch Preislisten für den Verkauf von Fischen auf den städtischen Märkten. Aus den Klöstern schließlich liegen nun Ordenskonstitutionen, Einkaufslisten und Urbarien vor. Mit den Schriftquellen steigt parallel die Zahl archäologischer Fundstätten, die Aussagen zum Fischkonsum machen können. Besonders gute Erhaltungsbedingungen lassen die Latrinen in den Städten zu herausragenden Informationsquellen werden. Es ist trotzdem nicht unproblematisch, aus unserem heutigen Wissen Rückschlüsse auf die Bedürfnisse einer doch vielschichtigen Gesellschaft im Mittelalter zu ziehen, denn immer noch ist die Datenlage lückenhaft.

Wenn es aber einen Trend gibt, den wir aus archäoichthyologischer Sicht von der Römerzeit bis ins Mittelalter verfolgen können, dann ist es die bewusste Hinwendung zum Verzehr kleiner und kleinster Fische. Sud aus gekochten kleinen Fischen galt dann auch nach einer Spitalspeiseordnung des 15. Jahrhunderts als stärkend für schwache und kranke Patienten. Darüber hinaus wurden kleine Fische offenbar gebraten, gesotten und gebacken gerne verspeist. Entsprechende Reste finden sich in Latrinen des 6.–13. Jahrhunderts, aber prinzipiell auch in mittelalterlichen Abfallschichten und -gräben. Das Ausmaß, in dem Kleinfische verzehrt wurden, muss groß gewesen sein, stammen doch meistens mehr als 50 % der Fischreste von Bachforellen (*Salmo trutta f. fario*), Egli bzw. Flussbarsch (*Perca fluviatilis*), verschiedenen Karpfenartigen (*Cyprinidae*) und Groppen (*Cottus gobio*), die keine 10cm lang waren. Bei einem Großteil von ihnen handelt es sich sogar um wenige Wochen alte, noch nicht artbestimmbare Jungtiere. Stellvertretend sei hierzu auf die Fischreste aus den Latrinen in der Bäumleingasse und dem Wildensteinerhof in Basel verwiesen (Abb. 7).

Besonders die regelmäßig und häufig auftretenden *Groppen* verdienen unsere Aufmerksamkeit. Die kleinen, heute in der Nordwestschweiz nahezu ausgestorbenen Bewohner der Forellenregion treten erst mit dem Beginn des Mittelalters als Speisefische in Erscheinung. Der Verzehr von Groppen (Abb. 8) erscheint uns heute befremdlich, lässt seine äußere Erscheinung doch wenig Muskelfleisch und viele Kopfknochen erwarten. Diese sind z.T. sogar noch dornenreich (Abb. 8). Dennoch lassen die Funde aus den Latrinen keinen Zweifel daran, dass die Tiere in großen Quantitäten konsumiert wurden. Offenbar waren Groppen und andere

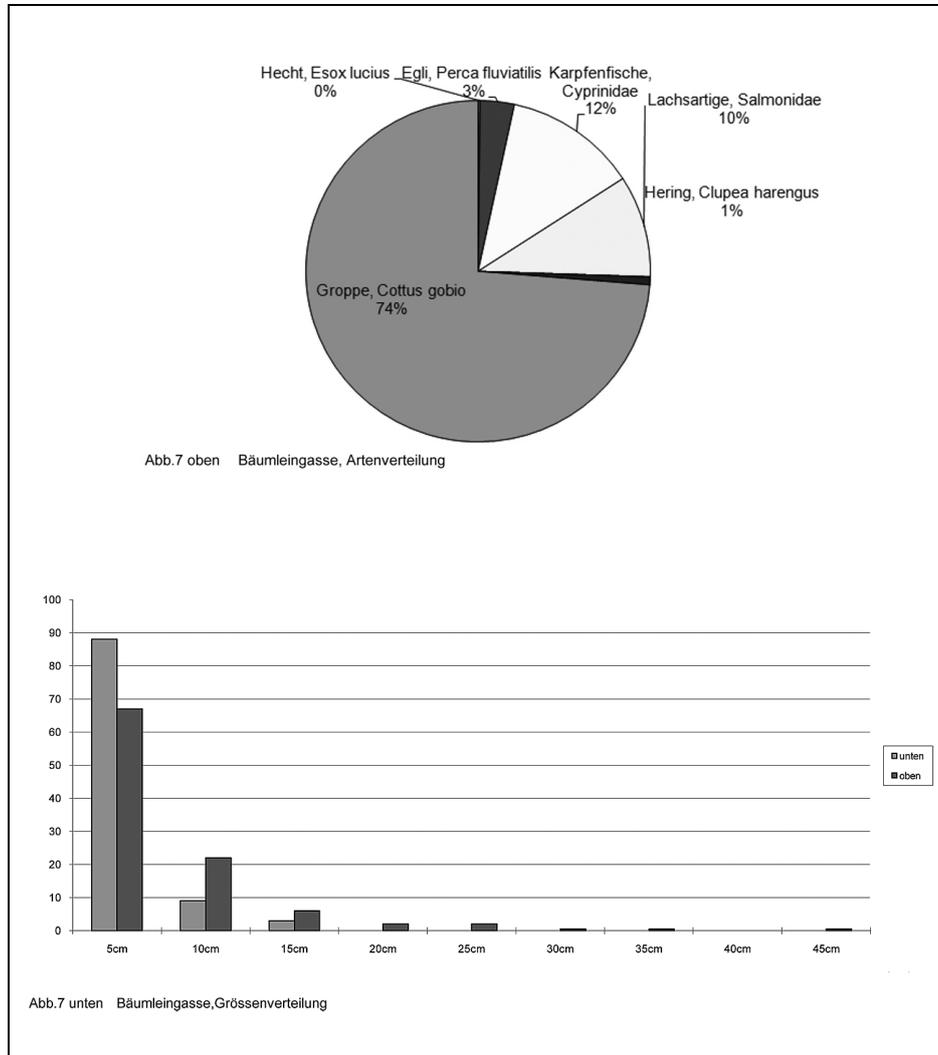


Abb. 7: Arten- und Größenverteilung von Fischen in typischen mittelalterlichen Latrinen

Kleinfische zwar Massenwaren, sie sind aber im Speiseabfall herrschaftlicher Häuser zu finden. Möglicherweise kann der Verzehr der Fische mit einem Frühlingsritual in Zusammenhang gebracht werden. Mittlerweile gibt es nämlich in Nordeuropa ähnliche Hinweise auf den Verzehr einer großen Zahl sehr kleiner Fische. Hier handelt es sich um den Stint (*Osmerus eperlanus*), der nur an wenigen Tagen im April zum Laichen in die Flüsse aufsteigt. Bei einem konkreten Fall in der Nähe von Viborg in Dänemark handelt es sich um eine mutmaßliche Latrine des Königs Knuds des Großen (995–1035; Boedker-Enghoff 2007).

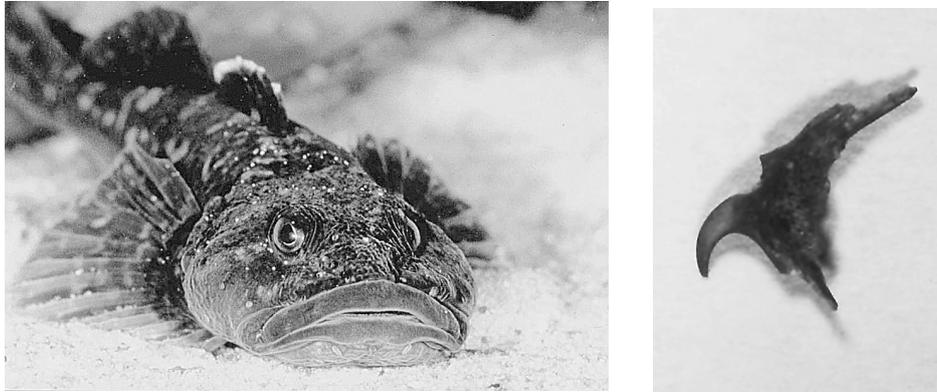


Abb. 8: *Groppe (Cottus gobio) links und das zuvorst liegende Skelettelement aus dem Kiemendeckel – das Präopercular –, welches durch einen starken Dorn gekennzeichnet ist*  
Fundort Winterthur/ZH, Obere Kirchgasse4/6

Die große Bedeutung der Kleinfische in der Ernährung erschließt sich uns auch aus anderen Quellen. So wird bei der Handhabung verschiedener Fanggeräte im Mittelalter häufiger speziell auf das Erbeuten von Groppen verwiesen, sodann soll die Groppenfastnacht in Ermatingen, die ganz besonders den »König Grop« verehrt, auf das 15. Jahrhundert zurückgehen. Schließlich können die Verbote, die schon im 13. und 14. Jahrhundert zum Schutz des Fischbestandes erlassen wurden (*Simon-Muscheid* 2006), ursächlich mit der Beliebtheit gesottener oder gebratener Kleinfische in Verbindung gebracht werden.

Insgesamt wird auch für das Mittelalter deutlich, dass der Fischkonsum gesellschaftlichen Regeln unterlag. Diese wurden vor allem von der Kirche vorgegeben, wenn während des Fastens Fisch konsumiert wurde. Allerdings muss darauf hingewiesen werden, dass ein solch luxuriöses Fasten nur dem Adel und dem Klerus vorbehalten war. Für den größten Teil der Bevölkerung war Fasten gleichbedeutend mit der Reduktion von Esswaren wie Getreidebrei und Gemüse, von Fleisch oder Fisch war eher selten die Rede.

#### Schlussbetrachtung

Bringen wir die Ergebnisse der letzten 20 Jahre Forschungstätigkeit auf einen Nenner, so bleibt zu konstatieren: Fische spielten sehr wohl eine Rolle in der Wirtschaft wie auch in der Kultur unserer Vorfahren.

Betrachten wir die Römerzeit insgesamt in Bezug auf den anhand der Knochenreste nachweisbaren Fischkonsum, so sind in den nördlichen Provinzen von Beginn an regelmäßige Importe von Fischkonserven aus dem Mittelmeerraum festzustellen. Sie stammen vor allen Dingen von der Südküste Spaniens, vereinzelt sind auch Importe aus Südfrankreich, Norditalien und in einem Fall (Augusta

Raurica) sogar aus dem Donaugebiet (Nachweis eines Huchens (*Hucho hocho*), der vermutlich aus dem Raum Budapest stammt). Damit darf ein erhebliches Handelsvolumen mit Fischprodukten für die Römerzeit angenommen werden.

Bei dem größten Teil der verzehrten Fische handelt es sich jedoch um Süßwasserarten. In wohlhabenden Haushalten wurden diese Fische vermutlich nicht wahllos zusammengestellt, sondern folgten schon frühzeitig der Empfehlung antiker Schriftsteller, Fische aus stehenden Gewässern zu meiden. Dies geschah zu einer Zeit, in der im Mutterland Süßwasserfische in Bausch und Bogen als unakzeptabel für eine edle Tafel eingestuft wurden. Doch auch im Norden gab es einen ähnlichen »Snobismus«. Hier waren es Fische aus trüben, nährstoffreichen Gewässern, allen voran der Hecht, den die Wohlhabenden offenbar um keinen Preis im Menu duldeten. Es gab also auch in den nördlichen Provinzen des Römischen Reiches Modeströmungen im Essverhalten, denen gut betuchte Bürger folgten. Abfallberge brachten es an den Tag: Soziale Unterschiede zeigten sich auch vor 2000 Jahren nicht zuletzt in der Küche.

Im Verlauf des Mittelalters dürfte der Fischkonsum gewachsen sein, was nicht zuletzt den Fastenregeln der Kirche zuzuschreiben ist. Allerdings gilt dies mit der Einschränkung, dass das Gros der Bevölkerung seinen Eiweißbedarf nur selten mit Fisch oder auch Fleisch decken konnte. Kleinfische der unterschiedlichsten Art haben nicht nur – wie das die historischen Quellen suggerieren – dem »kleinen Mann« Abwechslung auf den Speiseteller gebracht, weil er diese Fische vom Ufer aus erbeuten durfte. Sie finden sich in unglaublich großer Zahl auch in den Speiseabfällen wohl situerter Haushalte. Es liegt nahe, darin einen Zusammenhang mit der mittelalterlichen Ernährungslehre zu sehen, werden Kleinfische doch mehrfach in den schriftlichen Quellen als gesunde Speise angegeben.

Der Import von Heringen und die Teichwirtschaft erleben im Zuge eines erhöhten Fischkonsums im Verlauf des Mittelalters einen deutlichen Aufschwung. Besonders Heringe dürfen als Synonym für eine prosperierende Marktwirtschaft stehen. In Verbindung mit der Hanse erlebt ihre Vermarktung einen erheblichen Aufschwung. Die zunehmende Häufigkeit aller karpfenartigen Fische und Hechte mögen als Reaktion auf eine Übersättigung des Marktes mit den im Laufe der Zeit preiswerten Salzheringen in Verbindung gebracht werden. Eindeutige Hinweise auf eine intensiv betriebene Fischzucht, die gezielt bestimmte Altersklassen und Größen auf den Markt bringt, gibt es bislang jedoch erst aus dem 17. Jahrhundert. In einem reichen Haushalt in Basel fanden sich Reste von durchwegs 30 bis 40 cm großen Zuchtkarpfen. Schriftliche Quellen berichtet schon einige hundert Jahre früher über eine erfolgreiche Karpfenzucht, doch ob hier Wunsch oder Wahrheit die Feder führte, müssen zukünftige Grabungsergebnisse zeigen.

Staatliche Interventionen in der Fischereiwirtschaft erscheinen uns heute als neuzeitlicher Trend und sicherlich sind die Gewässerkorrekturen, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Ausgang nahmen, ein guter Grund für diese Annahme. Dennoch sind erste Eingriffe des Staates weit früher, nämlich schon im Ausgang des 13. Jahrhunderts anzusiedeln. Aus Furcht vor Überfischung führt Karl IV. der Schöne in Frankreich ein saisonales Verbot zu Fischen ein. In Basel war es zur gleichen Zeit »streng empfohlen«, keine »Heuerlinge« zu fangen.

Über die Zubereitung von Fischen geben die erhaltenen Knochen kaum Auskunft. Es wird jedoch deutlich, dass besonders kleine Exemplare mit den Knochen verspeist wurden. Bei Fischen unter 20 cm Gesamtlänge galt das offenbar nicht nur für Wirbelsäule, Rippen und Gräten, sondern auch für die Kopfknochen. Bei Resten von Tieren über 30 cm Länge finden sich seltener Elemente aus dem Kopfbereich in den Latrinen. Von Fischen solcher Größe wird nur der Rumpf als Ganzes verzehrt worden sein. So befremdlich uns diese Esssitte heute auch erscheint, so geläufig war es den Menschen noch bis in die frühe Neuzeit, Knochensplitter von Fischen, Vögeln und auch Säugetieren mitzuverspeisen. Hohe Nährstoffanteile in den eher schwammigen Knochen um die Gelenke lassen solche Gewohnheiten in einem durchaus vernünftigen Licht erscheinen.

## Literatur

- Berdowski, P. (2006): Garum of Herod the Great (a Latin-Greek Inscription of the Amphora from Masada. – University of Rzeszow/Pl 2006.*
- Braudel, F. (1990): Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts / Der Handel. – München 1990.*
- Brombacher, Ch.; Helmig, G.; Hüster Plogmann, H.; Klee, M.; Rentzel, Ph.; Rodel, S. u. Veszeli, M. (1999): [...] und was davon übrig bleibt – Untersuchungen an einem mittelalterlichen Latrinenschacht an der Bäumleingasse 14. – In: Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt. Jahresbericht 1998. S. 93–132.*
- Boedker-Enghoff, I. (1996): A medieval herring industry in Denmark and the importance of herring in Denmark. – In: Morales, Arturo [ed.]: Ichthyoarchaeology: Fish and the archaeological record. Proceeding of the 8<sup>th</sup> meeting of the ICAZ Fish Remains Working Group. Archaeofauna 5, pp. 43–47.*
- Boedker-Enghoff, I. (2007): Viking Age fishing in Denmark, with particular focus on the freshwater site Viborg methods of excavation, and smelt fishing. – In: Hüster Plogmann, Heide [ed.]: The Role of fish in ancient time. Proceedings of the 13<sup>th</sup> meeting of the ICAZ Fish Remains Working Group. Internationale Archäologie, Arbeitsgemeinschaft, Symposium, Tagung, Kongress 8, pp. 69–76.*
- Cotton, H.; Lernau O. and Goren, Y. (1996): Fish sauces from Herodian Masada. – In: Journal of Roman Archaeology 9, pp. 223–238.*
- Ervynck, A.; van Neer, W.; Hüster Plogmann, Heide u. Schibler, J. (2003): Beyond affluence: the zooarchaeology of luxury. – In: Veen, Marijke van der [ed.]: Luxury foods. World Archaeology 34, pp. 428–441.*
- Hüberle, Simone u. Marti-Grädel, Elisabeth: Die Teichwirtschaft vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit. – In: Hüster Plogmann, Heide [Hrsg.]: Fisch und Fischer aus zwei Jahrtausenden. Eine fischereiwirtschaftliche Zeitreise durch die Nordwestschweiz. Augst 2006 (Forschungen in Augst, 39), S. 149–159.*
- Hüster Plogmann, Heide (2002): Die Fischreste aus den befestigungszeitlichen Schichten. – In: Schwarz, P.-A. [Hrsg.]: Kastelen 4: Die Nordmauer und die Überreste der Innenbebauung der spätrömischen Befestigung auf Kastelen. Augst 2002 (Forschungen in Augst, 24), S. 325–342.*
- Hüster Plogmann, Heide; Stopp, B. u. Windler, R. (2002): Lamm, Gitzi und Fisch: gehobene Esskultur im 12. Jahrhundert. – In: Winterthur Jahrbuch 2003 (2002), S. 160–165.*
- Jahnke, C. (2000): Das Silber des Meeres. Fang und Vertrieb von Ostseehering zwischen Norwegen und Italien (12.–16. Jahrhundert).*
- Lepiksaar, J. (1986): Tierreste in einer römischen Amphore aus Salzburg. – In: Bayerische Vorgeschichtsblätter 51, S. 163–185.*
- Martin-Kilcher, S. (1994): Die Römischen Amphoren aus Augst und Kaiseraugst. – Augst 1994 (Forschungen in Augst, 7).*
- Morales, A. and Rosello, E. (2008): Twenty thousand years of fishing in the Strait. Archaeological fish and shellfish assemblages from southern Iberia. – In: Torben C. Rick and Erlandson, Jon M. [eds.]: Human impacts on ancient marine ecosystems.*
- Neer, W. van and Ervynck, A. (1994): New data on fish remains from Belgian archaeological sites. – In: Neer, W. van [ed.]: Fish exploitation in the past. Proceedings of the 7<sup>th</sup> meeting of the ICAZ Fish Remains Working Group. Zoologische wetenschappen 274, pp. 217–229.*
- Neer, W. van; Wouters, W.; Rutschowskaya, M.; Delattre, A.; Dixneuf, D.; Desender, K. u. Poblome, J. (2007): Salted fish products from the Coptic monastery at Bawit, Egypt:*

evidence from the bones and texts. – In: *Hüster Plogmann, Heide [ed.]*: The role of fish in ancient time. Proceedings of the 13<sup>th</sup> meeting of the ICAZ Fish Remains Working Group. Internationale Archäologie, Arbeitsgemeinschaft, Symposium, Tagung, Kongress 8, pp. 147–159.

*Simon-Muscheid, K. (2006)*: Der Umgang mit Wasser im hohen und späten Mittelalter: Theoretische Kenntnisse und praktische Maßnahmen zum Gewässerschutz. – In: *Hüster Plogmann, Heide [Hrsg.]*: Fisch und Fischer aus zwei Jahrtausenden. Eine fischereiwirtschaftliche Zeitreise durch die Nordwestschweiz. *Forschungen in Augst* 39, S. 21–32.

*Thüry, G.E. (2006)*: Die Süßwasserfauna im Urteil der Römer. Teil 2: kulinarische Aspekte. – In: *Hüster Plogmann, Heide [Hrsg.]*: Fisch und Fischer aus zwei Jahrtausenden. Eine fischereiwirtschaftliche Zeitreise durch die Nordwestschweiz. *Augst* 2006 (*Forschungen in Augst*, 39), S. 179–186.

Thomas Meier

## Das Kloster im See

### Überlegungen zu einem mittelalterlichen Lagetyp<sup>1</sup>

Mit 6 Abbildungen

Hermann Dannheimer zum 80. Geburtstag

*»Einer der Männer streckte die Hand aus, um Morgaine auf das Boot zu helfen. [...] Als letzte nahm Viviane ihren Platz am Bug ein, und die Barke glitt langsam und lautlos auf den See hinaus. Vor ihnen erhob sich die Insel und der Berg mit dem hohen Turm, der dem heiligen Michael geweiht war; über das schweigende Wasser drang das gedämpfte Angelusläuten der Kirchenglocken. [...] Während das Boot durch das mannshohe Schilf glitt, sah sie die Mauern der Kirche und des Klosters. [...]*

*Viviane achtete nicht weiter auf das Mädchen. Sie stand am Bug, atmete tief und sammelte sich für die magische Handlung, die sie nun vollziehen musste. [...] Aufrecht und starr stand sie, gefangen in der Spannung des Zaubers, hob die Arme hoch über den Kopf, streckte sie aus, die Handflächen dem Himmel zugewendet, dann stieß schnell den Atem aus, ließ die Hände sinken – und mit ihnen senkten sich die Nebel herab. Die Kirche verschwand, die Insel der Priester und selbst der Berg. Das Boot glitt durch dicken, undurchdringlichen Nebel, der sie wie dunkle Nacht umgab. [...]*

*Dann verschwand der Nebel wie ein Vorhang, den jemand zur Seite zieht. Vor ihnen im Sonnenlicht lag eine grüne Küste. Auch der Berg war wieder da. Auf der Spitze des Berges erhob sich im strahlenden Sonnenlicht ein Kreis aufrechter Steine. Dorthin führte der breite Prozessionsweg, der sich wie eine Spirale den hohen Berg hinaufwand. Am Fuß des Berges standen die Gebäude, in denen die Priesterinnen lebten. Auf einer Anhöhe sah das Mädchen den Heiligen Brunnen und etwas tiefer gelegen das silberne Glitzern des Spiegelteiches. Am Ufer erstreckten sich Haine mit Apfelbäumen, und dahinter wuchsen mächtige Eichen. In ihren Zweigen hingen goldene Misteln.*

*Morgaine [...] fragte: »Ist das alles Wirklichkeit, Herrin?« »Es ist wirklicher als jeder andere Ort, den Du je gesehen hast«, antwortete Viviane, »und bald wirst du es selbst wissen.« (Zimmer Bradley 1987, S. 177 f.)*

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 35. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Biel, 10.–14. September 2008) gehalten wurde. Vergleiche dazu auch den Tagungsbericht von H.-R. Egli in diesem Band!

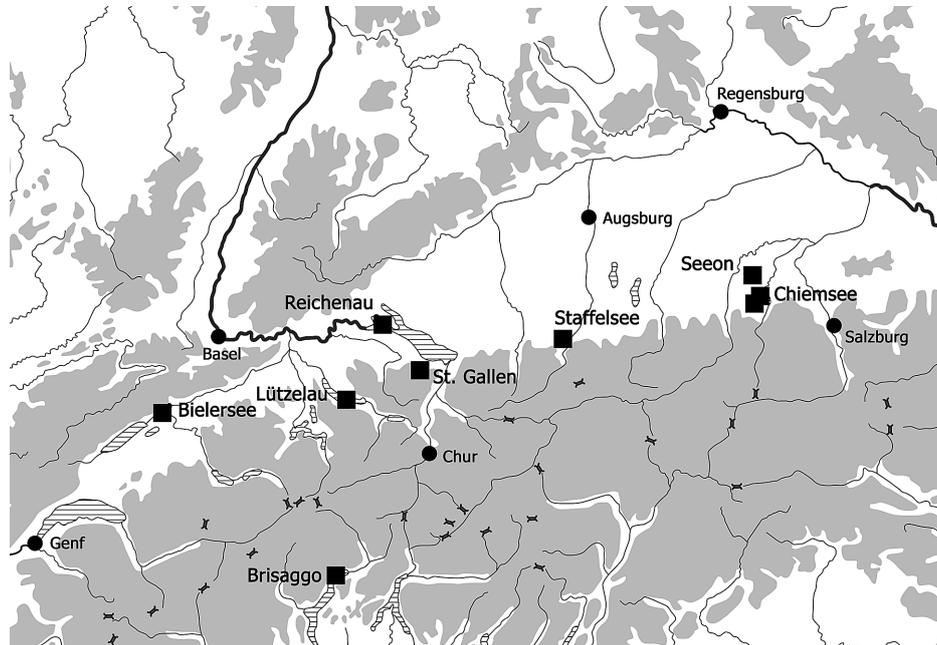


Abb. 1: Lage der im Text erwähnten Klöster (Quadrate) sowie weitere Orientierungsorte (Punkte)

Das Kloster im See – die wirkmächtigste Anlage, das Ideal dieses Lagetyps ist kein christliches Kloster, es ist nicht von physischer Realität, es ist im wahrsten Sinn des Wortes eine Utopie: Avalon, der Sitz der Herrin vom See.

Doch auch christliche und physisch existierende Klöster konnten auf solchen Inseln in Seen errichtet sein: Eines der ältesten gründete um 400/410 Bischof Honoratus von Arles auf Lérins vor Cannes (*Prinz* 1988, S. 47 ff.; *Kasper* 1982, bes. S. 300–319) – wenngleich es hier weniger um ein Kloster als um einen »Mönchsstaat« und vor allem um eine Insel in *der* See und nicht in *dem* See geht. Topographisch korrekter liegt da die Isola Grande, die größere der beiden Inseln im Lago Maggiore vor Brisaggio (Kanton Tessin): Hier entstand um 1131 ein Minoritenkloster St. Pankratius, das zunächst zu Disentis gehörte und 1574 aufgehoben und dem Spital von Locarno zugewiesen wurde (*Gutscher* 2000, S. 202).<sup>2</sup> Weitere, hochmittelalterliche Beispiele etwa aus Dänemark schließen sich an, so die beiden 1172 gegründeten Zisterzienserklöster in Øm, Mitteljütland (*Fine Licht u. Michelsen* 1992; *Gregersen u. Selch Jensen* 2003), sowie Holme u. Brahetrolleborg auf Fünen (*Venge* 1982).

<sup>2</sup> Ein Plan von 1597 zeigt einen Dreiapsidensaal mit leicht gestaffelten, hufeisenförmigen Apsiden und einem Atrium in voller Schiffsbreite, was auf ältere, karolingische Zeitstellung der Anlage hinweisen könnte (*Gutscher* 2000, S. 202).

Schon diese wenigen Beispiele zeigen: Das Kloster im See als Lagetypus kommt im europäischen Mittelalter durchaus in einiger Zahl vor, zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Regionen. Doch warum diese Lage? Was bewegte Mönche und zuweilen auch Nonnen im Mittelalter, ihre Klöster auf Inseln zu errichten? Welche Funktionen hatte der See, dass er als Standort so attraktiv erschien? Ich nähere mich dem Thema mit einer Fallstudie, in deren Mittelpunkt einige früh- und ältermittelalterliche Klöster am nördlichen Alpenrand stehen (Abb. 1).<sup>3</sup>

## 1 Früh- und hochmittelalterliche Klöster im See – Beispiele vom Nordrand der Alpen

### 1.1 Chiemsee, Lkr. Rosenheim

Herrenwörth (230 ha) wie Frauenwörth (15,5 ha), die beiden größeren Inseln im Chiemsee, tragen je ein Kloster, deren Wurzeln in das Frühmittelalter zurückreichen. Heute erscheinen beide Anlagen – wenn auch in unterschiedlichem Maße – durch ihre barocken Umbauphasen, Herrenwörth darüber hinaus durch die Säkularisation geprägt. Immerhin auf Frauenwörth haben sich auch nennenswerte Reste der mittelalterlichen Bausubstanz erhalten. Das Frauenwörther Kloster war 1961–64 und wieder 1986 Objekt archäologischer Untersuchungen (*Milojčić* 1966; *Dannheimer* 2005), das Kloster auf der Herreninsel wurde in den Jahren 1979–1989 großflächig ergraben (*Dannheimer* 1987, S. 218–233; 1991; Endbericht in Bearbeitung), so dass wir heute über die frühen Bauphasen beider Klöster gut informiert sind.

Auf Frauenwörth entstanden die ältesten klösterlichen Baustrukturen nicht vor der Mitte des 8. Jahrhunderts und bildeten wohl ein offenes Geviert aus einzeln stehenden Steingebäuden mit der Kirche im Süden. Der Westflügel wird als hochrangiger Gästetrakt angesprochen, der sich mit der heute noch erhaltenen Torhalle zu einem Repräsentationsbereich zusammenschließt; er bildet ein zentrales herrschaftliches Selbstzeugnis des letzten agilolfingischen Herzogs Tassilo III. (748–788). Im Lauf des 9. Jahrhunderts wurden die Einzelgebäude durch Zwischenbauten zu einem geschlossenen, annähernd quadratischen Hof vereint, in den ein Kreuzgang eingestellt wurde. Nach Zerstörung im 10. Jahrhundert blieben nur noch einzelne Bauteile in Nutzung, ab dem 11. Jahrhundert entstand ein vollständiger Klosterneubau im Süden der Kirche.

Demgegenüber setzten auf Herrenwörth die Klosterbauten bereits über ein Jahrhundert früher ein. Eine erste Vierseitenanlage aus großen, separat errichteten Holzbauten entstand bereits in der ersten Hälfte/Mitte des 7. Jahrhunderts und wurde noch im 7. oder frühen 8. Jahrhundert vollständig in Holz erneuert. Die

---

<sup>3</sup> Zahlreiche weitere, zeitgleiche Beispiele auf Rheininseln oder -halbinseln nennt etwa *Angenendt* 1972, S. 160.

Platz- und Baukontinuität dieser Anlage und ihrer einzelnen Bauteile zu den jüngeren Klosterbauten macht es wahrscheinlich, dass auch diese ersten Gebäude bereits als Kloster anzusprechen sind. Im 8. Jahrhundert wurde diese Vierseitanlage in Stein umgesetzt, zunächst weiterhin mit vier getrennten Baukörpern, die um 800 oder im 9. Jahrhundert in offenkundiger Kongruenz mit dem Kloster auf Frauenwörth durch Zwischenbauten verknüpft und auf der Innenseite mit einem Kreuzgang zusammengeschlossen wurden. Nach einer Reduktionsphase im 10./11. Jahrhundert entstand ab 1125/30 bis ins 13. Jahrhundert eine ähnlich dimensionierte romanische Klosteranlage, die schließlich dem heutigen Barockbau weichen musste.

Die frühesten Schriftquellen zu den Chiemseeklöstern (vgl. die Zusammenstellung bei *Atsma* 1966; von historischer Seite zuletzt *Dopsch* 2005) differenzieren nicht zwischen einem Männer- und einem Frauenkloster, so dass meist offenbleibt, von welchem der beiden Konvente die Rede ist. 788 spricht Karl der Große in einer Schenkung an den Metzzer Erzbischof immerhin von einem *monasterium virorum nomine Kieminseo* (Diplomata Karoli magni Nr. 162, S. 219 f.), was man als indirektes Indiz werten mag, dass um diese Zeit auch bereits ein Frauenkloster existierte, da sonst diese Unterscheidung kaum Sinn macht.<sup>4</sup> Auf sicherem Boden stehen wir daher erst mit dem Eintrag von ca. 75 Mönchen und über 130 Nonnen im Reichenauer Verbrüderungsbuch bald vor 824 (Verbrüderungsbuch Reichenau 32: *monasterium cheaminseo – Nomina fratrum de monasterio quod Chaminseo nominatur*), das uns so zwei große Konvente im frühen 9. Jahrhundert bezeugt. Auf welchen dieser beiden sich die mehrfach bezeugte Klostererrichtung und Kirchenweihe von 782 bezieht (alle Nennungen bei *Atsma* 1966, S. 47 f.; *Dopsch* 2005, S. 175), bleibt damit freilich in der Schwebe, zumal beide Konvente in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts massive Baumaßnahmen erlebten. Möchte man die Nachricht buchstabengetreu auf eine echte Neugründung beziehen, käme freilich nur Frauenwörth in Betracht (so *Dannheimer* 2005, S. 60; *Dopsch* 2005, S. 175-179): nicht nur auf Grund der deutlich älteren Baubefunde auf der Herreninsel, sondern auch nach Lage der Schriftquellen, die bereits deutlich vor 782 ein Männerkloster bezeugen.

Von besonderer Bedeutung ist hier die im Jahr 870 und damit nur noch mäßig zeitnah verfasste *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*. Sie weiß von einem Presbyter Lupus, der von Salzburg aus um 740 oder wenig später auf die Insel Au im Chiemsee (*in insulam Chemingi lacus, que et Auva vocatur*) geschickt worden sei, um dort den als Geisel gehaltenen Sohn und Neffen des Karantanenfürsten Boruth zu unterrichten (*Conversio* c. 4, S. 104)<sup>5</sup> – was, auch wenn die Quelle dies verschweigt, ein größeres und vor allem renommiertes agilolfingisches Herzogskloster voraussetzt (*Dopsch* 2005, S. 173 f.). Weiterhin nennt die Quelle im Gefolge Virgils von Salzburg einen Bischof Dobdagrech (air. *Dubdá Chrich*), dem Namen nach offenbar wie Virgil ein Ire, (*Conversio* c. 2, S. 100), der 746/47–749

4 Hier wäre allerdings die Wortwahl karolingischer Notare auf breiter Basis zu untersuchen, ob man nicht *ex post* zu viel in diese Wortwahl hineingeheimnist.

für Virgil die Diözese Salzburg leitete und danach als Klosterbischof irischer Art vom Kloster Herrenwörth aus einen eigenen Diözesansprengel bis ins untere Mangfalltal leitete (Wolfram 1984; Jahn 1991, S. 143–148; Dopsch 2005, S. 174 f.). Davon, dass Virgil, Lupus oder Dobdagech das Kloster auf der Herreninsel erst gegründet hätten, ist nirgends die Rede (hierauf hebt vor allem Holzfurtner 1984, S. 241–244 ab).

Erst sehr viel später berichtet der Humanist Johannes Turmair, gen. Aventin (1477–1534), dass bereits Abt Eustasius von Luxeuil (615–629), ein Schüler des Iren Columban, von Chlothar II. (584–629) nach Baiern gesandt worden sei und Tassilo II. – gemeint ist wohl Tassilo I. (591–610) – veranlasst habe, im Chiemsee ein Männer- und ein Frauenkloster zu errichten (Turmair, *Annales* III.6, S. 371; Turmair, *Chronik* III.48, S. 65). Auch wenn Turmairs Bericht einige chronologische Ungereimtheiten enthält, und wenn wir zudem auf Grund der archäologischen Untersuchungen ein Frauenkloster des frühen 7. Jahrhunderts ausschließen können – die älteste Bauphase auf Herrenwörth passt doch auffallend exakt zu Turmairs Überlieferung und rückt sie in den Bereich des historisch Möglichen.

## 1.2 Insel Wörth im Staffelsee, Gem. Seehausen, Lkr. Garmisch-Partenkirchen

Der Platz des Klosters auf der kleinen Wörth-Insel (36,52 ha) wird heute nurmehr durch eine Kapelle aus dem Jahr 1836 markiert, doch Ausgrabungen der Jahre 1992–97 haben nahezu das gesamte einstige Klosterareal erfasst und umfangreiche Aufschlüsse zur Frühgeschichte des Platzes erbracht (das Folgende nach Haas-Gebhard 1999; 2000): Abgesehen von verwühlten Funden der Bronze- und Spätlatènezeit fanden sich Reste einer spätantiken Befestigung, die wohl in das spätere 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. datiert. Nach einem – wie es vorbehaltlich des Abschlussberichts scheint – Hiatus entstand im 7. Jahrhundert eine kleine Saalkirche mit weiteren, benachbarten Steinbauten, an deren Stelle im 8. Jahrhundert eine weit größere Saalkirche mit seitlichen Annexen errichtet wurde. Ihr Grundrisstyp ist in der näheren Umgebung auch aus Sandau (nahe Landsberg/Lech) bekannt, verweist insgesamt aber in den Alpenraum bzw. nach Oberitalien und dürfte die Anlage auch unabhängig von schriftlicher Überlieferung als Kloster ausweisen (vgl. Dannheimer 2003, S. 89–95). Dieser Kirchenbau erhielt im 15. Jahrhundert einen neuen Chorschluss und einen Turm, bis die gesamte Anlage 1773 abgebrochen wurde.

Eine eigene Gründungsüberlieferung fehlt zwar für das Staffelseekloster, doch schriftlich belegt ist der Ort allemal. So nennt der Geograph von Ravenna im

---

5 Streng genommen berichtet die *conversio* an dieser Stelle nur, dass die beiden karantianischen Geiseln, Cacatius und Cheitmar, zu Christen erzogen wurden. Erst einige Sätze später heißt es, Lupus, der eben von Salzburg im Chiemsee eingesetzt worden war, habe Cheitmar bei dessen Rückkehr nach Kärnten den Priester Maioranus mitgegeben. Daraus kann man folgern, muss es aber nicht, dass Lupus auch die beiden Karantianen auf der Chiemsee-Insel erzogen habe (so Jahn 1991, S. 145).

9. Jahrhundert eine *civitas Stafulon* (Ravennatis anonymi cosmographia c. 4.26, S. 61) und schreibt in dieser Passage möglicherweise – keineswegs jedoch unumstritten – die Abschrift einer Itinerarkarte der Zeit Theoderichs aus, gäbe letztlich also Zustände um 500 n. Chr. wieder.<sup>6</sup> *Stafulon* wäre diesenfalls bereits der Name der nun ergrabenen, spätantiken Siedlung auf der Insel gewesen, andernfalls, wenn der Ravennater Geograph in dieser Passage jüngere oder zeitgenössische Quellen rezipierte, nur der auch sonst bezeugte Name des frühmittelalterlichen Klosters.

In das zeitliche Umfeld der frühmittelalterlichen Kirchenbauten kommen wir jedenfalls um das Jahr 750 mit einer Schenkung der Edlen Wangart an den heiligen Michael *ad stagnum Staphala* (Monumenta Benedicto Burana Nr. 1, S. 38). Am Ende des 8. Jahrhunderts scheint Staffelsee dann (zusammen mit Neuburg an der Donau?) kurzzeitig Sitz eines Bistums gewesen zu sein, das Bischof Simpert jedoch bereits zu Beginn des 9. Jahrhunderts mit dem Bistum Augsburg vereinte (*Bauerreiß* 1946; *Fried* 1978; *Jahn* 1988, S. 405–407). Nur kurz darauf und vielleicht sogar in diesem Zusammenhang entstand um 810 jenes ausführliche Inventar (Brevium exempla c. 2–9, S. 250–252), welches das Staffelseekloster heute zu einem Fixpunkt der Forschungen zur karolingischen Wirtschaftsgeschichte macht (*Elmshäuser* 1989). Nicht nur führt es die Ausstattung und Bezüge des Staffelseer Wirtschaftshofs auf, sondern benennt vor allem eingangs in fünf Kapiteln die umfangreichen Liturgica der Kirche *in insula quae Staphinseie nuncupatur*, so dass vor unseren Augen das Bild eines gut, ja üppig ausgestatteten Klosters entsteht. Im Jahr 1000 schließlich gab Kaiser Otto III. in *Stapulse* eine bedeutende Schenkung an die Magdeburger Metropolitankirche (Diplomata Ottonis III. Nr. 344, S. 774).

Erst der Benediktbeurer Mönch Gottschalk schreibt in seiner Chronik um 1050 die Gründung des Staffelseeklosters den Brüdern Lantfrid, Waldram, Elyland und ihrer Schwester Kaylswint im mittleren 8. Jahrhundert zu und rückt das Kloster in enge Abhängigkeit zu Benediktbeuern, der Hauptgründung der Geschwister (Chronicon Benedictoburanum c.2, S. 213: »*Post haec communi consilio aedificaverunt iterum ecclesiam in Staphalastanga loco, adiunctoque coenobio ubi cum commemoratione sui beatus vir Elyandus partem praedii traderet ad servitium Christi*«). Zwar verarbeitete Gottschalk in diesem Bericht erkennbar ältere Informationen, doch ebenso deutlich war der Autor von aktualistischen Eigeninteressen Benediktbeuerns getrieben, so dass sich sein Amalgam aus legitimierendem Wunsch und historischer Wirklichkeit heute nur noch schemenhaft entwirren lässt (*Holzfurtner* 1984, S. 57 ff., S. 103 ff., S. 184–191; dazu *Jahn* 1987; 1988, S. 449 ff.; *Prinz* 1988, S. 366 ff., S. 434).

Über das Ende des Staffelseeklosters schweigen die Quellen. Für den Aufenthalt Ottos III. im Jahr 1000 mag man noch annehmen, dass das Kloster mit seiner

---

6 Zur noch immer offenen und im Detail zu führenden Diskussion vgl. etwa *Springer* 1998, bes. S. 233–247 (mit ausführlicher Darstellung der Forschungsdiskussion).

Infrastruktur existierte, doch zwingend erscheint dieser Schluss nicht.<sup>7</sup> Jedenfalls ist bei Pfarrgrenzstreitigkeiten des Jahres 1185 (Monumenta Benedicto Burana Nr. 21, S. 109 f.) nurmehr von einer Pfarrkirche im Staffelsee die Rede. Die monastische Erneuerung des Hochmittelalters, die viele bairische Konvente – so etwa die Chiemseelöster – durchlaufen haben, erlebte das Kloster im Staffelsee offenbar nicht mehr.

### 1.3 Seeon, Lkr. Traunstein

Auch wenn aus der Umgebung verschiedene Reihengräberfelder des 7. Jahrhunderts bekannt sind (Hessen 1964, Nr. 13, S. 46 f.; Nr. 20–23. 50–53; Nr. 28, S. 54 f.), fehlen aus dem unmittelbaren Umfeld des Klostersees von Seeon archäologische Funde des frühen und älteren Mittelalters. Ebenso ist das Kloster selbst archäologische *terra incognita*, die älteste aufgehende Bausubstanz dürfte aus dem Ende des 11. Jahrhunderts stammen, als man begann, peu à peu über etwa ein Jahrhundert hinweg den Konvent mit einer Basilika Hirsauer Stils und einer südlich anschließenden Klausur neu zu errichten (Scholz 1971). Nach mehreren spätmittelalterlichen Um- und Zubauten und einem Brand von 1561 ist das heutige Erscheinungsbild wesentlich vom barocken Umbau des mittleren 17. Jahrhunderts geprägt (Weiermann 1996, S. 469–476). Zur Frühgeschichte des Klosters und seiner Gründung sind wir daher in diesem Fall allein auf die schriftliche Überlieferung angewiesen (das Folgende nach Dopsch 1993; Zehetmair 1993).

Auf sicherem Boden stehen wir also erst 999 durch zwei Urkunden Ottos III. und Sylvesters II. (Diplomata Ottonis III. Nr. 318–319, S. 744–746; Monumenta Seonensia Nr. 1, S. 123 f.). Kaiser und Papst bestätigen hier die Stiftung des Klosters einige Jahre zuvor und stellen es unter kaiserlichen Schutz. Nach der Haustradition war diese Gründung 994 durch Pfalzgraf Aribio I. auf seinem Erbgut erfolgt, das zuvor *Burgili*, nun aber Seeon hieß (*quendam locum quondam Burgili, sed modo cella sancti Lantperti ac Xeuaa nuncupatum*).<sup>8</sup> In der Folge fungierte das Kloster als Grablege nicht nur der Aribonen, sondern auch verschiedener anderer bairischer Adelsgeschlechter; im 12. Jahrhundert schloss sich der Konvent der Admonter Reform an.

### 1.4 Reichenau, Lkr. Konstanz

Die Insel (4,3 km<sup>2</sup>) – in ihrer Gesamterscheinung im Wesentlichen ein Produkt des Spätmittelalters – wird auch heute noch durch drei Kirchenbauten geprägt, die historisch eine Einheit bildeten und die Insel zwischen sich als monastischen

---

7 Im Allgemeinen dürfte der König die notwendige Infrastruktur mit sich geführt haben, so dass er überall aktiv werden konnte.

8 Zu den Spekulationen über einen gleichzeitig oder kurz darauf gegründeten Frauenkonvent auf der benachbarten, kleineren Insel (heute verlandet) vgl. Zehetmair 1993, S. 95.

Raum aufspannen. Alle drei Anlagen sind archäologisch durch eine Vielzahl von Einzelaufschlüssen zumindest ausschnittsweise ergraben, die jedoch nicht, nur teilweise oder ungenügend publiziert sind (vgl. *Zettler* 1988, S. 15 ff.; *Untermann* 2001a, S. 157–163).

Da frühmittelalterliche Funde von der Reichenau bislang fehlen (*Schlichtherle* 2001, S. 155), entstand das zentrale Kloster Mittelzell, St. Maria, offenbar auf »jungfräulichem« Boden an der Nordflanke der Insel nahe einer kleinen, als Anlegestelle geeigneten Bucht. Eine erste Holzbebauung, die im Bereich des heutigen Kirchenwestteils und Klausur-Westflügels nachgewiesen ist, entstand frühestens 722±10(d) n. Chr. (*Zettler* 1986/87, S. 84–102; 1988, S. 158–166; *Untermann* 2001a, S. 163 f.) und scheint bereits wie auf den Chiemseeinseln um einen annähernd quadratischen Hof mit Kreuzgang gruppiert gewesen zu sein. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts wurde diese Anlage annähernd grundrissgleich in Stein umgesetzt. Schon in den 20er Jahren des 9. Jahrhunderts errichtete man einen monumental kirchlichen Neubau, der peu à peu bis in das späte Mittelalter erweitert und abschnittsweise erneuert wurde, in Teilen aber heute noch im Aufgehenden erhalten ist. Demgegenüber renovierte man die Klausur schon nach einem Brand von 1235 nur noch partiell, da die Klosterherren inzwischen in eigenen Höfen residierten; ein neuer, nördliche der Kirche gelegener Konventbau entstand erst 1605 (*Zettler* 1988; *Untermann* 2001a, S. 163–168).<sup>9</sup>

Die älteste Phase von Reichenau-Niederzell, St. Peter und Paul, datiert an das Ende des 8. Jahrhunderts: eine Saalkirche mit eingezogener Apside, die von seitlichen Anxeräumen begleitet wird, deren südlicher jedenfalls im 9. Jahrhundert mit einem Baptisterium ausgestattet war. Wohl in ottonischer Zeit schloss sich neben weiteren Umbauten seeseitig im Norden ein Baukomplex an, den man wohl als Wohnbereich einer Klerikergemeinschaft deuten darf. Auf eine nahezu identische Wiederherstellungsphase folgte wohl ab dem späten 11. Jahrhundert ein weitgehender, im Grundriss reduzierter romanischer Neubau. Als einzige der Reichenauer Kirchen ist Niederzell heute stark durch barocke Einbauten geprägt (*Erdmann* 1975; *Zettler* 1996, S. 58–60; 2005, S. 364–367).

Für die Kirche St. Georg in Oberzell lässt sich ein erster Bau um 900 möglicherweise als Zentralbau mit drei Konchen wahrscheinlich machen. Der folgende, heute noch stehende Bau II besitzt eine außerordentlich komplexe und noch weitgehend undatierte Baugeschichte, die in großen Teilen wohl bereits im 10. Jahrhundert stattfand. Klausurgebäude sind bis jetzt nicht nachgewiesen, doch fehlen größere Untersuchungen im Außenbereich (*Jakobs* 1999; *Untermann* 2001a, S. 170 f.).

---

9 Zuletzt zur mittelalterlichen Klosteranlage von Mittelzell *Schmidt-Thomé u. Osten-Woldenburg* 2004, doch lässt dieser Georadar in der dort publizierten Form nicht wirklich irgendwelche Schlüsse zu.

Unter den Schriftquellen berichtet die *vita Pirmini* im frühen 9. Jahrhundert von der Klostergründung Mittelzells im Jahr 724 – also nahezu zeitgleich mit den ältest möglichen Dendrodaten – durch den irofränkischen Wanderbischof Pirmin; ältere *habitalia monachorum*, die ein Edler Sinlaz und ein Priester Sindleozerichtet haben sollen (*vita Priminii* c. 2, S. 22; *vita Meginrati* c. 2, S. 445), sind wohl als toponymische Legenden zum vorklösterlichen Inselnamen ›*SindleoZZesauua*‹ zu betrachten (*Prinz* 1974, S. 69 f.; *Zettler* 1988, S. 38). Erahnen lässt sich, dass die Klostergründung im Spannungsfeld zwischen frühen Karolingern und alamannischer Opposition erfolgte und sich erst im Lauf des 8. Jahrhunderts konsolidierte, als sie für etwa ein halbes Jahrhundert mit dem Konstanzer Bischofsstuhl in Personalunion verbunden war (*Prinz* 1974; 1988, S. 210–213, S. 648–650). Aus dem Umkreis der Königin Hildegard stark gefördert, stieg das Kloster unter Karl dem Großen in den Kreis der wichtigsten Reichsklöster auf, seine Äbte Waldo und Heito zählten zu den engsten Vertrauten des Kaisers. Mit schwindendem politischem Einfluss unter Ludwig dem Frommen wandte sich das Kloster vermehrt monastischen Anliegen zu, erlangte unter den Ottonen – nun als reines Adelskloster – aber nochmals große politische Bedeutung. Der geistige und wirtschaftliche Niedergang spätestens seit dem 12. Jahrhundert führte letztendlich 1540 zur Inkorporation als Priorat in das Hochstift Konstanz.

Ausdruck der karolingischen Blütezeit ist nicht zuletzt die Gründung von Niederzell durch Bischof Eginon von Verona, einen alamannischen Adligen, das 799 geweiht und in dem drei Jahre später der Stifter begraben wurde (*Hlawitschka* 1989). Anfangs von den Mönchen aus Mittelzell als *cella* mitversorgt, entwickelte sich im 10. Jahrhundert offenbar eine Stiftsgemeinschaft. Um 896 trat schließlich Oberzell als Stiftung des Mainzer Erzbischofs und Reichenauer Abts Hatto hinzu (*Jakobs* 1999, S. 17–22; *Zettler* 2005, S. 368 f.).

### 1.5 St. Peter im Bielersee, Gde. Twann, Kanton Bern

Die Klosteranlage auf der Petersinsel im Bielersee – der heutige Landzugang ist erst ein Ergebnis der Juragewässerkorrektion (1868–91), durch die der Seespiegel um etwa 2,5 m abgesenkt wurde – ist in den Jahren 1984–1986 archäologisch vorbildlich untersucht worden und liegt inzwischen publiziert vor (*Gutscher et al.* 1997): Im Bereich eines römischen Tempelbezirks schließen sich (möglicherweise mit Kontinuität) Gebäude und Sarkophage des 7. Jahrhunderts an, wobei die Gräber bereits eine benachbarte Kirche oder *memoria* voraussetzen, deren Baubsubstanz archäologisch aber nicht identifiziert ist. Das erste Kloster mit steinerner Saalkirche und einem rechtwinklig anschließenden hölzernen Konventbau in Schwellbalken-Ständer-Bauweise über Unterlegsteinen stammt aus dem 8. Jahrhundert, die Erweiterung zu einem vierseitigen *claustrum* mit hölzernen Konventsbauten erfolgte vor der Mitte des 10. Jahrhunderts. Im mittleren 11. Jahrhundert begann man, eine gewaltige frühromanische Basilika mit Dreiapsidenchor zu errichten, die der Untergrund im allein bereits fundamentierten Chorbereich jedoch nicht trug. Daher entstanden im späten 11./frühen 12. Jahrhundert ein reduzierter romanischer Staffelchor (das Langhaus wurde nie

errichtet) und – sukzessive – Konventbauten um ein stark vergrößertes vierseitiges *claustrum*.

Schriftquellen (vgl. den historischen Abriss bei *Gutscher u. Ueltschi* 1998, S. 12–22) zur Petersinsel fehlen für die Frühzeit vollständig. Erst 1107 lesen wir, dass Graf Wilhelm III. von Mâcon die Insel unter dem Namen ›Grafeninsel‹ (*insula comitum*) und ohne Erwähnung eines Klosters an Cluny schenkte (Fontes rerum Bernensium Nr. 144, S. 359 f.: *insulam proximam, quam dicunt Insulam Comitum*). Der gewaltige, gescheiterte Neubau der Basilika I lässt vermuten, dass cluniazensischer Einfluss jedoch bereits um die Mitte des 11. Jahrhunderts einsetzte und die Schenkung Wilhelms III. nur den Abschluss eines längeren Prozesses bedeutete. Das Kloster selbst wird – falls die nur abschriftlich überlieferte Grabinschrift authentisch und zeitgenössisch sein sollte<sup>10</sup> – erstmals 1126/27 anlässlich des Begräbnisses Graf Wilhelms IV. von Burgund als Priorat genannt (Fontes rerum Bernensium Nr. 3, 398 f.: *in prioratu Cluniacensi, sito in insula, que est in lacu de Nirvez*). Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts scheint sich der Konvent möglicherweise durch Übergriffe der Vögte personell wie wirtschaftlich in desaströsem Zustand befunden zu haben, woran sich trotz einiger Bemühungen auch in der Folge wenig änderte. 1484 wurde das Priorat aufgehoben und dem Chorherrenstift am Berner Vinzenzenmünster inkorporiert, mit der Säkularisation von 1528 ging die Insel an das Untere Spital der Stadt Bern.

## 2 Toponyme als Zeugnisse zeitgenössischer Wahrnehmung

Lassen wir es mit diesen Beispielen aus dem nördlichen Voralpenland bewenden, von denen wenigstens fünf bis ins 8. Jahrhundert zurückreichen – für Seeon muss dies mangels archäologischer Untersuchungen offenbleiben – und die sämtlich auf Inseln in Seen angelegt wurden. Immerhin fällt diese Lage nicht nur uns auf, sondern war offenbar auch den mittelalterlichen Zeitgenossen ein prägnantes Merkmal dieser Klöster, so prägnant, dass die Insellage regelmäßig im Namen hervorgehoben wurde: Im Fall der dänischen Zisterzienserklöster von Øm und Holme strichen ihre lateinischen Namen *Cara Insula* für Øm und *Insula Dei* für Holme heraus, dass die Topographie keine zufällige war, sondern als solche beachtet und herausgestellt sein wollte. Gleiches gilt für die Eigenbezeichnung von Reichenau-Mittelzell im dortigen Verbrüderungsbuch (kurz vor 824), wo das Kloster als *insula monasterium* (Verbrüderungsbuch Reichenau 4 f.: *Nomina vivorum fratrum Insulanensium*; 6 f.: *Nomina defunctorum fratris Insolanensium*) erscheint. Wenngleich nicht auf das Kloster bezogen, schließt sich hier die *insula comitum* an, als welche die Petersinsel im Bielersee erstmals in eine Schriftquelle findet.

<sup>10</sup> Dagegen spricht freilich die Länge der überlieferten Inschrift, die nicht zu den kurzen Grabtexten des 12. Jahrhunderts passt, sondern eher an ein jüngeres Epitaph erinnert.

Ebenso heben deutschsprachige Toponyme die Insel- oder doch zumindest die gewässernahe Lage hervor: Das Grundwort ›-au‹, alt- und mittelhochdeutsche Bezeichnung für Inseln oder von Wasser umflossenes Land (*Schnetz* 1952, S. 49), trägt nicht nur den Namen ›Reichenau‹ seine mittelalterlichen lateinisch-deutschen Mischformen ›*auia felix*‹, ›*augia dives*‹ etc. sowie den vorklösterlicher Inselnamen ›*Sindleozzesauua*‹ (*Sonderegger* 1974, S. 73 f.). ›-Au‹ ist auch das Grundwort des Klostersnamens Seeon (›*Xeuua*‹ = Aue im See), und als ›*Auva*‹ erscheint die Herreninsel im Chiemsee in der *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* und mehrfach dann ab dem späten 9. Jahrhundert (*Henker u. Reitzenstein* 1992, S. 10 f.). Weitere Beispiele wie etwa die Insel Lützelau (741: ›*insola minore*‹; 744: ›*Luzilunouua*‹) am Ostende des Zürichsees als weiterer Standort eines frühmittelalterlichen Benediktinerinnenklosters um die Mitte des 8. Jahrhunderts (*Schnyder* 1986) schließen sich an.

Die Toponyme Herren- und Frauenwörth für die beiden Chiemseeinseln treten hingegen erst später, für die Fraueninsel um 1195 und danach regelmäßig, für die Herreninsel erstmals 1233 auf (*Henker u. Reitzenstein* 1992, S. 11), beziehen sich aber mit dem Grundwort ›-wörth‹, das wiederum eine Insel bezeichnet (*Schnetz* 1952, S. 49), auf die gleiche Topographie wie ›Au‹. Ebenso treffen wir auf den Namen Wörth – zumindest als heutige Bezeichnung – für die Klosterinsel im Staffelsee, während die durchweg lateinischen Nennungen des Mittelalters stets von ›*insula*‹ sprechen.

Einerseits führen uns die Namen also vor Augen, dass für alle diese Klöster (und weitere) zu verschiedenen Zeiten die Lage im See, auf einer Insel wahrgenommen und als wesentliches Merkmal kommuniziert wurde. Andererseits erfahren wir auf diesem Weg noch nichts über das oder die Motive, ein Kloster im See zu errichten. Freilich ist keineswegs ausgemacht, ja nicht einmal wahrscheinlich, dass diese Topographie an allen Orten und zu allen Zeiten durch die gleichen Beweggründe motiviert war. Nehmen wir einige von ihnen etwas genauer unter die Lupe und fragen nach ihrer Stichhaltigkeit:

### 3 Der See als Übergangsraum – die Insel als Ort der Einsamkeit

»Die Insellage ist ein dem alten Mönchtum gemeinsames, geläufiges und obendrein uraltes Motiv. Sie ist eine Form mönchischer Abgeschiedenheit – *in solitudine*, wie es in den hagiographischen Quellen oft heißt – neben der ähnlich weit verbreiteten Lage auf Bergen oder in abgeschlossenen Gebirgstälern, im Grunde eine Stilisierung des Eremiten. «[...] Ein zweites, ebenfalls nicht zu unterschätzendes Motiv bei der Wahl von Inseln als klösterliche Gründungsorte dürfte der Gedanke des monastischen Lebens *in extremis* gewesen sein. [...] Inseln gehören zu den abgeschiedensten und zu den wenigen *in extremis* gelegenen Orten dieser Landschaft [des Voralpenlandes] überhaupt, und so verwundert es nicht, wenn gerade sie auf die frühmittelalterlichen Mönche besondere Anziehungskraft ausübten.« So versucht Alfons Zettler (1988, S. 37; ähnlich 1986/87, S. 112) die Lage

des Pirminklosters Mittelzell auf der Reichenau aus monastischen Idealen herzuleiten und zu begründen (vgl. *Angenendt* 1972, S. 159 f.): In der Einsamkeit – und das ist im mittelalterlichen Denken zugleich der Ort außerhalb der christlichen Gemeinschaft, die Wildnis, der Ort der Dämonen, *in extremis* also – setzt sich der Mönch in einer *imitatio Christi* (z.B. Mt 4,1; 12,43; Mk 1,13) der Versuchung durch den Teufel und seine Helfer aus (vgl. *Angenendt* 1972, S. 124 ff., bes. 158 f.; *Le Goff* 1980, bes. 83–87; *Howe* 2002, S. 212 f.). In der Einsamkeit, außerhalb der weltlichen Gemeinschaft, verzichtet der Mönche auf die materielle Welt und wendet sich ganz der spirituellen zu. Die Insel im See wird zum Symbol für das klösterliche Entsagen von der Welt, sie wird zum räumlichen Pendant dieses Entsagens.

In dieser Weise stilisiert beispielsweise die *vita Honorati* die Insel Lérins bei Ankunft des Heiligen als einsame, unwirtliche Wildnis, in die sich der Asket zurückzieht – und die durch ihn und seine Mitbrüder dann sukzessive in »*lirinen-sis insulae paradisum*« verwandelt wird, in ein Paradiesgärtlein (*Kasper* 1982, S. 58–61; dazu auch die Kontroverse zwischen *Nahmer* 1972, 92–94 und *Prinz* 1988, S. 47 ff.). Auch Ermenland wählt im frühen 8. Jahrhundert die Loire-Insel Indre bei Nantes für eine Klostergründung, da sie nur per Schiff zu erreichen und vom weltlichen Lärm so abgeschieden sei, dass sie alle Wünsche eines Einsiedlers erfülle (*vita Ermenlandi* c. 3, S. 690–692); hier trägt die Insel bereits bei ihrer Entdeckung deutliche Züge einer Ideallandschaft und gibt sich so als der geeignete Standort eines Klosters zu erkennen (*Nahmer* 1973, S. 267 f.). Mindestens ebenso sehr wie Honoratus und Ermenland pflegten später die Zisterzienser – wir denken an die Beispiele dänischer Inselklöster – das Einsamkeitsideal, so sehr gar, dass sie zuweilen Wildnis und Kulturferne, wo sie nicht mehr zu haben war, erst selbst wieder herstellten, um dort ein Kloster zu gründen. Doch auch bei ihnen blühte komplementär zum Einsamkeitsideal die Idee der Kultivierung, die Verwandlung der Wildnis in den Garten Eden als gottgefälliges Werk (*Duby* 1976, S. 65 f., 98–110; *Howe* 2002, S. 210–213; *Meier* 2008, S. 140 f.).

### 3.1 Exkurs: Insulare Vorbilder?

Die spektakulärsten und wildesten dieser Inselklöster liegen in Irland und Schottland (*Herity* 1995): Iona etwa, Lindisfarne oder am Skellig Michael. Hier – auf Felsen, die wie Nadeln aus dem Meer ragen – suchten Mönche im frühen Mittelalter das »grüne Martyrium«, die völlige Entsagung von der Welt und der menschlichen Schutzgemeinschaft, nachdem das »rote Martyrium« in einer weitgehend christianisierten Welt kaum mehr zu bekommen war (*Le Goff* 1990, S. 86; vgl. *Angenendt* 1972, bes. S. 133–135; 1982). Iro-schottische Missionare oder wenigstens deren Schüler waren nun auch in die Gründung zahlreicher kontinentaler Klöster des 7. und vor allem des 8. Jahrhunderts involviert (für Baiern *Koller* 1982; zurückhaltend dagegen *Prinz* 1988, S. 345–351; für die Alamannia ebenfalls zurückhaltend *Duft* 1974). Besonders deutlich wird dies für Herrenwörth im Chiemsee: Schon Eustasius von Luxeuil, den man auf Basis der archäologischen Befunde

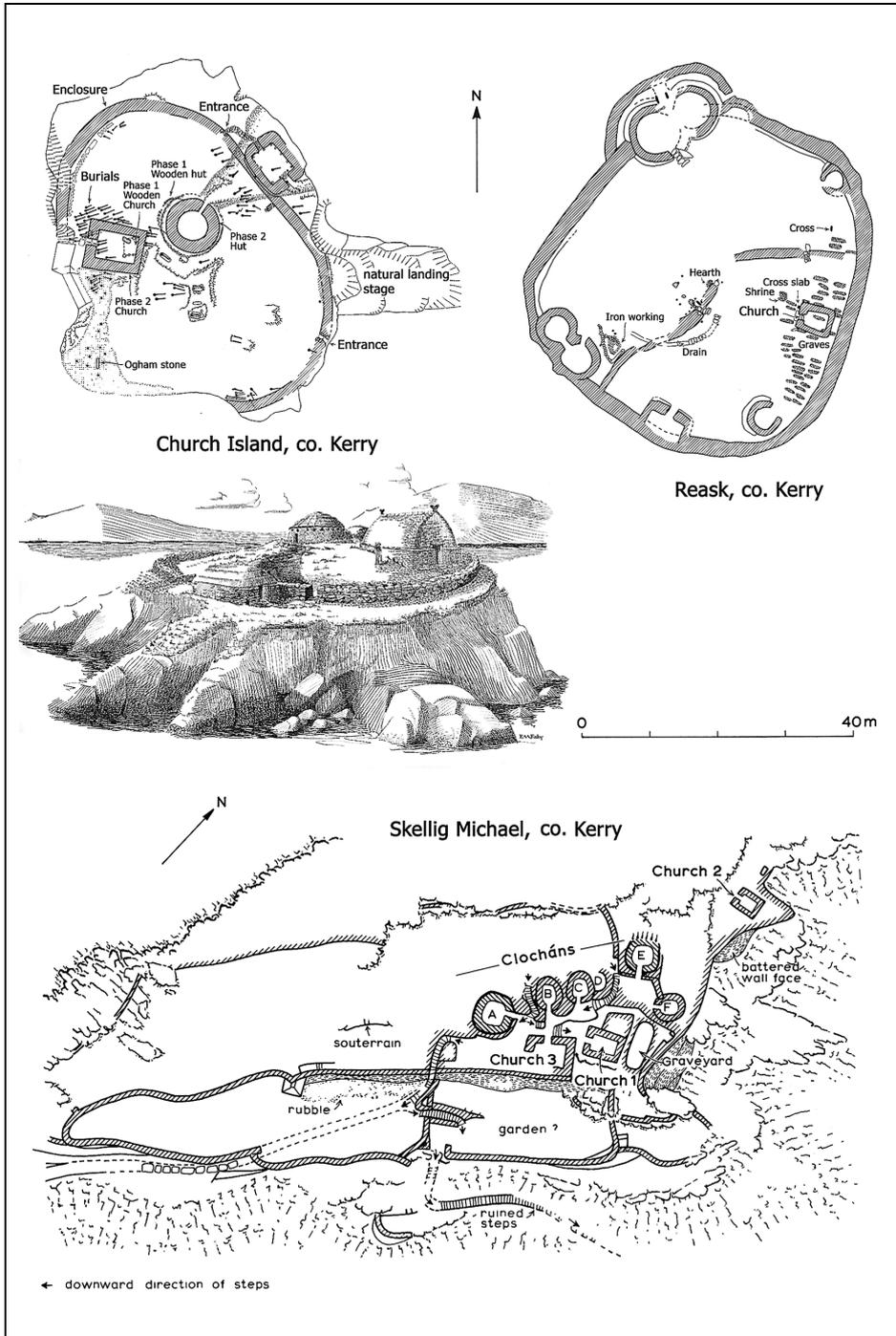


Abb. 2: Kleinere irische Klosteranlagen des frühen Mittelalters  
Edwards 1990, fig. 54, 56

nun tatsächlich als Klostergründer wird in Erwägung ziehen dürfen, war Schüler und Nachfolger des Iren Columban. Der irische Klosterbischof Dobdagrech könnte – chronologisch betrachtet – um die Mitte des 8. Jahrhunderts Bauherr der ersten Steinbauphase auf Herrenchiemsee gewesen sein, und Virgil, Abtbischof von Salzburg wohl aus Iona oder dem irischen Aghaboe, mit dem Dobdagrech eng verbunden war, war 782 der zuständige Diözesan für das neu errichtete Kloster im Chiemsee (*Dopsch* 2005, S. 179). Auf der Reichenau erscheint immerhin Pirmin, zwar vermutlich romanischer Abkunft aus Meaux, doch ebenfalls ein Wanderbischof iro-fränkischer Tradition (*Angenendt* 1972, S. 230 ff.). Könnten daher nicht die randalpinen Klöster im See auf solche iro-schottischen Einflüsse zurückgehen (so etwa *Zibermayr* 1956, S. 193; *Löwe* 1967, S. 522)?

Archäologisch betrachtet, fehlen allerdings – abgesehen von der Insellage – schlagende Parallelen, denn irische Klöster des 6.-8. Jahrhunderts sind formal völlig anders aufgebaut (Abb. 2) (*Edwards* 1990, S. 105–121; *Herity* 1995, bes. S. 19–65, S. 72 ff.). Eines der am besten untersuchten ist – so man es als Kloster ansprechen möchte<sup>11</sup> – Reask, co. Kerry: In der ersten Phase (5.–7. Jahrhundert) lagen innerhalb einer ovalen Trockenmauer von ca. 40 x 45 m ein steinernes Kirchlein, mehrere bienenkorbformige Wohnhütten (*clochauns*) und ein Friedhof; in der zweiten Phase (7./8.-12. Jahrhundert) änderte sich diese Komposition nicht grundsätzlich (*Fanning* 1981; vgl. auch Church Island bei Valencia: *O'Kelly* 1958). Demgegenüber zeigen bereits die ältesten Befunde, die frühen Holzbauten auf der Herreninsel im Chiemsee oder in Reichenau-Mittelzell, ebenso übrigens wie verschiedene Holzbauphasen seit der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts (?) südlich der Augsburger Afra-Kirche (*Pohl* 1977; *Dannheimer* 1996; vgl. zum Kontext *Prinz* 1988, S. 647 f.), einen regelmäßigen, annähernd quadratischen Klausurgrundriss.<sup>12</sup> Diese Bauform lässt sich damit vereinzelt bereits im 7. Jahrhundert nachweisen – unbeschadet, dass sie sich erst seit karolingischer Zeit als kanonische durchsetzt – und auch wo dieser Grundriss noch nicht voll ausgebildet ist, wie in der ersten Phase des Klosters auf der Petersinsel, ist in der rechtwinkligen Anordnung langrechteckiger Gebäude nicht ansatzweise etwas von der lockeren

11 Die fehlende bauliche Formalisierung der frühen irischen Klöster erschwert es außerordentlich, allein auf Grund des Grabungsbefunds zwischen monastischen Anlagen und profanen *ringforts* zu unterscheiden (zu *ringforts* vgl. *Stout* 1997).

12 Dass es sich in den frühen Phasen noch um Einzelgebäude handelt, steht der Ansprache als *claustrum* nicht entgegen, denn die einzelnen Bauten können ohne weiteres durch Zwischenwände miteinander verbunden gewesen sein, die in der Wahrnehmung einen geschlossenen Hof herstellten. Der archäologische Befund bietet hier lediglich die statische Konstruktion, nicht aber die optische Erscheinung der Bauensembles ab.

Streuung einzelner Mönchszellen und Kapellen, gar von Rundbauten zu erahnen, wie sie iro-schottische Klöster prägten.<sup>13</sup>

Andererseits steht zu fragen, inwieweit bauliche Parallelen zwischen kontinentalen Klöstern unter insularer Gründungsbeteiligung und iro-schottischen Klostersiedlungen überhaupt (zwingend) zu erwarten oder für eine Beweisführung notwendig sind.<sup>14</sup> Zwar hatte das iro-schottische Mönchtum durch die Isolation der Völkerwanderungszeit manche theologische und kulturelle Eigenheit ausgeprägt, doch seine Missionare erscheinen auf dem Kontinent nicht als erratische Figuren, die eine völlig fremde Ausprägung von Christentum originalgetreu implantieren wollten. So weist *Friedrich Prinz* (1974, S. 43) nachdrücklich darauf hin, dass man schon Columban nicht allein aus einem insularen Blickwinkel beurteilen könne, da er sich auf dem Kontinent eng an Rom gebunden habe und sich sein Mönchtum als eine irisch-kontinentale Mischform darstelle, die man am besten mit ›irofränkisch‹ beschreibe. Noch stärker gelte dies für seine Schüler, denn nach der Vertreibung Columbans aus dem Frankenreich werde Luxeuil schnell ›frankisiert‹: Bereits sein Nachfolger Eustasius sei Franke, wohl romanischer Herkunft (*Prinz* 1988, S. 123); unter ihm wird – zum ersten Mal im Frankenreich – in Luxeuil neben der Columbanregel die Benediktregel eingeführt (*Prinz* 1988, S. 350), eine Kombination, die fürderhin für das 7. Jahrhundert als *regula mixta* das Übliche fränkischer Klostergründungen blieb (*Prinz* 1988, bes. 263–292).

*Alfons Zettler* (1986/87, S. 116 f.; 1988, S. 265–269) erwägt dementsprechend, ob nicht gerade das vierseitige *claustrum*, das bereits die frühen kontinentalen Klöster so deutlich von den irischen unterscheidet, seinen Ursprung in eben dieser iro-fränkischen Missionsidee und im »großen Kreis der columbanisch inspirierten Klöster des Merowingerreiches« habe.<sup>15</sup> In der Luxeuil-Bewegung seien altirische und altfränkische Aspekte des Mönchtums verschmolzen und hätten auf Basis der Benediktregel zu einer koinobitischen Lebensform geführt, die geradezu zwingend das *claustrum* erfordert habe. Unabhängig davon, ob man die

13 Im Nonnenkloster von Hamage, Dép. Nord, allerdings gehören zur Gründungsphase (um 630) lose gestreute, hölzerne Rundbauten, die stark an die *clochauns* der irischen Klöster erinnern. Sie werden bereits um die Mitte des 7. Jahrhunderts durch ein rechteckiges Gebäude ergänzt, um 700 dann durch einen mehrräumigen Rechteckbau ersetzt. Im 9. Jahrhundert entsteht – noch immer in Holz – ein *claustrum* mit Kreuzgang (*Louis* 1998).

14 Entsprechende Versuche, Bauformen mit Missionsströmungen zu verbinden, sind schon häufiger unternommen worden (z. B. *Boeckelmann* 1956; *Parsons* 1984), dokumentieren in der Summe aber primär regionale Eigenheiten. Bestenfalls im Einzelfall wird sich über eine regional untypische Bauform ein lokalisierbarer fremder Einfluss wahrscheinlich machen lassen.

15 Überdies erwägt *Zettler* (1986/87, S. 111; 1988, S. 269 f.), ob nicht der klösterliche Holzbau (zumindest in der Gründungsphase) neben allen praktischen Erwägungen (geringer Ressourcenbedarf, schnelle Fertigstellung, einfache Verfügbarkeit des Baumaterials) gerade mit dem monastischen Ideal der insularen Mission verknüpft sei. Angesichts geradezu ubiquitärer früher Holzbauphasen erscheint diese Vermutung aber gegenstandslos.

ser Ableitung einer Bauform aus einem monastischen *ordo* folgen möchte,<sup>16</sup> wäre in diesem Fall das *claustrum* primär Ausdruck einer konkreten monastischen Lebensform und nicht ein direktes Zeichen iro-schottischer bzw. iro-fränkischer Mission.

Allerdings wissen wir seit *Richard Krautheimer* (1942) auch, dass das Mittelalter Analogien keineswegs nur über jene Merkmale herstellte, die uns heute wissenschaftlich eingängig sind, häufig erscheint die Analogiebildung für unsere Augen willkürlich, unsystematisch und am Einzelfall orientiert. Dass wir archäologisch daran scheitern, konkrete Parallelen zwischen kontinentalen und irischen Klöstern auszumachen, dass wir über vage Hypothesen zur Korrelation einer Bauform, des *claustrum*, und einer monastischen Bewegung, der iro-fränkischen, (bis jetzt?) nicht hinauskommen, besagt daher nicht, dass die Menschen des Mittelalters im Einzelfall nicht doch eine Irland-Analogie erkannten. Mag sein, dass gerade und nur diese Lage im See, von der aus ich die Frage nach irischen Verbindungen stellte, in den Augen der mittelalterlichen Mönche das entscheidende Merkmal für ›irisch‹ war, auch wenn alles andere an diesen kontinentalen Klöstern anders aussah. Diese Analogiebildung setzt freilich – damals wie heute – voraus, dass die Wahrnehmung der irischen Klöster vollständig auf die spektakulären Eremitagen Westirlands reduziert wurde, denn die abgeschiedene Insel charakterisiert keineswegs den einzigen Lagetyp frühmittelalterlicher iro-schottischer Klöster. Viele von ihnen wie Durrow, Roscrea und Kildare, Clonmacnoise oder Bangor lagen nicht nur auf festem Land, sondern an günstigen Kommunikationsrouten und übernahmen oder bildeten zentralörtliche Funktionen aus wie in Glendalough oder Armagh (*Edwards* 1990, S. 104 f.; *Cramp* 2005, 1, S. 348). Auch wenn größere Einrichtungen zuweilen über zurückgezogene, angegliederte Etablissements verfügten, in denen sich einzelne Mitglieder für längere oder kürzere Zeit dem Eremitenleben hingeben konnten, sind die einsamen und (daher) berühmten Inselklöster Westirlands nur ein kleiner Teil des Ganzen. Das muss sie freilich nicht daran gehindert haben, wie heute so auch in der Merowinger- und

---

16 Mit gleicher Argumentation – wenn auch anderen Konsequenzen für die Datierung – versucht *Rolf Legler* (1989, bes. S. 124 ff.), von der Entwicklung der monastischen Ideale auf die Entstehung und Datierung der Bauform ›Kreuzgang‹ zu schließen. *Legler* und *Zettlers* Vorgehen ist methodisch äußerst fragwürdig, da es materielle Kultur in einseitiger Abhängigkeit von normativen Vorgaben sieht, ohne Wechsel- und Rückwirkungen der gebauten Realität auf Normativität und Sinnstiftung in Betracht zu ziehen. Für eine extrem späte Datierung der Entstehung des *claustrum* in das frühe 9. Jahrhundert argumentiert *Legler* (1989) außerdem ganz wesentlich mit dem Fehlen früherer Belege für diese Bauform. Abgesehen davon, dass diese Belege in den genannten Beispielen vereinzelt vorliegen, wissen wir noch fast nichts über monastische Wohnbauten des 6./7. Jahrhunderts; beispielsweise kennen wir für die wichtige Klosteranlage in Nivelles (*Mertens* 1962; 1984) nur gerade die Kirchenbauten, nicht aber Lage und Aussehen der Wohngebäude. Daher ist es keinesfalls zulässig, *ex silentio* auf das Fehlen des Baugedankens ›*claustrum*‹ in merowingischer Zeit zu schließen.

Karolingerzeit die Wahrnehmung irischer Klöster vollkommen beherrscht zu haben. Zumindest wo, wie für das Kloster auf der Herreninsel im Chiemsee, irische Verbindungen in der *fundatio*-Überlieferung so deutlich im Vordergrund stehen, scheint es nicht abwegig, dass auch die Insellage unbeschadet aller weiteren baulichen Unterschiede als Reminiszenz an die irisch geprägte Frühzeit verstanden wurde – sei es von diesen Iren selbst, sei es (auch) von jenen kontinentalen Mönchen, welche die irische Gründungstradition bewahrten. Ohne solche zusätzlichen Argumente etwa aus der Eigenwahrnehmung des Konvents reicht für uns heute die Insellage allein freilich nicht (mehr?) aus, um einen irischen Traditionskern zu postulieren, denn völlig zutreffend erinnert *Arnold Angenendt* (1972, S. 160 mit Beispielen) daran, dass es eben nicht nur Iren waren, die Klöster auf Inseln errichteten.

### 3.2 Inselromantik

Dass die spektakulären Inselklöster der Westküste Irlands unsere heutige Wahrnehmung der frühmittelalterlichen irischen Klosterkultur prägen, dass es uns plausibel erscheint, Inseln als Orte der Weltabgeschiedenheit und des Entsagens mit dem monastischen *solitudo*-Ideal zu verbinden, sagt nicht zuletzt Einiges über unsere eigene Landschaftswahrnehmung: Die Insel als idealer Ort der Ruhe und Zurückgezogenheit von der Welt, geradezu als mystischer Ort, der durch das Wasser von der profanen, hektischen Welt des Festlands getrennt ist. Dem bayerischen König Ludwig II. war die Herreninsel im Chiemsee, wo er seit 1874 einen Baustein seiner Märchenwelt errichten ließ, eigentlich ein ungeliebter Platz, wenn die Insel nicht so wundervoll einsam gewesen wäre (*Petzet* 1986, S. 44) – wobei sie so einsam freilich erst (wieder) seit der Säkularisation des Augustinerchorherrenstifts im Jahr 1803 und der Pleite der nachfolgenden Inselbrauerei war.

Deutlich erkennbar ist dieses Insel-Ideal ein durch und durch romantisches, und seine Geburt verdankt es nicht zuletzt einer der hier behandelten Klosterinseln: Zwischen dem 12. September und 24. Oktober 1765 hielt sich *Jean-Jacques Rousseau* auf der St. Petersinsel im Bielersee auf. Verfolgt und auf der Flucht brachte er einige Wochen mit Botanisieren und Betrachtungen zu, ehe er auch diesen Ort wieder verlassen musste. In der 5. Promenade seiner Träumereien eines einsamen Spaziergängers rühmte er die Insel als idealen Ort der Abgeschiedenheit von der Welt, an dem er gerne – ohne jeden Kontakt zur Welt jenseits des Wassers – den Rest seines Lebens verbracht hätte (*Rousseau* 1782, S. 101–113). Nachdem der Text 1782 posthum publiziert wurde, setzte ein wahrer touristischer Run auf die Petersinsel ein, der bis heute anhält ...

Wenn die Insel in dieser Weise idealisiert, abgeschieden von der Welt, ein Ort der Einsamkeit ist, dann erscheint der umgebende See als ein mystischer Übergangsraum. Das Wasser und – körperlich erfahrbar – der notwendige Wechsel des Transportmittels wird zur materiellen Grenze zwischen der profanen Welt und dem sakralen, ja geradezu transzendenten Ort. Kondensationsprozesse fördern die Tröpfchenbildung gerade über stehenden Gewässern, so dass zuweilen auf-

steigender Nebel diese Grenze bis zur Undurchsichtigkeit verstärkt – nicht nur in den »Nebeln von Avalon«, sondern auch in zahlreichen Landschaftsaufnahmen heutiger Tourismusprospekte.

#### 4 Der See als Ressource

Wenden wir dem Ideal der Einsamkeit den Rücken und ziehen weitere Aspekte der Insellage in Betracht: als Kinder unserer heutigen, ökonomisierten Welt sieht etwa den See als Wirtschaftsraum, als Ressource. Welche Ressource kommt hierfür in Betracht? Da es im regenreichen Alpenvorland kaum an Wasser mangelt(e), andernorts wie an der irischen Westküste oder Lérins die Inseln im Meer liegen, das für die Trinkwasserversorgung ausscheidet, ist am ehesten an Fisch zu denken.

Dabei scheint der Fischbedarf mittelalterlicher Klöster keineswegs rein wirtschaftlicher Natur, sondern wenigstens ebenso stark religiös bedingt (vgl. *Lampen* 2000, S. 42–44). So schreibt die Benediktregel vor, Mönche – abgesehen von den ganz schwachen Kranken – sollten grundsätzlich auf das Fleisch vierbeiniger Tiere verzichten (Regula Benedicti c. 39.11: *Carnium vero quadripedum omnimodo ab omnibus abstineatur comestio praeter omnino debiles aegrotos*). Ähnlich verbietet die Caesarius-Regel für Gesunde Hähnchen und Fleisch, lässt also gleichfalls Fisch zu, wohingegen die Columban-Regel grundsätzlich auf eine ärmliche und vegetarische Nahrung setzt (vgl. die Synopse bei *Bausenhardt u. Eberl* 1985, S. 5). In Zeiten der *regula mixta*, also vor dem frühen 9. Jahrhundert, als die Benediktregel erst allein verbindlich wurde, dürften die Speisevorschriften daher gerade hinsichtlich des Fischkonsums von Kloster zu Kloster variiert haben.

Doch welche Auswirkungen auf die realen Ernährungspraktiken hatten diese Regeln? Wurden sie tatsächlich so strikt gehandhabt, dass zumindest unter der beneditkinischen Ordnung die Nähe zu einem fischreichen Gewässer ein Standortfaktor für die Anlage eines Klosters war?<sup>17</sup> Oder nutzten wenigstens Klöster, die in oder an einem See errichtet wurden, den Fisch überproportional zu ihrer Versorgung?

Die Schriftquellen sind in diesem Punkt ebenso schütter wie widersprüchlich: So verweist die Columbanvita für Bobbio ausdrücklich auf den Wasser- und Fischreichtum als wichtigen Standortfaktor (*Vita Columbani* c. 30, S. 221: *loca ubertate fecunda, aquis inrigua, piscium copia*), was zunächst überrascht, da ja in der Regel des Columban Fisch gerade nicht vorgesehen zu sein scheint. Den Verweis auf fischreiche Gewässer finden wir bei der Gründung merowingerzeitlicher

<sup>17</sup> Entgegen *Lampen* (2000, S. 46) kann ich aus der in Regula Benedicti c. 66.6 (*Monasterium autem, si possit fieri, ita debet constitui, ut omnia necessaria, id est aqua, molendinum, hortum, uel artes diuersas intra monasterium exercentur, ut non sit necessitas monachis vacandi foras.*) geforderten Gewässernähe neuer Klosterstandorte nicht erkennen, dass dabei die Versorgung mit Fisch die Triebfeder gewesen sei; vielmehr geht es wohl um Trink- und Brauchwasser (so auch *Kosch* 1991, S. 89). Gewässernähe wegen Fischbedarfs postulieren auch *Löwe* 1967, S. 522; *Störmer* 1983, S. 85, S. 91; vgl. auch *Nahmer* 1973, S. 248.

Klöster aber noch häufiger: Gallus ernährt sich von selbst gefangenen Fischen aus der Steinach, als er einen Ort für seine Gründung Bregenz sucht (Vita Galli c. 11, S. 262 [Wetti]: *pisculi non pauci captantur*; c. 12, S. 294 [Walahfrid]: *coeperunt pisces quantos volebant*), Abt Waldebert von Luxeuil findet am Ort seiner Neugründung Granval einen fischreichen Bach (Vita Germani c. 8, S. 36; *et est amnis in ea [valle] cum multitudine piscium*), Ermenland betont, wie fischreich Loire und Atlantik nahe der Insel Indre seien, wo er den Ort für sein Kloster fand (Vita Ermenlandi c. 3, S. 691: *Piscatoribus autem circa se tam plurimam copiam emanat piscium a Ligere et mari, ubertim ibi per disposita tempora ordinatim plurimi generis munera sua fundentibus, ut piscatoribus, aliorum fluminum profunda rimantibus, nisi visu didicerint, incredibile auditu videatur.*), Sigiram hebt bei der Gründung Langreys/St-Cyrans hervor, dass der Ort zum Fischfang geeignet sei (Vita Sigiramni c. 12, S. 613: *habilis ad piscandum*) und auch Sola weiß um den Fischreichtum der Altmühl bei seiner Zelle Solnhofen (Vita S. Sualonis c. 4, S. 158: *habens orientali ex parte flumen quod Altmona nuncupatur, piscibus copiosum*). Hier mag die zu dieser Zeit noch gar nicht selbstverständliche Benedikt-Regel wirksam werden, doch im Kontext der Textstellen zeigt Dieter von der Nahmer (1973, bes. S. 239–242, S. 247) wie diese Schilderungen dem *locus amoenus*, dem Topos der paradiesischen Ideallandschaft verpflichtet sind, der den Klosterstandort als den von Gott gegebenen erwies. In der Karolingerzeit verlieren sich diese Affinität zum *locus amoenus* und mit ihr auch die Fische aus den Quellen, um erst spät in der Ottonenzeit wieder thematisiert zu werden (Nahmer 1973, S. 247–256), nun aber nur noch selten mit Fischen bestückt.<sup>18</sup> Vielmehr dokumentiert nun Ekkehard IV. von St. Gallen eine tiefe Abneigung seiner Mitbrüder gegenüber Fisch: Im 10. Jahrhundert hatten sie bei einer Visitation, welche den übermäßigen Konsum von Fleisch im Kloster beanstandete, darauf verwiesen, dass nicht genügend Fisch zur Verfügung stehe, und zwar trotz des nahen Bodensees, der aber kaum Fische enthalte, weshalb der Preis sehr hoch sei und die gefangenen Fische letztlich kaum für den Abt allein genügen. Außerdem könne man zum Preis einer Fischmahlzeit eines einzigen Mönchs einen genügsamen Mann eine ganze Woche ernähren (Ekkehard, Casus sancti Galli c. 105, S. 212). Unabhängig von der Frage der faktischen Richtigkeit, ob im 10. Jahrhundert im Bodensee wirklich Fischmangel herrschte – was nicht sehr wahrscheinlich ist<sup>19</sup> – war Fisch offenbar keine besonders geschätzte Speise unter den St. Galler Mönchen; sie bevorzugten Fleisch. Dass St. Gallen in dieser Hinsicht kein Einzelfall war, legen weitere Schriftzeugnisse nahe, die es immer wieder für erforderlich hielten, die Abstinenzvorschriften einzuschärfen, was dafür spricht, dass sie ge-

18 Nur bei der Gründung des Priorats Harréville im Jahr 1034 wird der Fischreichtum des nahen Flusses erwähnt (Chronicon S. Michaelis c. 35, S. 85: *In huius ergo planitiei medio abbas, tanta rerum congruentia delectatus, scilicet tot proximorum fontium affluentia fluminis quoque piscosi et camporum pratorumque vicinitate, nil moratus, ecclesiae fundamenta iacet*).

19 Meines Erachtens zu gutgläubig folgt Lampen (2000, S. 46) der Argumentation der St. Galler Mönche über den hohen Fischpreis.

rade nicht eingehalten wurden (*Lampen* 2000, S. 42–50; Beispiele für das englische Hochmittelalter bei *Bond* 1988, S. 70).

Auch das Staffelseer Urbar zeigt das Kloster als potenten Wirtschaftsbetrieb, doch die Ressourcen im See scheinen außen vor zu bleiben: man verfügte in dem ohnehin dürftigen Werkzeugbestand lediglich über ein einziges Fischnetz (*Brevium exempla* c. 7, S. 252: *sagenam ad piscandum I*). Doch dieser Eindruck mag täuschen, denn Fisch konnte ebenso gut von den Hörigen als Abgabe gefordert werden, so dass der Klosterhof selbst über gar kein entsprechendes Fanggerät verfügen musste. So hob beispielsweise das Churrätische Reichsurbar um 843 von sechs freien Männern, die am Walensee als Fischer arbeiteten, zwischen dem 1. Januar und Ostern jeweils 50 Fische ein – die zum Zeitpunkt der Niederschrift allerdings durch 40 Pfund Leinen und 1 Pfund Eisen abgelöst waren – nach der Martinsmesse (10. November) für 20 Tage aber alles, was sie fangen konnten.<sup>20</sup> Zumindest der erste, vorösterliche Termin legt nahe, dass die Fische ursprünglich als Fastenspeise gedacht waren. Weitere Fischabgaben – jedoch ohne zeitliche Festlegung – waren aus einer ganzen Reihe von Fischteichen (*piscinae*), in der Regel direkt an die Mühlen der Salzhöfe gekoppelt, im Walgau und an der Walensee-Route zu entrichten (Urbar Churrätien 377 Z. 26; 378 Z. 12; 381 Z. 7 [alle im Walgau]; 382 Z. 17 [Flums]; 384 Z. 33 [Mels]; 387 Z. 6–10 [Walenstadt]; 387 Z. 10 [Quarten]; vgl. *Kaiser* 2008, S. 221).

Doch erneut steht zu fragen, inwieweit diese, in Churrätien dokumentierten Verhältnisse repräsentativ waren. Vielmehr erscheinen sie wie ein Reflex auf das ein halbes Jahrhundert zuvor ergangene *Capitulare de villis* Karls des Großen (um 795), welches für die Königshöfe Fischteiche zur Sicherung der Fastenspeise (*quadragesimale*) vorschrieb und detailliert ihren Betrieb regelte (*Capitulare de villis* c. 21, S. 85; c. 44, S. 87; c. 62, S. 89; c. 65, S. 89; vgl. *Lampen* 2000, S. 126 f.; *Häberle u. Marti-Grädel* 2006, S. 149 f.). Tatsächlich nennen die nur wenig jüngeren *Brevium exempla* insgesamt vier besetzte Fischteiche am Königshof Annapes (*Brevium exempla* c. 30, S. 255: *vivarium cum piscibus*; c. 34, S. 256: *Vivaria cum piscibus III*), die nun zusammen mit Churrätien den treffenden Beleg bieten, dass dieses Kapitular zumindest für die königlichen Güter tatsächlich eine gewisse Wirkung erzielte. Allerdings steht angesichts des stark normativen Charakters der Quelle zu fragen, ob solch eine positive Einschätzung auf alle Königsgüter zu verallgemeinern ist.<sup>21</sup> Um so skeptischer wird man außerhalb der königlichen Domä-

20 Urbar Churrätien 383: *Piscatores. VI. liberi homines, quorum unusquisque ab octava domini usque in pasca reddit pisces. L., ita tamen, ut in eis singulis annis .XL. librae de lana et librae .I. de ferro redant. Et reddant post missam sancti Martini de viginti dies omnes, quos capere poterint.*

21 Einen weiteren Beleg für piscationes an einer königlich curtis in Föhring an der Isar bietet zum Jahr 903 eine Schenkung Ludwigs des Kinds an den Freisinger Bischof (Diplomata Ludwig das Kind Nr. 28, S. 139: *curtem quandam Veringa noncupatam cum pertinentiis suis [...] aquis aquarumque decursibus molinis piscationibus*); vgl. *Störmer* 1966, S. 395 f.

nen sein<sup>22</sup> und keinesfalls folgern dürfen, »dass schon in der Karolingerzeit die Fischhälterung als üblicher Bestandteil der Landwirtschaft betrachtet wurde« (so Häberle u. Marti-Grädel 2006, S. 150).

Zwar führen seit der Merowinger- und Karolingerzeit einzelne Urkunden immer wieder in Pertinenzien, selten auch als eigene Rechtsgegenstände, Fischrechte auf (*Lampen* 2000, S. 25–32, S. 83–88; frühmittelalterliche Belege für Fischrechte in natürlichen Gewässern Englands bringt *Bond* 1988, S. 72, S. 80–82, S. 85). So erkennen wir die Fischerei als ursprüngliches Königsrecht. Auch zeigen diese Belege beispielsweise, dass das Kloster Lorsch im Rahmen karolingischer Güterschenkungen mehrfach Fischrechte erhielt (Codex Laureshamensis 1, Nr. 8, 284 mit Nr. 18, 296 f.; Nr. 36, 319 f.; Nr. 48, 331; Nr. 50, 332 f.; Nr. 53–55, 336–340; 2, Nr. 381, 91; Nr. 468, 123; Nr. 552, 153 f.; Nr. 686, 198 f., Nr. 715, 208 f.), dass Kloster Einsiedeln zu 965 am Zürichsee ausgedehnte Fischrechte besaß (*Bossart u. Flück* 2006, S. 137 ohne Quellenangaben), auch dass und wie sich am Untersee das Kloster Reichenau und der Konstanzer Bischof in die Fischrechte teilten, die sie zunächst wohl in Eigenwirtschaft betrieben, im Spätmittelalter aber als Lehen ausgetan hatten (*Kunz* 1984, S. 18 ff.). Doch im Grund bleibt unser Wissen zufällig, durch die (Un)Gunst der Quellenlage bestimmt, unsystematisch und wenig geeignet, wirtschaftshistorische Rückschlüsse zu ziehen. Ist es bezeichnend, dass sich die verschiedenen Fischrechte, die das Kloster Lorsch erhalten hatte, nicht im dortigen Urbar niederschlagen? Wurden diese Rechte überhaupt genutzt?

Reicher und systematisch auswertbar fließen die Nachrichten zur Fischhaltung erst ab dem hohen und späten Mittelalter, als die Klöster vermehrt Urbare anlegten. Doch gerade für die hier näher behandelten Plätze fehlen solche Zusammenstellungen entweder ganz (Staffelsee, St. Peter im Bielersee) oder liegen »dank« großer Lücken in der Überlieferung erst aus deutlich jüngerer Zeit vor. So erfahren wir im 17./18. Jahrhundert immerhin aus den Güteraufzeichnungen des Klosters Frauenwörth im Chiemsee, dass der See und die benachbarten kleineren Gewässer in vielfältiger Weise als Fischreservoir genutzt wurden (*Englbrecht* 2003, S. 482, S. 486, S. 497), und dass das Kloster Seeon gar über 24 verschiedene Fischwässer verfügte, von denen es die unmittelbar benachbarten selbst bewirtschaftete, die weiter entfernten jedoch verlehnt hatte (*Wollenberg* 1993, S. 161). Allerdings lässt sich aus diesen Quellen kaum abschätzen, inwieweit solch eine, möglicherweise sogar systematische<sup>23</sup> Ausstattung der Klöster mit Fischgewässern in das ältere Mittelalter zurückreichte und erst in jüngerer Zeit in den Urbaren verschriftlicht wurde. Dafür spräche der hohe Traditionsgehalt dieser Güteraufzeichnungen sowie die oft in der Neuzeit noch (teilweise) in Naturalien zu leistende Fischabgabe, die nicht nur zeigt, wie wichtig dieses Nahrungsmittel den Klöstern war, sondern auch noch ganz mittelalterlich wirkt. Andererseits mag

---

22 Immerhin kennt das karolingische Polyptychon der Pariser Abtei Saint-Germain des Prés keinerlei Fischabgaben oder -erträge (Polyptyque de Saint-Germain).

23 Eine entsprechend systematische Ausstattung von Klöstern mit Fernbesitz lässt sich etwa für Weingüter zeigen (*Weber* 1999).

auch die Bedeutung des Fisches, möglicherweise in diversen Reformbemühungen erst durchgesetzt und gesteigert, zu einer – ebenfalls nicht selten nachzuweisenden – Restrukturierung der Abgabenordnung geführt und die spätere Ablösung der Fischabgabe durch Geld verhindert haben.

Als Indiz für die zweite These könnte der Nachweis von Fischteichen dienen, die letztlich demselben Zweck wie natürliche Fischgewässer dienten: der gesicherten Versorgung der Klöster mit Fisch. Für die Karolingerzeit bleibt dieser Nachweis weitgehend auf die schon genannten wenigen Belege aus dem *Capitulare de villis*, den *Brevium exempla* und dem Churrätischen Reichsurbar begrenzt (vgl. *Lampen* 2000, S. 126–128) und darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass erst im hohen Mittelalter eine massive Zunahme der Teichwirtschaft zu beobachten ist – und zwar gleichermaßen in schriftlichen Quellen (*Amacher* 1996, S. 128–130; *Häberle u. Marti-Grädel* 2006, S. 150 ff.)<sup>24</sup> wie im kulturlandschaftlichen Realienbefund (für das gut untersuchte Großbritannien *Aston* 1988, S. 205–455; *Greene* 1992, S. 124; *Aston* 2000, S. 143). Man gewinnt den Eindruck, dass die gesicherte und umfangreiche Versorgung mit Fisch erst jetzt ein besonderes Anliegen der Klöster wurde, die Verfügbarkeit der Ressource zuvor also nicht die gleiche Bedeutung besaß.

Fragen wir schließlich nach den Makroresten als unmittelbaren Zeugnissen mittelalterlichen Fischkonsums, so bleiben die Befunde bislang äußerst sporadisch: Erste Analysen im entsprechend untersuchten belgischen Kloster Ename deuten auf eine soziale Differenzierung des Fisch-/Fleischanteils sowie der verschiedenen Fischarten im Kloster hin: Während sich der Konvent – im Gegensatz zu seinen St. Galler Ordensbrüdern und vorbehaltlich chronologischer Differenzen – offenbar tatsächlich weitgehend auf Süßwasser- und Meeresfisch beschränkte, auf Fleisch aber verzichtete, lassen sich gerade im Abthaus nicht nur eine Auswahl hochwertiger Speisefische, sondern auch ein wesentlich höherer Fleischanteil feststellen, der – regelfreundlich interpretiert – nicht zuletzt auf die dort bewirteten hochgestellten Gäste zurückzuführen sein dürfte (*Neer u. Ervynck* 1996). Ebenso weist gerade die frühe angelsächsische Phase des Northumbrischen Klosters Jarrow eine Diät aus Fisch und Geflügel auf (*Cramp* 2006, S. 343 f.), und auch eine Mönchslatrine des späten 11. Jahrhunderts aus dem Schaffhauser Allerheiligenkloster erbrachte ausschließlich Fischreste, deren Artenspektrum noch dazu hervorragend mit den zeitgleichen *consuetudines*, den Alltagsbestimmungen des Klosters übereinstimmt (*Rehazek u. Brombacher* 1999, S. 213–221; *Hüster Plogmann* 2006, S. 193–197). Doch gerade an dieser Latrine wird auch ein Methodenproblem deutlich: Fischknochen kommen in diesem Kloster fast ausschließlich (und in noch größerem Anteil als in Ename) aus den geschlammten Fäkalschichten der Latrinen, sind also aufgeessen und wieder ausgeschieden worden. Aus den handverlesenen Auffüllschichten dieser Latrinen hingegen stammen so gut

24 Auch in England lassen sich Fischteiche ein einziges Mal und ebenfalls in Kombination mit einer Mühle im *Domesday Book* nachweisen; erst seit dem 12. Jahrhundert nehmen sie an Zahl zu (*Bond* 1988, S. 92 f.).

wie keine Fische, wohl aber viele andere Nahrungstiere. Hier handelt es sich um Küchen- und Speiseabfall, der nicht verspeist wurde. Zwar haben auch Fischknochen eine Chance, in den Speiseabfall zu gelangen, doch müssten dann auch diese Abfallschichten geschlämmt werden, die allerdings oft grobes Material enthalten, was die Erhaltung von fragilen Fischknochen wiederum einschränkt. Demgegenüber haben Knochen von Säugetieren kaum Aussichten, in Fäkalschichten mit ihren hervorragenden Erhaltungsbedingungen zu gelangen, so dass ein quantifizierender Vergleich der Makroreste und Rückschlüsse auf den Fischanteil an der Gesamtdiät kaum möglich sind (zum Methodenproblem auch *Heinrich* 1989).

Die nicht eben umfangreichen Schriftquellen zum Fischkonsum früh- und ältermittelalterlicher Klöster zeichnen ein eher zurückhaltendes Bild von der Wirksamkeit monastischer Abstinenzgebote, auch wenn die schlaglichtartig beleuchteten Königshöfe zeigen, dass man sich dort zumindest um die ausreichende Versorgung während der Fastenzeit bemühte. Gerade der erst im Hochmittelalter systematisch einsetzende Ausbau von Teichen zur Sicherung der Versorgung mit Fisch legt den Verdacht nahe, dass nun erst, nicht zuletzt wohl im Kontext verschiedener kirchlicher Reformbewegungen, Fisch eine wesentlich größere Bedeutung auf dem monastischen Speisezettel zuwuchs. Sofern die wenigen archäozoologischen Untersuchungen überhaupt eine Aussage erlauben, legen nun auch die Realien in Enne und Schaffhausen die weitgehende Einhaltung der Regel nahe.

Schon chronologisch ist es daher nicht gerade wahrscheinlich, dass der See im frühen und älteren Mittelalter als Fischressource eine besondere, ja geradezu eine tragende Rolle bei der Wahl eines Klosterstandorts spielte. Noch weniger lässt sich beim derzeitigen dürftigen Forschungsstand insbesondere der Archäozoologie nachvollziehen, ob Klöster im oder am See die Ressourcengunst dieser Lage dann wenigstens in besonderer Weise ausnutzten.

## 5 Der See als Verkehrsweg

Als zweiten Lageparameter modernen geographischen Denkens kennen wir die Verkehrstopographie, genauer die Gunstlage an Fernverkehrswegen. In der Tat ist die infrastrukturelle Funktion frühmittelalterlicher Klöster an Fernstraßen seit langem erkannt (für Bayern *Störmer* 1966; 1983). Mit Blick auf die technischen Bedingungen mittelalterlichen Landverkehrs (*Denecke* 1979; *Schreg* 2003) und die um den Faktor 40 bis 60 effizientere Energienutzung beim Wassertransport (*Vollenweider* 1912, S. 395), scheint es mehr als plausibel, dass auch oder gar bevorzugt größere Seen, Seenketten und See-Fluss-Systeme als Wasserstraßen genutzt wurden, wo sie zur Verfügung standen (für Bayern von *Störmer* 1966 nur beiläufig genannt; für die Schweiz *Reitmaier* 2008, S. 14 f.). Im unmittelbaren Vorland der Alpen, wo großflächige Moore etwa am Austritt des Loisachtals aus dem Gebirge, um den Chiemsee oder als Großes Moos zwischen Murten-, Neuenburger- und Bielersee die Ost-West-Passage erschwerten, bot der Transportweg über das Wasser weitere Vorteile.

Tatsächlich liegen die hier näher betrachteten Klöster sämtlich an oder in der Nähe großer, überregionaler Fernwege, deren Nutzung im Mittelalter gut bezeugt ist. Die Chiemseeklöster und Seeon flankieren im Süden und Norden eben diese schwierige Passage um ausgedehnte Moorgebiete, welche die wichtige Ost-West-Trasse aus dem Salzburgischen in Richtung Münchner Schotterebene und weiter nach Schwaben und in den Westen zu queren hatte (Abb. 3). Die römische Fernstraße Augsburg-Salzburg, Teil der großen nordalpinen West-Ost-Achse von Gallien über den Balkan zum Bosphorus, hatte diesen Abschnitt wohl mit einigen Kunstbauten auf einer Trasse nahe dem See passiert (Keller 1971). Seit dem frühen Mittelalter kam ihr nicht zuletzt durch die Ausbeutung der Salzvorkommen in Reichenhall große Bedeutung als Salzstraße zu (Wanderwitz 1984). In einem variierenden Trassenbündel umging sie nun die verschiedenen kleineren und größeren Wasser- und Moorflächen zwischen Chiemsee und Inn; eine Alternativroute südlich des Chiemsees wird vermutet, ist aber erst spät belegt (Schwarz 1989, S. 79–136). Noch weniger hören wir von einer regelmäßigen Transportschifffahrt auf dem Chiemsee, doch allein der Blick auf die Karte lässt sie als sinnvolle Alternative zu den schwierigen Streckenabschnitten nördlich und südlich des Sees erwarten, zumal das Ost- und Westufer des Sees günstige Landemöglichkeiten boten.

Mit der Stadtwerdung Münchens, dem Ausbau des Innübergangs in Wasserburg und den Schwierigkeiten, die Isar südlich München auf der Trasse der alten römischen Straße zu überqueren, gewannen seit dem hohen Mittelalter nördliche Alternativrouten an Bedeutung. Nicht nur das Kloster Seeon, das scheinbar so idyllisch und einsam liegt (so Scholz 1971, S. 9), war in diese Wegführung eingebunden (Prinz 1993, S. 52; vgl. Schwarz 1989, S. 167–169; Karte 87), wengleich der kleine See in diesem Fall keinen nennenswerten Verkehrsvorteil anbietet (Abb. 4), sondern auch weitere Klöster in Baumburg (Brugger et al. 2007) und Altenhohenau (Bezold et al. 1902, 1910–1912), vielleicht auch Rott liegen an Flusspassagen dieser Strecken (Schwarz 1989, S. 137–187). Dass mit dieser Schwerpunktverlagerung die alte Südroute und der Chiemsee nicht völlig ins Abseits gerieten, zeigt bereits die Gründung Rosenheims am Innübergang, das allerdings nie zu einer bedeutenden Stadt im Herzogtum Baiern heranwuchs. Ebenso deutet die Einrichtung eines Bistums Chiemsee im Jahr 1216 auf eine fortgesetzte gute Fernanbindung von Herrenwörth, dem Kathedralsitz des neuen Bischofs, hin, doch in der Praxis scheinen die Chiemseer Bischöfe in Salzburg und eben nicht auf der Insel residiert zu haben (Heim 2003).

Ein Stück weiter im Westen liegt der Staffelsee gleichfalls im Zug einer römischen Straße, der östlichen Route der *via Claudia*, die von Nord nach Süd, von Augsburg über Murnau, Partenkirchen und Mittenwald nach Italien führte (Czysz 1990, S. 255–257; Grabherr 2006, S. 65–67). Es ist nun gerade dieser Zweig, der allein im *itinerarium Antonini* wie in der *tabula Peutingeriana* mit Straßenstationen in *Fontes Tessenini*/bei Murnau(?) (*itinerarium Antonini*) bzw. *Covelicae*/Moosberg(?) bei Hechendorf (*tabula Peutingeriana*) angeführt wird (Walser 1983); wenn dem Geographen von Ravenna tatsächlich Abschriften spätantiker Itinerarkarten zu Grunde lagen, so bietet er einen weiteren Beleg für diese Route

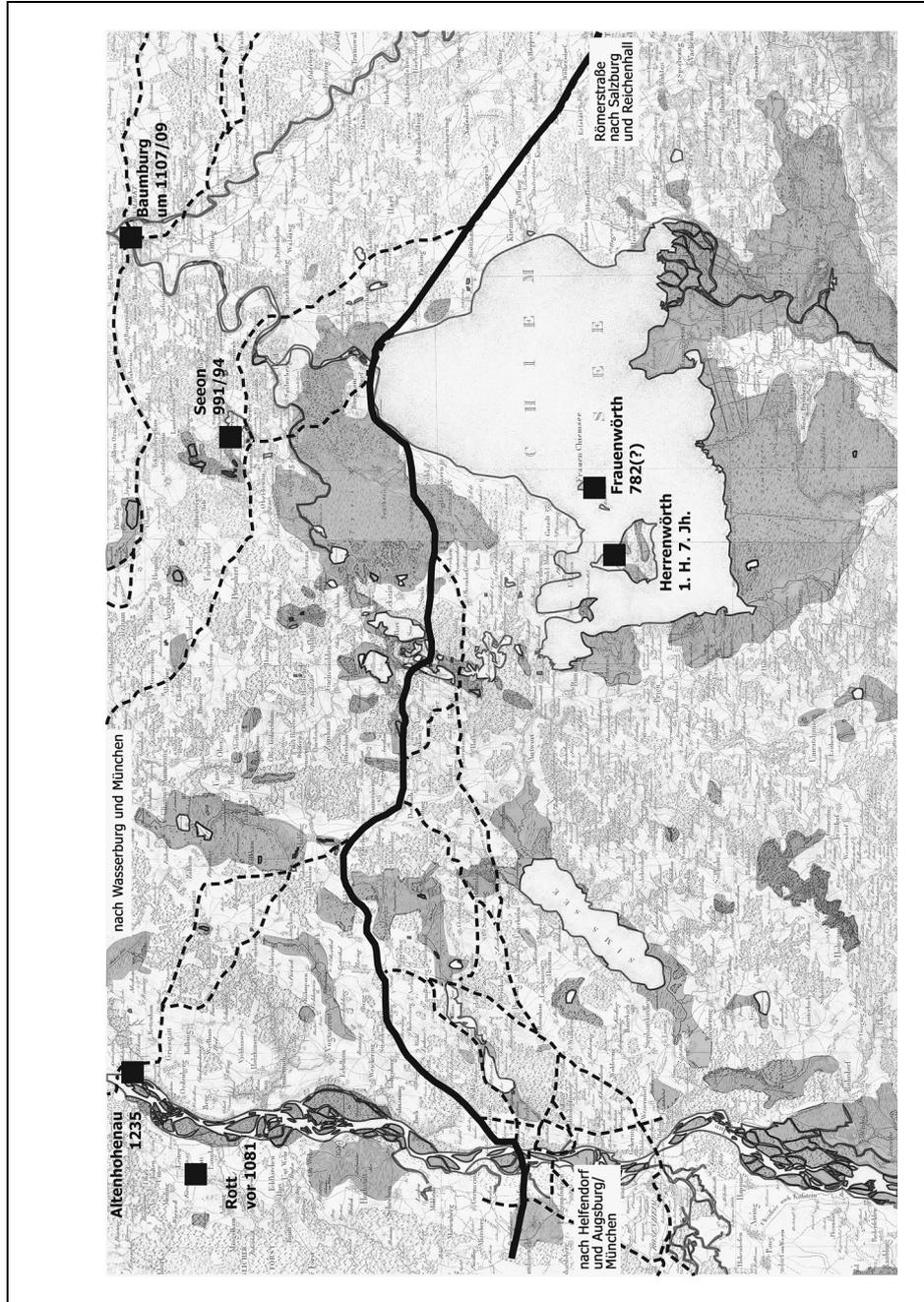


Abb. 3: Das mittelalterliche Fernwegenetz zwischen Inn und Traun mit dem Abschnitt der römischen Fernstraße Augsburg-Salzburg (dicke Linie) und mittelalterlichen Alternativrouten (gestrichelte Linien); Moorflächen um 1800 grau hinterlegt  
 Kartengrundlage: Topographischer Atlas vom Königreiche Baiern (um 1830/40); Fernwege nach Schwarz 1989

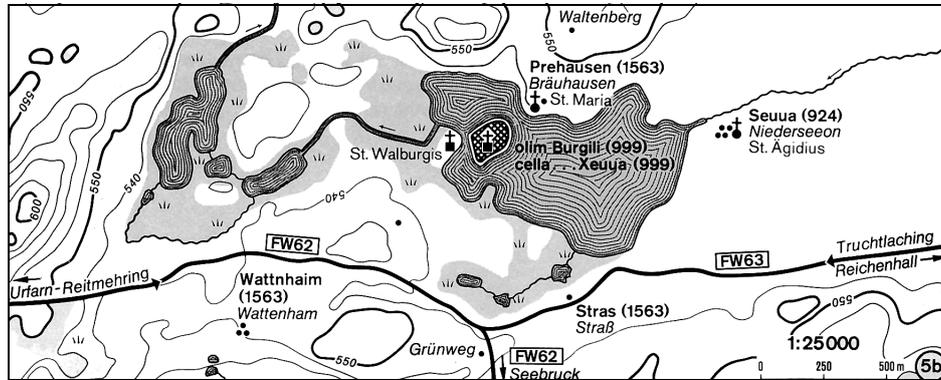


Abb. 4: Die Lage des Klosters Seon und der südlich am See vorbeiziehenden Fernwege Schwarz 1989, Karte 87

mit einer Station *Stafulon* (siehe oben). In der Tat lässt sich nicht nur im frühen 3. Jahrhundert ein Ausbau dieser Oststrecke über den Brenner nachweisen (zurückhaltend aber Czysz 1990, S. 257), sondern auch der zuvor dominierende Westzweig über den Reschen, Fernpass und Füssen tritt nun zurück: Untersuchungen am Straßenkörper im Lermooser Moor zeigen im 3. Jahrhundert einen deutlichen Rückgang der Instandhaltungsarbeiten, wobei die Straßenbreite auf die Hälfte reduziert wurde; in dieser Form existierte die Trasse bis in die Spätantike, wurde 374(d) n. Chr. letztmals repariert und scheint so noch das 6. Jahrhundert zu erreichen (Grabherr 2006, S. 131 f.; Kaiser 2008, S. 282). Insgesamt ist daher damit zu rechnen, dass die Ostroute, die den Staffelsee passierte, in der Spätantike wenigstens die gleiche Bedeutung wie die Westroute über Füssen besaß, vermutlich sogar von größerer Bedeutung war. Befestigte zivile Siedlungen, wie sie auf der Wörth-Insel nachgewiesen sind (Haas-Gebhard 1999, S. 145 f.; 2000, S. 41 f.), kennen wir auf dieser Strecke auch wenig weiter südlich vom Moosberg bei Hechendorf (Garbsch 1966), und nördlich vom Lorenzberg bei Epfach (Werner 1969). Die Epfacher Siedlung lag unmittelbar an der Fernstraße, der Moosberg war durch einen (überschotterten?) Knüppelweg an die Straße Augsburg-Partenkirchen angeschlossen (Garbsch 1966, S. 11 f., Karte 1), und wenn die *civitas Stafulon* tatsächlich einen Stationsort eines Itinerars abgab, so dürfte auch sie an die Fernstraße angeschlossen gewesen sein, die etwa 1 km östlich des Staffelsees entlang führte (Abb. 5).

Ebenso spricht im frühen und älteren Mittelalter die Funktion des Klosters als zeitweiliger Sitz Bischof Sintperts für eine gute Verkehrsanbindung des Platzes, wie sich um die Mitte des 10. Jahrhunderts auch Bischof Ulrich hier zuweilen aufhielt. Im Januar des Jahres 1000 schließlich nahm Otto III. auf der Durchreise von Ravenna am Staffelsee Quartier (Uhlirz 1954, S. 316), und bald darauf, im Jahr 1003, passte Herzog Heinrich im wenig nördlich gelegenen Kloster Polling den

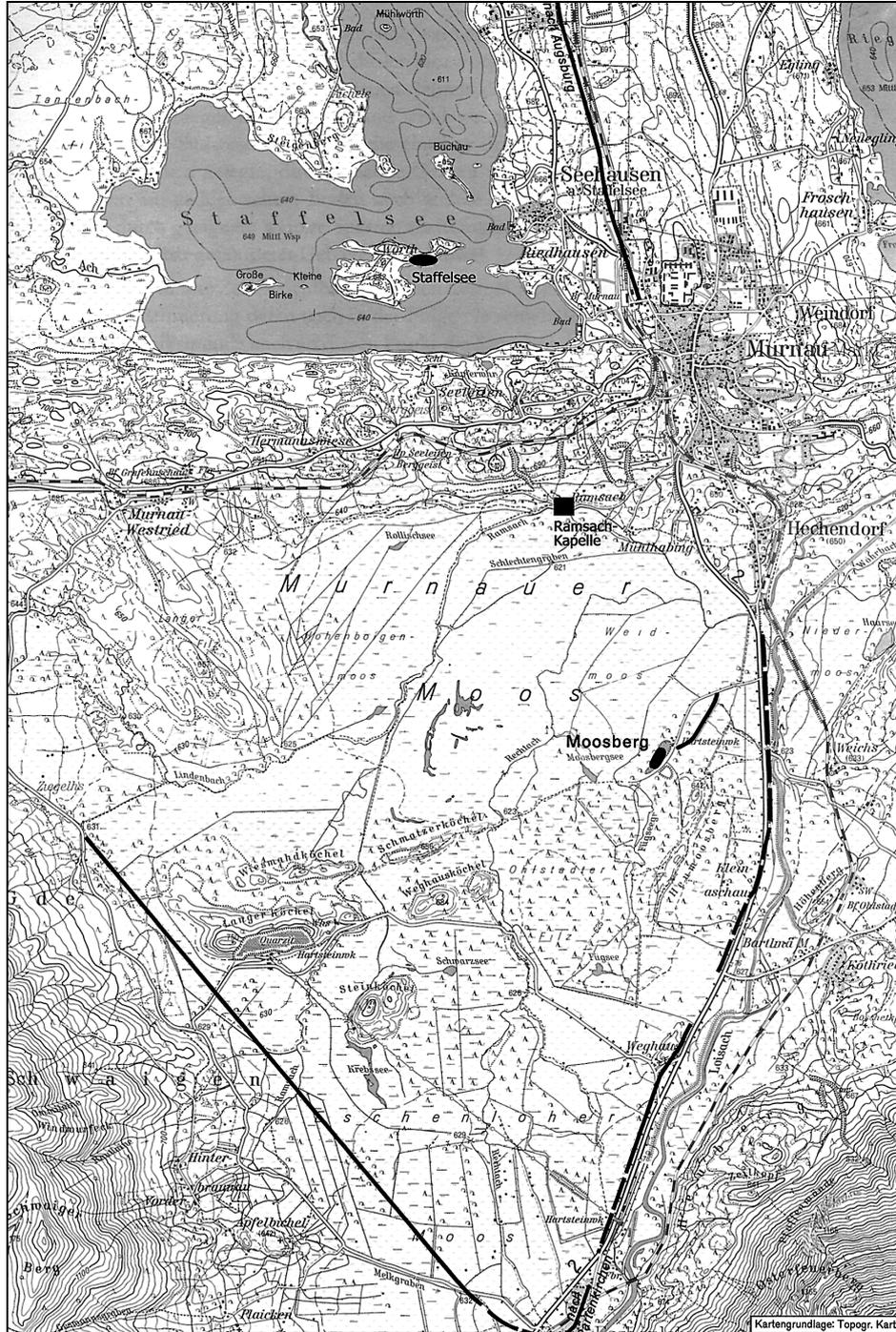


Abb. 5: Gesicherte und vermutete römische Straßen im Murnauer Moos und am Staffelsee nach Garbsch 1966, Karte 1 mit Ergänzungen

Leichenzug Ottos III. ab, der hier von Rom über die Alpen kam. Die im Hochmittelalter wichtige Rottstraße Weilheim-Mittenwald lässt sich auf diese Weise plausibel ins ältere Mittelalter zurückschreiben (Störmer 1983, S. 94 f. mit Verweis auf die Gestellung von Botendiensten und Reitpferden im Staffelseer Urbar) und setzt vermutlich die spätantike Straße ungebrochen fort. Ebenso weisen die Klöster der Nachbarschaft in Kochel, in der Scharnitz/Schlehdorf und vor allem Benediktbeuern<sup>25</sup> auf die Bedeutung dieses Verkehrswegs (Störmer 1966, S. 370–373, S. 397–401).<sup>26</sup> Nicht umsonst wird bei der Gründung Benediktbeuerns laut dem Rotulus Gottschalks zunächst ein Weg durch das Moor und eine Brücke über die Loisach angelegt, um das Kloster an Verkehrswege anzubinden (Chronicon Benedictoburanum c.2, S. 212: *viaque parata euntibus ad eundem locum supra paludem iuxta fluvium supradictum Lyubasa, super quod pontem erigere iusserunt*). Immerhin betont der Chronist, die Gründer, die aus der Region stammten, hätten Bonifatius, der angeblich das Kloster konsekrierte, von seinen häufigen Durchreisen nach und von Rom gekannt (Chronicon Benedictoburanum c.1, 212: *ex hiis namque et aliis bonis operibus contigit, ut saepe visitarentur a sancto viro Bonifacio cum in supradictis provinciis ad Romam iret atque rediret*). Dieser Lage an einer der prominenten Fernstraßen nach Italien war sich aber nicht nur Gottschalk in der Mitte des 11. Jahrhunderts bewusst, sondern auch eine örtliche Sage am Staffelsee dürfte die prominente Verkehrstopographie spiegeln: Auf ihrem Flug vom Blocksberg nach Benevent(!) machen nämlich Hexen auf der Bonifatiuslinde auf der Insel Wörth Station (Haas-Gebhard 2000, S. 20) – was angesichts des ganz ungewöhnlichen Zielorts wohl ebenfalls den transalpinen Fernverkehrsweg reflektiert.

Die Reichenau und St. Peter im Bielersee schließlich sind beide in ein Netz überregionaler Fernwege vom Oberrhein nach dem westlichen Oberitalien eingebunden: Die Reichenau liegt am Weg vom Hochrhein über den Bodensee und Alpenrhein weiter nach Chur und über die Bündner Pässe (Reitmaier 2008, S. 13 f.; Kaiser 2008, S. 173–184, S. 223–228). Der Bielersee hingegen bietet sich als Abschnitt der Nordost-Südwest-Achse durch das Schweizer Mittelland Richtung Genf und weiter nach Südfrankreich an, die bereits im 7. Jahrhundert mit einer ganzen Perlenschnur von Kirchen und Klöstern befestigt wird (Gutscher 2003); der See liegt eben dort, wo ein Weg nach Süden über den Thuner See ins Wallis und weiter Richtung Italien abzweigt (Reitmaier 2008, 14, S. 187–189).

25 In Schlehdorf und Kochel fehlen archäologische Untersuchungen, in Benediktbeuern erbrachten geringe Bodeneingriffe ein Mauerfragment des 8. Jahrhunderts, das vielleicht zu einem Kirchenbau gehörte (Winghart 1995, S. 12 f., Abb. 6 mit weitgehend spekulativem Grundriss); die Grabungen auf dem Klaiser »Kirchfeld« könnten das Kloster in der Scharnitz freigelegt haben (Sage 1977), doch scheint der Platz entgegen der schriftlichen Überlieferung, die eine kurzfristige Belegung um die Mitte des 8. Jahrhunderts behauptet, vom 7. bis zum 11. Jahrhundert genutzt worden zu sein.

26 Gerade die Klöster Kochel und Schlehdorf legen allerdings den Verdacht nahe, dass im 8. Jahrhundert noch eine weitere Alternativroute über den Walchensee (möglicherweise Schiffspassage) und Walgau nach Scharnitz genutzt wurde (vgl. Störmer 1966, S. 400).

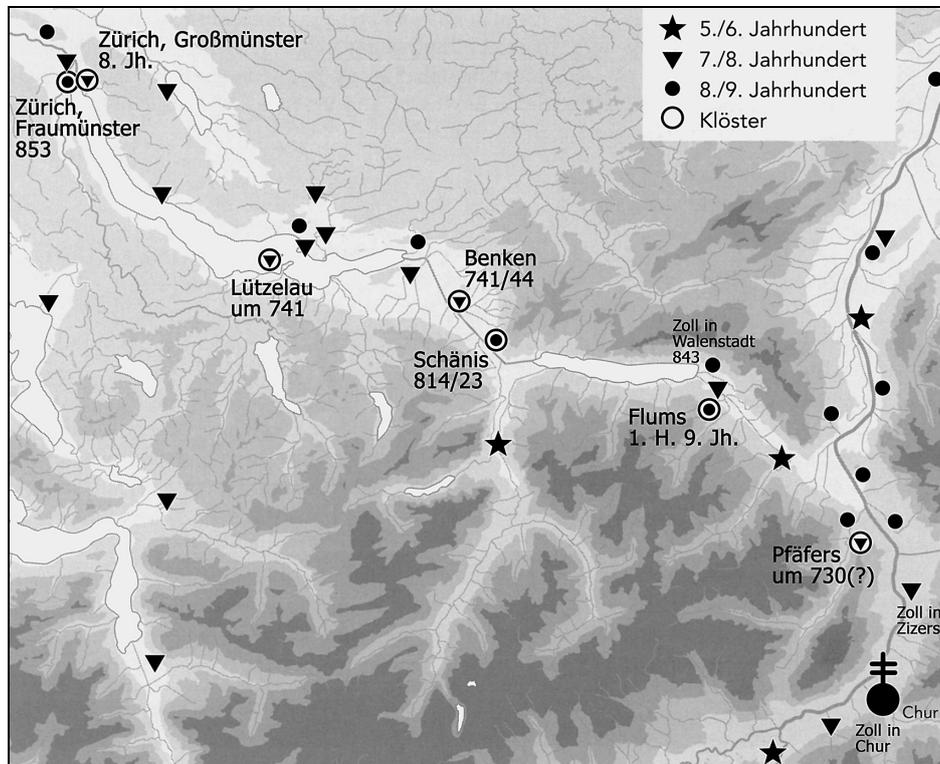


Abb. 6: Kirchen und Klöster des frühen und älteren Mittelalters entlang der Walenseeroute nach Windler 2004, Abb. 3 mit Ergänzungen nach Kaiser 2008, S. 225

Wer allerdings vom Rhein kommend nicht über den Bodensee reisen, gleichwohl aber nach Chur wollte, konnte auch die ohnehin kürzere Route über den Zürich- und Walensee wählen (Abb. 6), welche gerade für das frühe und ältere Mittelalter beispielsweise für Columban und Gallus auf dem Weg nach Italien, den Diakon Deusdona auf seinem Weg nach Fulda (Windler 2004, S. 233–235) und durch einen Zoll in Walenstadt (Urbar Churrätien, S. 382 f.: *De Ripa Vualahastad redditur de unoquoque carro, qui ibi pergīt denarii .VI. De unoquoque mancipio, quod ibi venditur, denarii .II. Similiter et de caballo*) gut belegt ist (Vollenweider 1912, bes. S. 392 ff.).<sup>27</sup> In seltener Dichte reihen sich auf diesem ›Abkürzer‹ Klöster des 8./9. Jahrhunderts aneinander (Windler 2004, S. 240 mit Abb. 3 und Liste 1), darunter ein weiteres Inselkloster auf der Lützelau am Ostende des Zürichsees (Schnyder 1986): 741 existierte es als kleines Nonnen-

<sup>27</sup> Die von Vollenweider (1912, S. 403) angeführten Schifffahrtsregelungen durch Lothar I. und deren Bestätigung durch Ludwig den Deutschen sind durch Theodor Schieffer (Diplomata Lothar I., Nr. 55, S. 158) als Verunechtung des 10. Jahrhunderts erkannt.

kloster im Besitz der Beata-Landolt-Sippe, wurde jedoch offenbar bald wieder aufgegeben; archäologisch lässt sich ein unregelmäßiger kleiner Saalbau mit Rechteckchor und Nordannex(?) fassen (*Sennhauser* 1996, S. 20).

Allein die Nähe zu einem Fernverkehrsweg sagt freilich noch nicht, dass ein Kloster auch aktiv an diesem partizipierte. So scheint etwa Kloster Fulda in verschiedene Routen eines vorklösterlichen Fernwegenetzes integriert (*Görich* 1955), doch weist *Dieter von der Nahmer* (1972, S. 108 f. mit Anm. 79) darauf hin, dass sich Sturmi bei der Suche nach einem geeigneten Gründungsort für das Kloster auf gerade diesen Straßen fürchtete, sich hier besonders fremd und einsam fühlte (*vita Sturmi* c. 7 f, S. 368 f.). Nicht jede Straßenlage bedeutet daher auch Teilnahme an Kommunikation und Verkehr. So muss es beispielsweise für das Kloster Seeon offenbleiben, wie weit es an der südlich am See vorüberziehenden Straße tatsächlich partizipierte (Abb. 4), denn hier fehlen uns gleichermaßen Schriftquellen wie eine chronologisch differenzierte Kenntnis der Mikrotopographie. Gleiches gilt streng genommen auch für alle anderen hier näher in den Blick genommenen Anlagen, denn trotz umfangreicher archäologischer Untersuchungen kennen wir für keines der Klöster am Chiem-, Staffel-, Boden- oder Bielersee in die Gründungszeit der Klöster datierte Anlegestellen, da sich die Ausgrabungen stets auf den Klausurbereich beschränken und bestenfalls den näheren Umgriff noch sporadisch abdecken. Am Staffelsee erforderte allerdings der umfangreich bezeugte, hochrangige Besucherverkehr zwingend solch eine Infrastruktur und die Anbindung an die Verkehrswege (siehe oben), und auf den Chiemseeinseln lässt sie sich auf Grund erschließbarer herrschaftlicher Funktionen der beiden Klöster glaubhaft postulieren.<sup>28</sup> Wenn Frauenchiemsee mit aufwendigem Gästetrakt und Torhalle ein Repräsentationsensemble Herzog Tassilos III. aufweist, dann muss das Kloster auch entsprechend gut erreichbar gewesen sein, um dort Repräsentationsakte wirkungsvoll zu inszenieren. Und ›für nebenan‹ zeichnet sich ab, dass Herrenwörth eines der renommiertesten Klöster der Agilolfinger gewesen sein muss, denn wo sonst hätte man Fürstensöhne der Karantanen angemessen unterbringen und ausbilden können (*Dopsch* 2005, S. 174)? Nur so ist es auch zu erklären, warum Karl der Große gerade dieses Kloster noch 788, also unmittelbar nach der Absetzung Tassilos III., an seinen engen Vertrauten Angilram von Metz verschenken konnte und wollte.

Für die Reichenau fällt schon topographisch auf, dass die erste Gründung, Mittelzell, nicht auf dem Höhenrücken der Insel liegt, sondern an der Nordflanke auf eine Bucht hin orientiert ist. Pirmin, so vermutet *Alfons Zettler* (1988, S. 37–40; *Untermann* 2001a, S. 157), und seine Mitbrüder hätten ihr Kloster auf diesen natürlichen Hafen ausgerichtet, denn die Lage der bis dato unkultivierten Insel sei vom ersten Moment an eine infrastrukturelle Herausforderung gewesen: Schließlich musste das Kloster ja versorgt werden und Kontakt zu seinen Besitzungen auf dem Festland haben (*Zettler* 1986/87, S. 112). Für diesen notwendigen Schiffsver-

<sup>28</sup> Für die Anlegestellen dürfte jeweils an die landseitigen Nordflanken der Inseln zu denken sein.

kehr sei die Bucht am Untersee besonders günstig, denn der natürliche Hafen schütze vor den Südweststürmen des Bodensees, sei weniger versumpft und hochwassergefährdet gewesen als die zweite, westlich benachbarte Bucht und liege an jenem Teil des Sees, der am gefahrlosesten schiffbar sei und gute Fischgründe biete. Zudem führe von hier der kürzeste Weg über den See zum Bodanrück, wo das Kloster wohl seine frühesten Besitzungen hatte (Zettler 1988, S. 38 f.).

In ganz vergleichbarer Mikrotopographie liegt das Peterskloster im Bielersee nicht auf der Inselhöhe, sondern an einer Bucht an der Südseite; die mittelalterliche Anlegestelle lässt sich an verschiedenen Uferabschnitten vermuten, ist aber ebenfalls nicht ergraben (Gutscher u. Ueltschi 1997, Abb. 5). Daniel Gutscher und Alexander Ueltschi (1997, S. 10) gehen ohne Umschweife davon aus, dass die Insel in römischer Zeit und im Mittelalter Anlegestelle an einem wichtigen Wasserweg war, dass der Insel Zentrumsbedeutung zukam. Neben dem Tempelbezirk in römischer Zeit lässt sich für das frühe Mittelalter die Grablege wohl des 7. Jahrhunderts anführen, die mit ihren Sarkophagen auf eine sehr gehobene, nach Burgund orientierte Oberschicht hinweist (Gutscher u. Ueltschi 1997, S. 50–54). Am Rande sei bemerkt, dass Jean-Jacques Rousseau auf der Insel bei einem Inselschaffner (*receveur*) wohnte (Rousseau 1782, S. 103), der dort seit der Säkularisation in Nachfolge des einstigen Priorats Zinsen einzog (Gutscher u. Ueltschi 1997, S. 21). Außer in den Augen Rousseaus lag die Insel offenbar doch nicht derart abgeschieden, denn wie wären (von) dort (aus) sonst Zinsen einzutreiben gewesen? Immerhin bekennt Rousseau bei dieser Gelegenheit selbst, dass er seine Neigung, sich ganz auf sich selbst zu beschränken, für welche die Insel ideal sei, zwar für natürlich hielte, sie jedoch noch bei niemand anderem gefunden habe (Rousseau 1782, S. 101). Erst er scheint die Wahrnehmung der Petersinsel als Ort der Einsamkeit erfunden zu haben: »Rousseaus Natur- und Inselbeschreibung [...] lässt demgemäß nichts mehr von der einstigen Zentrumsbedeutung, von der lateinischen 'insula medii lacus' wiedererkennen. Das romantische Bild der Insel, dem alle Späteren erliegen werden, ist geboren.« (Gutscher 2000, S. 199 f.).

Doch ist – so steht am Ende dieses Abschnitts zu fragen – die Lage am Verkehrsweg wirklich ein rein ökonomisches Motiv? Oder greifen hier – wie beim See als Fischressource – das Alltagspraktische und das Religiöse ineinander? Für eine erkleckliche Zahl von Klöstern an Landstraßen lässt sich zeigen, dass sie nicht selten an Übergängen und Passagen, Kreuzungspunkten oder anderen Problemstellen standen: Nicht zufällig liegen die hochmittelalterlichen Gründungen von Baumburg und Altenhohenau gerade am Zusammenfluss von Traun und Alz bzw. am Inn eben dort, wo neue, hochmittelalterliche Fernwege die Flüsse überqueren (Abb. 3). In agilolfingischer Zeit (Störmer 1983, S. 85 f.) finden wir Münchsmünster am Donauübergang eines Fernwegs vom Mittelrhein, Weltenburg (Hensch 2006; Diepolder im Druck) am Beginn einer schwierigen Flusspassage, wo das Donautal sich zu einer Schlucht verengt, oder Sandau (Kramer 2003, S. 228 f.; dazu Zettler u. Meier 2007, S. 461) und vor allem Schäftlarn<sup>29</sup> an Übergängen über Lech und Isar. Sicherlich war gerade an diesen neuralgischen Punkten eine zuverlässige Infrastruktur zum Unterhalt der Wege und zur Versorgung

der Reisenden von besonderer Bedeutung, und sicher konnte neben König und Herzog lange Zeit nur die Kirche solche Zuverlässigkeit garantieren. Doch gegenüber weltlichen Mächten besaßen kirchliche Institutionen einen weiteren Vorteil: Sie konnten beten – genauer: Sie konnten Passagen, die den Reisenden als gefährlich galten, religiös bewehren und so die Bewältigung erleichtern. Gleiches wird man für die Klöster im See mit Blick auf die insgesamt doch seltene, also ungewohnte und keineswegs gefahrlose Schiffsreise annehmen dürfen. Sie waren nicht nur Ausgangs- und Zielpunkt von Reisen, physischer Zufluchtsort in Gefahrensituationen, sondern sie leisteten auch religiösen Beistand auf gefahrvoll gedachten Wegen. So gewinnt das Kloster im See eine ganz neue spirituelle Bedeutung, nun nicht als Ort der Einsamkeit, sondern als religiöser ›Leuchtturm‹ an der Fernstraße; es ist nicht in sich gekehrt, sondern extrovertiert, strahlt nach außen.<sup>30</sup>

Es wäre ein Missverständnis, zwischen solchen ›Leuchttürmen‹ an der Fernstraße und dem spirituellen Motiv der Einsamkeit einen Widerspruch konstruieren zu wollen. Diesen Fehlschluss hat nicht zuletzt eine Kontroverse zwischen Dieter von der Nahmer (1972; 1973) und Friedrich Prinz (1974a; 1988) über den *solitudo*-Topos der karolingerzeitlichen Hagiographie in voller Schärfe herausgearbeitet: Im Kern der – daher im Grund überflüssigen – Debatte waren sich beide Autoren völlig einig, dass es sich weder der Schreiberabsicht, noch der Begriffs-konnotation nach beim *solitudo*-Begriff um eine Beschreibung siedlungsgeographischer Zustände handle, der Begriff also auch nicht entsprechend auswertbar sei, sondern vielmehr eine spirituelle Verfasstheit bezeichne (Nahmer 1972, 93, S. 110; Prinz 1974a, S. 163, S. 165).<sup>31</sup> Wie Sturm sich auf einem Fernweg verlassen fühlen und ängstigen konnte, so kann auch das Kloster als Ganzes an solch einem Fernweg stehen, dort technischen, karitativen und religiösen Beistand leisten, und der Konvent sich spirituell doch in der Einsamkeit der Welt wissen. Hier liegt nicht zuletzt ein wesentlicher Unterschied zum Einsamkeitsideal der Romantik, das zwar ebenso auf einen Seelenzustand abzielte, diesen aber weitaus stärker an die physische Bedingung des Alleinseins koppelte.

29 Die mehrfache Verlegung des technisch stets problematischen Isarübergangs zunächst der römischen Fernstraße Augsburg-Salzburg südlich Grünwald, dann wohl in verschiedenen Variationen zwischen Mühlthal und Schäftlarn sowie konkurrierend(?) an eine Furt bei Pullach lässt sich aus den Quellen leidlich erschließen (Störmer 1966, S. 382–396; Störmer 1968; Stöckl 1973; Wamser 2006). Zudem weist Störmer (1966, S. 384) darauf hin, dass Schäftlarn wohl auch auf dem Loisach-Isar-Wasserweg ähnlich wie Weltenburg an der Donau einen Abschnitt markierte, da sich das Isartal unterhalb Schäftlarns verengt und schwieriger zu befahren ist.

30 Das Kloster im See entspricht in dieser Funktion dem Kloster am See, so etwa Tegernsee, Schliersee, Kochel, Schlehdorf oder Mondsee.

31 Prinz' (1973) unnötig polemische Erwiderung auf Nahmer (1972) trifft sachlich zu, wo er Nahmer vorwirft, die Viten dann eben doch siedlungsgeographisch auszuwerten.

## 6 Der See als Herrschaftsraum

Mehrfach hatten sich Argumente für die konkrete Anbindung der Klöster an ein überregionales Wegenetz nur indirekt aus zentralörtlichen, insbesondere herrschaftlichen Funktionen wahrscheinlich machen lassen, da solche Funktionen gute Erreichbarkeit voraussetzen. Von besonderem Interesse waren dabei jene Aspekte, die dem Kloster im Einzelfall zusätzlich zu seinen ›normalen‹ Aufgaben zugeschrieben wurden: Repräsentationsfunktion auf Frauenwörth, adelige Ausbildungsstätte auf Herrenwörth im Chiemsee oder bischöflicher Rückzugsort im Staffelsee, denn hier werden hochrangige Interaktionen zwischen dem Kloster und der Welt greifbar, die sich hinsichtlich der Verkehrstopographie argumentativ nutzen lassen. Darüber hinaus ist freilich gar nicht zu leugnen, dass ein Kloster bereits aus sich heraus zentralörtliche Bedeutung besitzt, bedenkt man die religiöse Bedeutung, die wirtschaftliche Potenz, die Akkumulation von Personen und die Konzentration von Bildung an einem Ort. All diese Faktoren können jedoch in weitestgehender selbstverordneter Weltabgeschiedenheit gedeihen, sie bedürfen nicht des Austauschs mit der Welt, während etwa Repräsentation und Bildungsstätte genau in diesem steten Austausch erst ihren Sinn erhalten.

Dabei ist freilich an einen sehr materiellen Austausch, an einen Austausch und Kontakt von Personen und Waren gedacht. Doch auch dort, wo ein Kloster diesen Austausch meidet, wo es sich von den Verkehrswegen und der Welt abschließt, kommuniziert es mit seiner Um-Welt. Durch die Zuschreibung religiöser Kompetenz, durch die Akkumulation von Wirtschaftsgütern und in der Regel als Mittelpunkt einer Grundherrschaft wird das Kloster für seine Um-Welt mit Bedeutung aufgeladen, wird sein Platz im Raum zu einem Ort in der Landschaft (zur Terminologie vgl. Meier 2009, S. 725 ff.), werden seine Gebäude zum Bild der zugeschriebenen Bedeutungen. Jenseits und unabhängig von einem materiellen Austausch mit der Welt wird das Kloster so zum Bezugspunkt, willentlich oder nicht werden die Klosterbauten zum Bezugspunkt einer sozialen Raumkonstruktion, sie beherrschen die umgebende Landschaft im Sinn der Klosterideologie. Gerade im hügeligen, kleinräumigen Alpenvorland, wo weite Sicht die Ausnahme bleibt, ermöglicht die Lage inmitten eines Sees durch die weite Ebene des Wasserspiegels eine besonders effektive und weiträumige Markierung von Raum: Nicht nur die Seefläche lässt sich hier von einem zentralen Punkt aus dominieren, sondern von den umgebenden Hügelketten aus nimmt sich die Seefläche wie eine große Arena aus, deren Spielfläche obendrein nicht ohne Weiteres und schon gar nicht dauerhaft betreten werden kann. Wer hier über eine Insel verfügt, ist ohne Konkurrenz und kann nach seinem Gutdünken den Raum besetzen.

Das gilt freilich nicht nur für Klöster, sondern gleichermaßen für weltliche Herrensitze. Schon der Name *Burgili*, den die Klosterinsel Seeon zuvor trug, zeigt, dass es sich hier um einen Herrschaftsmittelpunkt der Aribonen gehandelt hatte. Ebenso liegt neben der Insel Lützelau, die wir bereits als Standort eines temporären frühmittelalterlichen Klosters kennenlernten, die wenig größere Ufenau (470 x 220 m); beide Inseln bildeten ursprünglich besitzmäßig eine Einheit in der Hand der Beata-Landolt-Sippe (Schnyder 1986, S. 272). Ohne jemals

Sitz eines Klosters gewesen zu sein, trägt die Ufenau gleich zwei Kirchen. Während St. Martin im Westen auf das 7. Jahrhundert zurückgeht und im 10. Jahrhundert verkleinert wurde, entstand St. Peter und Paul (mit Turm) im Osten erst um diese Zeit (Gutscher 2000, S. 200 f.). Gerade jetzt, um die Mitte des 10. Jahrhunderts, wohnte hier die Schwabenherzogin Reginlinde mit ihrem Sohn, was zumindest für diese Zeit wesentlicher Baumaßnahmen für eine herrschaftliche Funktion und zentrale Bedeutung der Ufenau spricht. Weiterhin stellt *Daniel Gutscher* (2000, S. 202 f.) für die Insel Werd (180 x 120 m) am Ausfluss des Bodensees (Kanton Thurgau) Indizien für ein frühmittelalterliches Herrschaftszentrum zusammen.

### 6.1 Die optische Besetzung

Die Besetzung des Raums kann auf zweierlei Wegen erfolgen. Einem waren wir bereits am Ende des Abschnitts zur Verkehrstopographie begegnet, wenn Klöster im See mit Blick auf die Verkehrswege wie Wegmarken, wie ›Leuchttürme‹ wirken: Kirchenbauten, insbesondere wo sie über Türme verfügen, dominieren ihre Umgebung über die Wasserfläche hinweg zunächst einmal optisch (zur optischen Strukturierung einer christlichen Landschaft vgl. *Meier* 2005, S. 122–124; 2008, S. 141 f.). Die Lage einiger Klöster auf kleinen Kuppen ihrer Inseln zeigt, dass man diesen Standortvorteil zu optimieren wusste. Auf Herrenwörth liegt das Kloster auf einer gut 20 m hohen Erhebung, Gleiches gilt für das Kloster im Staffelsee, das die höchste Kuppe der Insel Wörth nutzt (*Haas* 2000, S. 17),<sup>32</sup> und auch in Seon steht die Kirche auf einer leichten Erhebung. Andererseits blieb auf Frauenwörth eine Sondage auf dem höchsten Punkt der Insel ohne Befund, das Kloster liegt hier wie in Reichenau-Mittelzell und auf der Petersinsel im Bielersee näher am Seeufer und gibt dafür die ›Höhenlage‹ preis. Auf der Reichenau sind erst ›die karolingischen bzw. ottonischen Kirchen Gründungen Nieder- und Oberzell am West- bzw. Ostende der Insel [...] als Landmarken weithin sichtbar auf den Höhenrücken gesetzt und kündeten schon durch ihre Lage von einer Zeit, als die Mönche der Reichenau zu mächtigen geistlichen Herren mit großem wirtschaftlichem Hinterland und politischem Einfluss aufgestiegen waren‹ (*Untermann* 2001, S. 12).

In keiner Weise widerspricht solch eine optische Raumbesetzung den anderen hier angesprochenen (möglichen) Beweggründen und Funktionen eines Klosters

---

32 Für die Spätantike führt *Brigitte Haas-Gebhard* (1999, S. 145 f.; 2000, S. 41 f.) Staffelsee, den Moosberg, Epfach-Lorenzberg, Türkheim-Goldberg und Weßling-Frauenwiese als leicht befestigbare Plätze in etwas versteckter Lage abseits großer Fernstraßen an. Dem widerspricht bereits, dass wenigstens Epfach, wohl auch der Moosberg und Staffelsee spätantike Straßenstationen waren, die gerade auf Fernstraßen ausgerichtet und zwecks Auffindbarkeit gut sichtbar sein mussten. Vor allem aber liegen diese Plätze – abgesehen von Weßling-Frauenwiese – auf größeren Hügeln oder Inselbergen, im Staffelsee gar inmitten eines Sees. Wie sollten sie da etwas versteckt sein? Im Gegenteil: Diese Topographie hob die Siedlungen prominent aus der Landschaft heraus.

im See. Sie widerspricht allein dem – daher nicht weiter diskutierten – gelegentlich angeführten Argument, die Insellage hätte etwas mit Sicherheit zu tun: Doch mit Sicherheit war man für den Feind nirgends besser sichtbar als auf diesen Inseln. Nirgends gab es offensichtlicher etwas zu holen!

## 6.2 Die akustische Besetzung

Nicht offensichtlich und daher in unserer visuellen Wissenskultur bis jetzt weniger beachtet, ist ein zweites höchst effizientes Mittel der Raumbesetzung: der Schall. So führt *Jakob Grimm* (1922, Nr. 3 107) etwa den Klang eines Horns an, um Herrschaft abzustecken, und bei den zentralaustralischen Pintubi markiert der Ton des Schwirrholzes den Raum, der bei der Männerinitiation Frauen und Kindern verboten ist: Setzt er zu Beginn des Rituals ein, haben sie so weit zu laufen, bis sie den Ton nicht mehr hören (*Mohr* 2003, S. 59). Schall kann also ohne weiteres Raum markieren und herrschaftlich strukturieren.

Auf dem See bietet sich die Akustik als Instrument der Raumbesetzung umso stärker an, denn über Wasser trägt Schall besonders gut. In unserem Kontext ist hier vor allem an den Schlag der Kirchenglocken zu denken (vgl. *Grimm* 1922, Nr. 4 108 [Obernaul]; *Haverkamp* 1995, S. 104). Gerade in die Karolingerzeit datieren nun die ersten Glocken Mitteleuropas. Das gilt insbesondere für die großen, gegossenen Bronzeglocken (*Drescher* 1999), deren Technik Karl der Große aus dem Orient übernommen haben mag (*Hodges* 2000, 96 f.), während das Wort ›Glocke‹ sicher als irisches Lehnwort zu identifizieren ist (*Strasser* 1982, S. 402–407). Gemeinhin gilt es als einer der wenigen unmittelbaren Einflüsse der iro-schottischen Mission auf dem Kontinent, doch die Legenden, welche Iren in Zusammenhang mit Glocken bringen, sprechen in der Regel von Glockengießern (Beispiele bei *Strasser* 1982, S. 404) – einer Technik, die eben gerade nicht irisch ist.

Unter den wenigen, meist nur aus Fragmenten oder Gussgruben zu rekonstruierenden Kirchenglocken der Karolingerzeit (*Drescher* 1999) fehlen Belege aus dem Voralpenland oder gar von den hier betrachteten Inselklöstern. Doch aus Südbayern ist eine ganze Reihe eiserner, geschmiedeter Glocken bekannt, ähnlich denen, die irische Missionare als *clocca* bezeichnet haben dürften, und die im Verdacht früh- oder ältermittelalterlicher Datierung stehen. Im Fall der Ramsacher Magnusglocke (Gem. Murnau, Lkr. Garmisch-Partenkirchen) handelt es sich um eine Treichel, eine im Querschnitt annähernd rechteckige Glocke aus vernietetem Eisenblech mit Tragegriff.<sup>33</sup> Um die Mitte des 19. Jahrhunderts befand sich die Glocke im Kirchturm (Neubau um 1740). Ramsach liegt am Nordrand des Murnauer Mooses (Abb. 5), so dass die Nähe zum ehemaligen Staffelsee-Kloster auffällt. Immerhin nennt das dortige Inventar unter den Liturgica auch zwei »gute« Glocken (Brevium exempla c. 3, S. 251: *Pendent super eandem eccle-*

---

<sup>33</sup> Eine weitere, Columban zugeschriebene Glocke gleichen Typs liegt in St. Gallen (*Moosbrugger-Leu* 1971, S. 72 Abb. 131).

*siam signa bona II*). So verführerisch es wäre, nun die Ramsacher Glocke mit einer dieser beiden Klosterglocken zu identifizieren, fehlen doch alle argumentativen Zwischenglieder. Vielmehr schreibt die Legende die Ramsacher Glocke dem heiligen Magnus zu, der das erste Kirchlein, das älteste der Gegend und damit auch älter als das Staffelsee-Kloster, erbaut haben soll (*Krauß* 1893, S. 522–524; *Dannheimer* 1984, S. 26 f. Nr. 7a, Abb. 20). Einer weiteren örtlichen Sage nach hätten die dortigen Mönche ihre Glocken überdies im See versenkt, um sie vor den Ungarn zu bewahren (*Haas-Gebhard* 2000, S. 20). Alle weiteren südbayerischen Glocken, für die gleichfalls eine früh- oder ältermittelalterliche Zeitstellung vermutet wird, sind zwar wohl gleichfalls aus Eisen geschmiedet,<sup>34</sup> besitzen aber eine Kalottenform: In Wilparting (Gem. Irschenberg, Lkr. Miesbach) schreibt die Legende sie dem späterowingischen Martyrer Marinus zu, der damit das Volk zusammengerufen habe (*Krauß* 1893, S. 525; *Dannheimer* 1984, S. 27 Nr. 7b Abb. 21); in Dröbling (Gem. Oberalting-Seefeld, Lkr. Starnberg) wurde sie im 19. Jahrhundert in einem tragbaren Gestell als Wetterglocke verwandt (*Krauß* 1893, S. 525 f.; *Dannheimer* 1984, S. 29 Nr. 7c, Abb. 22), in Pullach (Lkr. München) bei aufziehendem Gewitter vor der Kirchentür geläutet (*Krauß* 1893, S. 526), ebenso in Aschering (Gem. Pöcking, Lkr. Starnberg), doch dort im Kirchturm installiert (*Krauß* 1893, S. 524 f.), auch in Münsing (Lkr. Bad Tölz-Wolfratshausen) war sie im Turm aufgehängt (*Krauß* 1893, S. 525), ein weiteres Exemplar um die Mitte des 18. Jahrhunderts vermutlich auch in Eglfing (Lkr. Weilheim-Schongau) wenig nördlich des Staffelsees (*Krauß* 1893, S. 526 f.).

Diese Zusammenstellung führt – unabhängig von der letztlich unsicheren Datierung all dieser Exemplare – zweierlei vor Augen: Es gibt ein Gruppe von vermutlich ältermittelalterlichen Glocken, die nicht im engeren Sinn als Kirchenglocken anzusprechen sind; das machen bereits ihre recht geringe Größe von etwa einem Fuß sowie die Herstellung aus Eisen deutlich, vor allem aber die Tragekonstruktion, die nicht zur soliden Befestigung an einem Glockenkamm taugt,<sup>35</sup> sondern diese Glocken als Handglocken ausweist. Im Inventar von Bergkirchen von 842 werden in der Kirche zwei Glocken genannt, eine aus Buntmetall und eine aus Eisen (Traditionen Freising Nr. 652, S. 550: *campanas II una aera et alia ferrea*); aus dem Text geht nicht hervor, wo diese Glocken angebracht waren oder wozu sie dienten, doch dass sie unter den Liturgica erscheinen, lässt weniger an Kirchenglocken, sondern eben an solche Handglocken denken. Ebenso sind ja auch im Staffelseer Urbar die beiden Glocken unter die Liturgica der Kirche eingereiht, doch heißt es dort, dass sie über (*super*) der Kirche hingen. Zählten Kirchenglocken also wie Paramente und liturgisches Gerät? Oder ließen sich diese Handglocken gleichermaßen in der Liturgie, aber auch als Kirchenglocken verwenden? Tatsächlich hingen die meisten dieser Realia im 19. Jahrhundert tatsäch-

34 *Krauß* 1893, S. 524 meint hingegen, es handele sich um gusseiserne Glocken und datiert sie daher mit Erfindung dieser Technik erst in das 15./16. Jahrhundert.

35 Eine ottonische Glocken mit originalem Glockenkamm ist aus Haithabu erhalten (*Drescher* 1984).

lich in Kirchtürmen oder wurden als Wetterglocken geschlagen. Offenbar – und dies ist der zweite Punkt – verfügen diese Glocken, auch wenn sie ursprünglich als Handglocken konzipiert gewesen sein dürften, über eine Klangkraft, die sie auch als Kirchen- und Wetterglocken nutzbar machte.

Auf dem Aachener Konzil von 801 verfügte Karl der Große das Läuten der Kirchenglocken zu den Gottesdiensten (Synodus et conventus Aquisgrani 802, c. 8, S. 106: *Ut omnes sacerdotes horis competentibus diei et noctis suarum sonent ecclesiarum signa et sacra tunc Deo celebrent officia et populos erudiant, quomodo aut quibus Deus adorandus est horis*); diese Interpretation ergibt sich nicht nur aus den Adressaten der Weisung, den Weltpriestern, sondern auch aus der Zielgruppe der folgenden gottesdienstlichen Unterweisung, dem Volk. Unter dem Aspekt der Raummarkierung erhält der Glockenklang mit dieser Regel eine neue Qualität, denn nun ist er explizit auf die umwohnende Bevölkerung bezogen, die zu den rechten Stunden zum Gottesdienst gerufen werden soll und diesem Ruf Folge zu leisten hat. (Doppelte) Klangzeichen, welche im Kloster die Mönche zur Terz, Sext und Non riefen, waren bereits in der Benediktregel (c. 48.12) festgelegt; auch sie wurden in karolingischer Zeit mehrfach eingeschränkt (z.B. im Capitulare monasticum von 817, c. 60, S. 347: *Ut duo tantum signa ad tertiam, sextam nonamque pulsantur*). Sie dürften mit einer Handglocke wie den oben genannten gegeben worden sein, die außerhalb des Klosters zu hören gewesen sein muss, wenn die Mönche etwa von der Feldarbeit gerufen werden sollten – wir denken an die erhaltenen Realia in ihrer späten Funktion als Kirchturm- und Wetterglocken. Doch was bedeutete ihr Schlagen für die Menschen außerhalb des Klosters? Zweifellos, es markierte den Hörraum als einen christlichen, es verwies auf den Zentralort, den ein Kloster zwangsläufig bildete – für seine Grundholden sicher stärker, als für die *familia* anderer Grundherren – es konnte dem Reisenden ein akustischer ›Leuchtturm‹ auf seinem Weg sein, gerade in der Wetterglocke manifestiert sich religiöser Beistand gegen physische Gefahren. Doch in der Alltagspraxis hatte das Schlagen der Klostersglocke jenseits der Mönche keine weiteren Folgen.

All das änderte sich unter Karl dem Großen, denn mit der flächigen Installation der neuen, großen Kirchenglocken nicht nur in Klöstern, sondern auch in den Kirchen des Weltklerus, mit der Verpflichtung, diese Glocken zu den Messzeiten zu läuten und vor allem mit der Verpflichtung der Christenmenschen, diesem Läuten zu folgen, wurde der Glockenklang zum Signallaut (Schafer 1977; vgl. Brüstle 2009, S. 128), zum Laut, der Aufmerksamkeit und Handlung erzwang. Zugleich – und vielleicht noch wichtiger und tiefer – schrieb er eine neue Wahrnehmung von Zeit in Raum und Handlungen: Es ist die Gliederung des Tages, der Woche, des Jahres zunächst nach der christlichen Liturgie, ein religiöses Zeitkonzept, das die Glocken in die Landschaft schlugen. Es ist vor allem aber auch ein starres, von außen oktroyiertes Zeitregime, das sich nicht an der zeitlichen Logik menschlicher Handlungen, sondern an naturwissenschaftlichen Phänomenen ausrichtet (Hodges 2000, 96 f.), das über den streng geregelten Takt des monastischen Tagesablaufs der Welt eine neue, exakte physische Wahrnehmung, Strukturierung

und Verfügbarkeit von Zeit bescherte, das die Menschen durch den gemeinsam gehörten Klang und die gemeinsame Ausrichtung nach diesem Klang zu einer neuen Gemeinschaft, zum christlichen Abendland zusammenschloss.<sup>36</sup>

Zum Schluss, nach dem Zusammenbruch der alten Welt, sind es die Glocken des christlichen Klosters Glastonbury, die Morgaine den Weg über den See weisen:

»Nur ganz selten hatte sie die andere Insel betreten. Jetzt rief sie die Barke, beschwor weit draußen auf dem See die Nebel, und als sie wieder ins Sonnenlicht hinausglitten, sah sie den langen Schatten der Kirche auf dem Wasser und hörte das sanfte Rufen einer Glocke. [...] Unbeobachtet erreichte sie das Ufer, unbeobachtet ging sie an Land und sah zu, wie die schwarz verhängte Barke wieder im Nebel verschwand.« (Zimmer Bradley 1987, S. 1108).

## 7 Zusammenfassung

Die Insel im See ist ein durchaus gängiger Lagetyp mittelalterlicher Klöster. Anhand einiger karolingischer Abteien aus dem nördlichen Voralpenland (Herren- und Frauenwörth im Chiemsee, Seon, Staffelsee, Reichenau, St. Peter im Bielersee) analysiert der Beitrag diese Lage hinsichtlich ihrer Motive und Funktionen. Dabei belegen die mittelalterlichen Ortsnamen dieser Klöster, dass die Insellage auch von den Zeitgenossen als solche wahrgenommen wurde. Das Einsamkeitsideal monastischen Lebens erscheint uns als der nächstliegende Grund für die Wahl der Insellage, doch ist zu berücksichtigen, dass die Insel als Ort der Einsamkeit erst durch die Romantik – nicht zuletzt durch den Aufenthalt *Jean-Jacques Rousseaus* auf der Petersinsel im Bielersee – entsprechend aufgeladen worden ist. Der Versuch, den See darüber hinaus als vorteilhaften, auch religiös motivierten Standort inmitten reicher Fischressourcen zu erweisen, scheitert vor allem an der Quellenlage: Weder lässt sich für die Gründungszeit der Klöster im frühen und älteren Mittelalter eine strenge Ausrichtung am Fleischverbot der Klosterregeln erweisen, noch lässt sich zeigen, dass Klöster im See in besonderer Weise Fisch konsumierten. Um so deutlicher sind die Indizien, dass die hier näher behandelten – und weitere – Inseln teils bereits vor und unabhängig von den Klöstern, sämtlich aber in ihrer Klosterphase in überregionale Fernverkehrsnetze eingebunden waren, in denen wohl auch die Schiffspassagen auf den Gewässern eine wesentliche Rolle spielten. Die zentralörtliche Funktion dieser Inselklöster leitet schließlich zur Betrachtung des Sees und seiner Ufer als Herrschaftsraum über, der von einer Insel aus besonders effektiv besetzt werden kann; dies gilt über der Ebene des Wassers nicht nur für die optische Raumbeherrschung, sondern vor allem auch für die akustische. Gerade in die karolingische Frühphase der

---

<sup>36</sup> Allgemein zur gruppenkonstituierenden Wirkung von gemeinsamen Klangerlebnissen *Brüstle* 2009, S. 123 f.

Klöster fällt auch die Einführung der Kirchenglocken in Mitteleuropa, die nicht nur ein christliches Weltkonzept, sondern vor allem ein neues Zeitregime in den Raum schlugen.

## 7 Summary

An island in the lake is quite a usual position of medieval monasteries. Motives and functions of this topography are analysed with respect to some Carolingian abbeys at the northern Alpine margin. As placenames indicate the monasteries' position on an island was perceived by contemporaries as well. First of all the monastic ideal of solitude seems to be an adequate explanation, however, it was mainly romanticism, which mystified the island as an ideal place of loneliness. Due to scarce sources it is hard to show that besides solitude a lake might have been a religiously desirable location due to fish resources: Neither is it possible to prove that in the early middle ages monks very fiercely obeyed the prohibition of meat, nor can we demonstrate that monasteries in a lake especially favoured a fish diet. What is much more apparent is a close integration of these islands in trans-regional networks of trunk roads, including water passages on the lakes; obviously these monasteries were central sites – not necessarily contradicting the monastic ideal of solitude within its walls. Finally as central sites these monasteries most effectively dominated the space around them, both optically and acoustically. The introduction of church bells is contemporary to the early, Carolingian phases of these sites, not only striking a Christian world view into the landscape, but a new concept of time.

## Quellen

- Benedicti Regula. Ed. v. *Hanslik, Rudolph*. – Wien 1960 (Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum, 75).
- Brevium exempla ad describendas res ecclesiasticas et fiscales. Ed. v. *Boretius, Alfred*. – Hannover 1883 (Monumenta Germaniae historica. Capitularia regum Francorum, I), S. 250–256.
- Capitulare monasticum. Ed. v. *Boretius, Alfred*. – Hannover 1883 (Monumenta Germaniae historica. Capitularia regum Francorum, I), S. 343–349.
- Chronicon Benedictoburanum. Ed. v. *Wattenbach, Wilhelm*. – Hannover 1851 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum, 9), S. 210–238.
- Chronicon S. Michaelis in pago Virdunensi a. 722–1034. Ed. v. *Waitz, Georg*. – Hannover 1841 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum, 4), S. 78–86.
- Codex Laureshamensis. Ed. v. *Glöckner, Karl*. – Darmstadt 1929/36 (Arbeiten der Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen).
- Conversio Bagoariorum et Carantanorum und der Brief des Erzbischofs Theotmar von Salzburg. Ed. v. *Lošek, Fritz*. – Hannover 1997 (Monumenta Germaniae historica. Studien und Texte, 15).

- Diplomata Karoli magni = Die Urkunden Pippins, Karlmanns und Karls des Großen. Ed. v. *Mühlbacher, Engelbert*. – Hannover 1906 (Monumenta Germaniae historica. Die Urkunden der Karolinger, 1), S. 77–478.
- Diplomata Lothar I. = Die Urkunden Lothars I. Ed. v. *Schiefer, Theodor*. – Berlin u. Zürich 1966 (Monumenta Germaniae historica. Die Urkunden der Karolinger, 3), S. 1–365.
- Diplomata Ludwig das Kind = Die Urkunden Ludwigs des Kindes. Ed. v. *Schiefer, Theodor*. – Berlin 1960 (Monumenta Germaniae historica. Die Urkunden der deutschen Karolinger, 4), S. 73–238.
- Diplomata Ottonis III. = Die Urkunden Ottos des III. Ed. v. Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. – Berlin 1957 (Monumenta Germaniae historica. Diplomata regum et imperatorum Germaniae, 2.2).
- Ekkehardi IV. Casus sancti Galli. Ed. v. *Haefele, Hans F.* – Darmstadt 1980 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, 10).
- Fontes rerum Bernensium. Bern's Geschichtsquellen 1, umfassend den Zeitraum von der vorhelvetischen Zeit bis 1217. – Bern 1883.
- Monumenta Benedicto Burana. – München 1766 (Monumenta Boica, 7), S. 1–222.
- Monumenta Seonensia. – München 1764 (Monumenta Boica, 2), S. 115–166.
- Polyptyque de l'abbaye de Saint-Germain des Prés rédigé au temps de l'abbé Irminon. Ed. v. *Longnon, Auguste*. – Paris 1886/95 (Documents de la Société d'Histoire de Paris 7/11).
- Ravennatis anonymi cosmographia et Guidonis geographica. Ed. v. *Schnetz, Joseph*. – Stuttgart 1940 (Itineraria Romana, 2), S. 1–110.
- Rousseau, Jean-Jacques*: Les rêveries du promeneur solitaire. Mémoires, 3. »Londres« 1782.
- Synodus et conventus exeunte anno 802 Aquisgrani habita. Ed. v. *Boretius, Alfred*. – Hannover 1883 (Monumenta Germaniae historica. Capitularia regum Francorum, 1), S. 105 f.
- Die Traditionen des Hochstifts Freising 1 (744–926). Ed. v. *Bitterauf, Theodor*. – München 1905 (Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte, N.F. 4).
- Johannes Turmair's, genannt Aventinus, Annales ducum Boariae 1. Ed. v. *Riezler, Sigmund*. – München 1882 (Johannes Turmair's, genannt Aventinus, sämtliche Werke, 2.1).
- Johannes Turmair's, genannt Aventinus, Bayerische Chronik. Ed. v. *Lexer, Matthias von*. – München 1886 (Johannes Turmair's, genannt Aventinus, sämtliche Werke, 5).
- Das Urbar des Reichsgutes in Churrätien. – In: Bündner Urkundenbuch 1. 390–1199. Ed. v. *Meyer-Marthaler, Elisabeth u. Perret, Franz*. – Chur 1955, S. 373–396.
- Das Verbrüderungsbuch der Abtei Reichenau. Ed. v. *Autenrieth, Johannes; Geuenich, Dieter u. Schmid, Karl*. – Hannover 1979 (Monumenta Germaniae historica. Libri memoriales et necrologia, N.S. 1).
- Vitae Columbani abbatis discipulorumque eius libri II. Ed. v. *Krusch, Bruno*. – Hannover u. Leipzig 1905 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae historicis separatim editi), S. 1–294.
- Vita Galli confessoris triplex. Ed. v. *Krusch, Bruno*. – Hannover u. Leipzig 1902 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum rerum Merovingicarum, 4), S. 229–337.
- Vita Germani abbatis Grandivallensis auctore Boboleno presbytero. Ed. v. *Krusch, Bruno*. – Hannover u. Leipzig 1910 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum rerum Merovingicarum, 5), S. 25–40.

- Vita Ermenlandi abbatis Antrensis auctore Donato. Ed. v. *Levison, Wilhelm*. – Hannover u. Leipzig 1910 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum rerum Merovingicarum, 5), S. 674–710.
- Vita S. Meginrati. Ed. v. *Holder-Egger, Oswald*. – Hannover 1888 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum, 15), S. 444–448.
- Vita S. Pirminii auctore monacho Hornbacensis. Ed. v. *Holder-Egger, Oswald*. – Hannover 1888 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum, 15), S. 21–31.
- Vita Sigiramni abbatis Longoretensis. Ed. v. *Krusch, Bruno*. – Hannover u. Leipzig 1902 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum rerum Merovingicarum, 4), S. 603–625.
- Eigilis vita S. Sturm abbatis Fuldensis. Ed. v. *Pertz, Georg Heinrich*. – Hannover 1829. Monumenta Germaniae historica Scriptorum, 2), S. 365–377.
- Ermanrici sermo de vita S. Sualonis dicti Soli. Ed. v. *Holder-Egger, Oswald*. – Hannover 1887 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum, 15.1), S. 151–163.
- Zimmer Bradley, Marion*: Die Nebel von Avalon. – Frankfurt a. M. 1987.

## Literatur

- Amacher, Urs*: Die Teichwirtschaft im Spätmittelalter. Vom Frischhaltebecken zum Fischmastweiher. – In: *Medium Aevum Quotidianum* 34, 1996, S. 68–90.
- Angenendt, Arnold*: Monachi peregrini. Studien zu Pirmin und den monastischen Vorstellungen des frühen Mittelalters. – München 1972 (Münstersche Mittelalter-Schriften, 6).
- Angenendt, Arnold*: Die irische Peregrinatio und ihre Auswirkungen auf dem Kontinent vor dem Jahre 800. – In: *Löwe, Heinz [Hrsg.]*: Die Iren in Europa im früheren Mittelalter. Stuttgart 1982 (Veröffentlichungen des Europa Zentrums Tübingen. Kulturwissenschaftliche Reihe), S. 52–79.
- Aston, Michael [Hrsg.]*: Medieval fish, fisheries and fishponds in England. – Oxford 1988 (British Archaeological Reports British Series, 182).
- Aston, Mick*: Monasteries in the landscape. – Stroud and Charleston 2000.
- Atsma, Hartmut*: Die schriftlichen Quellen zur Geschichte der Chiemsee-Klöster bis zur Errichtung des Augustinerchorherrenstiftes auf der Herreninsel. – In: *Milojčić* 1966, S. 43–57.
- Bauerreiß, Romuald*: Das frühmittelalterliche Bistum Neuburg im Staffelsee. – In: *Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens* 60, 1946, S. 375–438.
- Bausenhardt, Matthias; Eberl, Immo*: Vergleich abendländischer Mönchsregeln. – In: *Eberl, Immo [Hrsg.]*: Kloster Blaubeuren 1085–1985. Benediktinisches Erbe und Evangelische Seminartradition (Ausstellungskatalog Stuttgart 1985). – Sigmaringen 1985, S. 4–6.
- Bezold, Gustav von; Riehl, Berthold; Hager, Georg*: Stadt und Bezirksamt Wasserburg. München 1902 (Die Kunstdenkmale des Königreiches Bayern, 1. Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirkes Oberbayern, 6), S. 1891–2121.
- Boeckelmann, Walter*: Grundformen im frühkarolingischen Kirchenbau des östlichen Frankenreichs. Ein Versuch. – In: *Wallraf-Richartz-Jahrbuch* 18, 1956, S. 27–69.
- Bond, C. James*: Monastic fisheries. – In: *Aston* 1988, S. 69–112.
- Bossart, Julia u. Flück, Matthias*: »... dass auch die visch feüchter und kalter natur sind«. Archäologische und historische Spurensuche durch ein Jahr im Mittelalter. – In: *Hüster Plogmann, Heide [Hrsg.]*: Fisch und Fischer aus zwei Jahrtausenden. Eine fischereiwirtschaftliche Zeitreise durch die Nordwestschweiz. Augst 2006 (Forschungen in Augst, 39), S. 131–140.

- Brugger, Walter; Landersdorfer, Anton u. Soika, Christian [Hrsg.]*: Baumburg an der Alz. Das ehemalige Augustiner-Chorherrenstift in Geschichte, Kunst, Musik und Wirtschaft. – Regensburg 2007.
- Brüstle, Christa*: Klang als performative Prägung von Räumlichkeit. – In: *Csáky, Moritz u. Leitgeb, Christoph [Hrsg.]*: Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaften nach dem »spatial turn«. – Bielefeld 2009, S. 113–129.
- Cramp, Rosemary*: Wearmouth and Jarrow monastic sites. – Swindon 2005.
- Czysz, Wolfgang*: Römische Staatsstraße *via Claudia Augusta*. Der nördliche Streckenabschnitt zwischen Alpenfuß und Donau. – In: Regione Veneto [Hrsg.]: *La Venetia nell'area padana-danubiana*. Le vie di comunicazione = Kongress Venezia 1988. Padova 1990, S. 253–283.
- Dannheimer, Hermann*: Frühe Holzkirchen aus Bayern (Ausstellungskatalog München 1984/85). – München o.J. [1984] (Prähistorische Staatssammlung München. Kleine Ausstellungsführer, 3).
- Dannheimer, Hermann*: Auf den Spuren der Baiuwaren. Archäologie des frühen Mittelalters in Altbayern. Ausgrabungen – Funde – Befunde. – Pfaffenhofen 1987.
- Dannheimer, Hermann*: Archäologische Chiemseeforschungen 1979–1989. – In: *Garbsch, Jochen [Hrsg.]*: Spurensuche = Festschrift für Hans-Jörg Kellner. Kallmünz 1991 (Kataloge der Prähistorischen Staatssammlung. Beiheft, 3), S. 191–202.
- Dannheimer, Hermann*: Das *cenobium beate Afre* in Augsburg. – In: *Sennhauser, Hans Rudolf [Hrsg.]*: Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster = Symposium Zurzach u. Münstair 1995. Zürich 1996 (Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 17), S. 33–46.
- Dannheimer, Hermann*: Sandau. Archäologie im Areal eines altbayerischen Klosters des frühen Mittelalters. – München 2003 (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, 55 = Veröffentlichung der Kommission zur Vergleichenden Archäologie Römischer Alpen- und Donauländer).
- Dannheimer, Hermann*: Frauenwörth. Archäologische Bausteine zur Geschichte des Klosters auf der Fraueninsel im Chiemsee. – München 2005 (Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse, N.F. 126).
- Denecke, Dietrich*: Methoden und Ergebnisse der historisch-geographischen und archäologischen Untersuchung und Rekonstruktion mittelalterlicher Verkehrswege. – In: *Jankuhn, Herbert u. Wenskus, Reinhard [Hrsg.]*: Geschichtswissenschaft und Archäologie. Untersuchungen zur Siedlungs-, Wirtschafts- und Kirchengeschichte. Sigmaringen 1979 (Vorträge und Forschungen, 22), S. 433–483.
- Diepolder, Gertrud*: Auf Forschungswegen in die frühe Geschichte von Weltenburg. – In: *Schaiger, G. [Hrsg.]*: Die Benediktinerabtei Weltenburg in Geschichte und Gegenwart. Im Druck.
- Dopsch, Heinz*: Die Aribonen – Stifter des Klosters Seon. – In: *Malotki, Hans von [Hrsg.]*: Kloster Seon. Beiträge zu Geschichte, Kunst und Kultur der ehemaligen Benediktinerabtei. Weißenhorn 1993, S. 55–92.
- Dopsch, Heinz*: Die Geschichte der Abtei Frauenchiemsee im Spiegel der schriftlichen Quellen. – In: Dannheimer 2005, S. 171–212.
- Drescher, Hans*: Glockenfunde aus Haithabu. Neumünster 1984 (Berichte über die Ausgrabungen in Haithabu, 19. Das archäologische Fundmaterial, 4), S. 9–62.
- Drescher, Hans*: Die Glocken der karolingerzeitlichen Stiftskirche in Vreden, Kreis Ahaus. – In: *Stiegemann, Christoph u. Wemhoff, Matthias [Hrsg.]*: 799 Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn. Beiträge zum Katalog der Ausstellung Paderborn 1999. Mainz 1999, S. 356–364.

- Duby, Georges*: L'art cistercien. – Paris 1976 [ich zitiere nach der deutschen Ausgabe: Die Kunst der Zisterzienser. – Stuttgart 1993].
- Duft, Johannes*: Irische Einflüsse auf St. Gallen und Alemannien. – In: *Borst, Arno* [Hrsg.]: Mönchtum, Episkopat und Adel zur Gründungszeit des Klosters Reichenau. Sigmaringen 1974 (Vorträge und Forschungen, 20), S. 9–35.
- Edwards, Nancy*: The archaeology of early medieval Ireland. – London 1990.
- Elmshäuser, Konrad*: Untersuchungen zum Staffelseer Urbar. – In: *Rösener, Werner* [Hrsg.]: Strukturen der Grundherrschaft im frühen Mittelalter. Göttingen 1989 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 92), S. 335–369.
- Englbrecht, Jolande*: Wirtschaftsgeschichte des Klosters Frauenchiemsee bis zur Säkularisation 1803. – In: *Brugger, Walter u. Weitlauff, Manfred* [Hrsg.]: Kloster Frauenchiemsee 782–2003. Geschichte, Kunst, Wirtschaft und Kultur einer altbayerischen Benediktinerinnenabtei. Weißenhorn 2003, S. 479–520.
- Erdmann, Wolfgang*: Die ehemalige Stiftskirche St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell. Zum Stand der Untersuchungen Ende 1974. – In: *Leuteritz, Albrecht; Lipps-Kant, Barbara; Nedo, Ingrid u. Schwager, Klaus* [Hrsg.]: Festschrift für Georg Scheja zum 70. Geburtstag. Sigmaringen 1975, S. 78–97.
- Fanning, T.*: Excavation on the early Christian cemetery and settlement at Reask, County Kerry. – In: Proceedings of the Royal Irish Academy 81C, 1981, pp. 67–172.
- Fine Licht, Kield de u. Michelsen, Vibeke*: Øm klosterkirke, Rye sogn. Herning 1992 (Danmarks kirker, 16. Århus amt 8.40), S. 3777–3808.
- Fried, Pankraz*: Bischof Simpert und das Bistum Neuburg-Staffelsee. – In: Jahrbuch des Vereins für Augsburgs Bistumsgeschichte 12, 1978, S. 181–185.
- Garbsch, Jochen*: Der Moosberg bei Murnau. – München 1966 (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, 12 = Veröffentlichungen der Kommission zur Archäologischen Erforschung des Spätromischen Raetien, 6).
- Le Goff, Jacques*: Le désert-forêt dans l'occident médiéval. – In: Traverses 19, 1980, S. 23–33 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung: Die Waldwüste im mittelalterlichen Abendland. – In: *Le Goff, Jacques*: Phantasie und Realität des Mittelalters. Stuttgart 1990, S. 81–97].
- Görich, Willi*: Ortesweg, Antsavia und Fulda in neuer Sicht. Zur Heimführung des Bonifatius vor 1200 Jahren. – In: Germania 33, 1955, S. 68–88.
- Grabherr, Gerald*: Die Via Claudia Augusta in Nordtirol – Methoden, Verlauf, Funde. – In: *Walde, Elisabeth u. Grabherr, Gerald* [Hrsg.]: Via Claudia Augusta und Römerstraßenforschung im östlichen Alpenraum. Innsbruck 2006 (Innsbrucker Klassisch-Archäologische Universitätschriften, 1), S. 36–336.
- Greene, J. Patrick*: Medieval monasteries. – Leicester, London and New York 1992 (The Archaeology of Medieval Britain).
- Gregersen, Bo u. Selch Jensen, Carsten* [Red.]: Øm kloster. Kapitler af et middelalderligt cistercienserabbedis historie. – Ry 2003.
- Grimm, Jacob*: Deutsche Rechtsaltertümer. – 4. Aufl. Leipzig.
- Gutscher, Daniel*: Die St. Petersinsel im Bielersee – zum Bedeutungswandel der Schweizer Inseln. – In: Bayerische Gesellschaft für Unterwasserarchäologie [Hrsg.]: Inseln in der Archäologie. Islands in archaeology = Kongress Starnberg 1998. München 2000 (Archäologie unter Wasser, 3), S. 195–204.
- Gutscher, Daniel*: Die Nordsüdachse: Wiederbenützung und Ausbau des »schweizerischen Alpentransits« im Frühmittelalter. – In: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 14, 2003, S. 50–54.

- Gutscher, Daniel u. Ueltschi, Alexander*: Die archäologischen Forschungen. – In: Gutscher et al. 1998, S. 9–187.
- Gutscher, Daniel; Ueltschi, Alexander u. Ulrich-Bochsler, Susi*: Die St. Petersinsel im Bielersee, ehemaliges Cluniazenserpriorat. Bericht über die Grabungen und Bauuntersuchungen von 1984–1986. – Bern 1997 (Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern).
- Haas-Gebhard, Brigitte*: Archäologische Ausgrabungen auf der Insel Wörth im Staffelsee. – In: *Wamser, Ludwig [Hrsg.]*: Dedicatio = Festschrift Hermann Dannheimer. Kallmünz/Opf. 1999 (Kataloge der Prähistorischen Staatssammlung. Beiheft, 5), S. 140–161.
- Haas-Gebhard, Brigitte*: Die Insel Wörth im Staffelsee. Römische Befestigung, frühmittelalterliches Kloster, Pfarrkirche. Stuttgart 2000 (Führer zu archäologischen Denkmälern in Bayern. Oberbayern, 2).
- Häberle, Simone u. Marti-Grädel, Elisabeth*: Die Teichwirtschaft vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit. – In: *Hüster Plogmann, Heide [Hrsg.]*: Fisch und Fischer aus zwei Jahrtausenden. Eine fischereiwirtschaftliche Zeitreise durch die Nordwestschweiz. Augst 2006 (Forschungen in Augst, 39), S. 149–159.
- Haverkamp, Alfred*: »[...] an die große Glocke hängen« Über Öffentlichkeit im Mittelalter. – In: Jahrbuch des Historischen Kollegs 1995, S. 71–112.
- Heim, Manfred*: Bistum Chiemsee. – In: *Gatz, Erwin*: Die Bistümer des Heiligen Römischen Reiches. Von ihren Anfängen bis zur Säkularisation. Freiburg/Br. 2003, S. 158–163.
- Heinrich, Dirk*: Fischreste als archäozoologische Quellengattung – Probleme und Ergebnisse. – In: Archäologische Informationen 12, 1989, S. 172–179.
- Henker, Michael u. Reitzenstein, Wolf-Armin v. [Hrsg.]*: Gemeinde Chiemsee. – München 1992 (Bayerisches Flurnamenbuch, 1).
- Hensch, Mathias*: Neue archäologische Aspekte zur mittelalterlichen Geschichte des Frauenberges. – In: *Rind, Michael M.*: Der Frauenberg oberhalb Kloster Weltenburg II. Regensburg u. Bonn 2006 (Regensburger Beiträge zur Prähistorischen Archäologie, 16), S. 341–433.
- Herity, Michael*: Studies in the layout, buildings and art in stone of early Irish monasteries. – London 1995.
- Hlawitschka, Eduard*: Egino, Bischof von Verona und Begründer von Reichenau-Niederzell. – In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 137, 1989, S. 1–31.
- Hodges, Richard*: Towns and trade in the age of Charlemagne. – London 2000.
- Holzfurtner, Ludwig*: Gründung und Gründungsüberlieferung. Quellenkritische Studien zur Gründungsgeschichte der Bayerischen Klöster der Agilolfingerzeit und ihrer hochmittelalterlichen Überlieferung. – Kallmünz 1984 (Münchener Historische Studien. Abteilung Bayerische Geschichte, 11).
- Howe, John*: Creating symbolic landscapes. Medieval development of sacred space. – In: *Howe, John and Wolfe, Michael [eds.]*: Inventing medieval landscapes. Senses of place in Western Europe. Gainesville et al. 2002, pp. 208–223.
- Hüster Plogmann, Heide*: [...] der Mensch lebt nicht von Brot allein. Gesellschaftliche Normen und Fischkonsum. – In: *Hüster Plogmann, Heide [Hrsg.]*: Fisch und Fischer aus zwei Jahrtausenden. Eine fischereiwirtschaftliche Zeitreise durch die Nordwestschweiz. Augst 2006 (Forschungen in Augst, 39), S. 187–199.
- Jakobs, Dörthe*: Sankt Georg in Reichenau-Oberzell. – Stuttgart 1999 (Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalspflege in Baden-Württemberg, 9).

- Jahn, Joachim*: Urkunde und Chronik. Ein Beitrag zur historischen Glaubwürdigkeit der Benediktbeurer Überlieferung und zur Geschichte des agilolfingischen Bayern. – In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 95, 1987, S. 1–51.
- Jahn, Joachim*: Ducatus Baiuvariorum. Das bairische Herzogtum der Agilolfinger. Stuttgart 1991 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 35).
- Kaiser, Reinhold*: Churrätien im frühen Mittelalter. Ende 5. bis Mitte 10. Jahrhundert. – 2. Aufl. Basel 2008.
- Kasper, Clemens Maria*: Fortschritt durch Tradition. Spiritualität, Theologie, Kirchenpolitik und Archäologie des lerinischen Mönchtums in seiner Bedeutung für das monastische Abendland im 5. und 6. Jahrhundert. Eine Studie zum vorbenediktinischen Mönchtum. – (Diplomarbeit) Trier 1982.
- Keller, Erwin*: Die Römerstraße Augsburg-Salzburg. – In: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern, 18. Miesbach, Tegernsee, Bad Tölz, Wolfratshausen, Bad Aibling. 2. Aufl. Mainz 1971, S. 177–186.
- Koller, Heinrich*: Die Iren und die Christianisierung der Baiern. – In: *Löwe, Heinz* [Hrsg.]: Die Iren in Europa im früheren Mittelalter. Stuttgart 1982 (Veröffentlichungen des Europa Zentrums Tübingen. Kulturwissenschaftliche Reihe), S. 342–374.
- Kosch, Clemens*: Wasserbaueinrichtungen in hochmittelalterlichen Konventanlagen Mitteleuropas. – In: Frontinus-Gesellschaft e.V. [Hrsg.]: Die Wasserversorgung im Mittelalter. Mainz am Rhein 1991 (Geschichte der Wasserversorgung, 4), S. 87–146.
- Krauß, Gustav*: Über eiserne Kirchenglocken Oberbayerns. – In: Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte 48, 1893/94, S. 522–528.
- Kunz, Richard*: Fischereirechte im Untersee und Seerhein. Eine rechtshistorische Untersuchung über die Entstehung, Ausbildung und Weiterentwicklung von Fischereirechten. – (Diss.) Freiburg in der Schweiz 1984.
- Lampen, Angelika*: Fischerei und Fischhandel im Mittelalter. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Untersuchungen nach urkundlichen und archäologischen Quellen des 6. bis 14. Jahrhunderts im Gebiet des Deutschen Reiches. – Husum 2000 (Historische Studien, 461).
- Legler, Rolf*: Der Kreuzgang. Ein Bautypus des Mittelalters. – Frankfurt a. M., Bern, New York u. Paris 1989.
- Louis, Étienne*: Hamage (Nord): espaces et bâtiments claustraux d'un monastère mérovingien et carolingien. – In: Pratique et sacré dans les espaces monastiques au moyen âge et à l'époque moderne = Kolloquium Liessies-Maubeuge 1997. s.l. 1998 (Histoire Médiévale et Archéologie, 9), S. 73–97.
- Löwe, Heinz*: Pirmin, Willibrord und Bonifatius. Ihre Bedeutung für die Missionsgeschichte ihrer Zeit. – In: La conversione al cristianesimo nell'Europa dell'alto medioevo. Spoleto 1967 (Settimane di Studio del Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo, 14), S. 217–261, S. 517–526 [Diskussion].
- Kramer, Ferdinand*: Zur Geschichte des frühmittelalterlichen Klosters Sandau am Lech. – In: Dannheimer 2003, S. 227–243.
- Krauß, Gustav*: Über eiserne Kirchenglocken Oberbayerns. – In: Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte 48, 1893, S. 522–528.
- Krautheimer, Richard*: An introduction to an «iconography of mediaeval architecture». – In: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 5, 1942, pp. 1–33.
- Meier, Thomas*: Mensch und Umwelt während der Stauferzeit. Facetten einer komplexen Beziehung. – In: Gesellschaft für staufische Geschichte e.V. [Hrsg.]: Alltagsleben im Mittelalter. Göppingen 2005 (Schriften zur Staufischen Geschichte und Kunst, 24), S. 105–135.

- Meier, Thomas*: Einige Bemerkungen zum Umweltverhalten der Menschen im Mittelalter. – In: *Knopf, Thomas [Hrsg.]*: Umweltverhalten in Geschichte und Gegenwart. Vergleichende Ansätze. Tübingen 2008, S. 135–157.
- Meier, Thomas*: Umweltarchäologie – Landschaftsarchäologie. – In: *Brather, Sebastian; Geuenich, Dieter u. Huth, Christoph [Hrsg.]*: *Historia archaeologica* = Festschrift Heiko Steuer. Berlin u. New York 2009 (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde Ergänzungsband 70), S. 697–734.
- Mertens, Joseph*: Recherches archéologiques dans l'abbaye mérovingienne de Nivelles. – In: *Archaeologia Belgica* 61, 1962, S. 89–113.
- Mertens, Joseph*: L'abbaye de Nivelles avant 1046. – In: *Le folklore Brabançon* 243/244, 1984, S. 567–582.
- Milojčić, Vladimir*: Bericht über die Ausgrabungen und Bauuntersuchungen in der Abtei Frauenwörth auf der Fraueninsel im Chiemsee 1961–1964. – München 1966 (Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Abhandlungen, N.F. 65).
- Mohr, Hubert*: Kultischer Reizausschluss. – In: *Lanwerd, Susanne [Hrsg.]*: Der Kanon und die Sinne. Religionsästhetik als akademische Disziplin. Luxemburg 2003, S. 48–67.
- Moosbrugger-Leu, Rudolf*: Die Schweiz zur Merowingerzeit. Die archäologischen Hinterlassenschaften der Romanen, Burgunder und Alamannen. – Bern 1971 (Handbuch der Schweiz zur Römer- und Merowingerzeit).
- Nahmer, Dieter von der*: Die Klostergründung »in solitudine« – ein unbrauchbarer hagiographischer Topos? – In: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 22, 1972, S. 90–111.
- Nahmer, Dieter von der*: Über Ideallandschaften und Klostergründungsorte. – In: *Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige* 84, 1973, S. 195–270.
- Neer, Wim van and Ervynck, Anton*: Food rules and status: Patterns of fish consumption in a monastic community (Ename, Belgium). – In: *Archaeofauna* 5, 1996, pp. 155–164.
- O'Kelly, Michael J.*: Church Island near Valencia, Co. Kerry. – In: *Proceedings of the Royal Irish Academy* 59C, 1958, pp. 57–136.
- Parsons, David*: Sites and monuments of the Anglo-Saxon mission in central Germany. – In: *The Archaeological Journal* 140, 1983, pp. 280–321.
- Petzet, Michael*: Architektur als Kulisse – die Kunst Ludwigs II. – In: *Gregor-Dellin, Martin et al.*: Ludwig II. Die Tragik des »Märchenkönigs«. Regensburg 1986, S. 30–56.
- Pohl, Gerhard*: Die frühmittelalterlichen bis neuzeitlichen Baubefunde. – In: *Werner, Joachim [Hrsg.]*: Die Ausgrabungen in St. Ulrich und Afra in Augsburg 1961–1968. München 1977 (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, 23 = Veröffentlichungen der Kommission zur Archäologischen Erforschung des Spätromischen Raetien), S. 465–484.
- Prinz, Friedrich*: Frühes Mönchtum in Südwestdeutschland und die Anfänge der Reichenau. Entwicklungslinien und Forschungsprobleme. – In: *Borst, Arno [Hrsg.]*: Mönchtum, Episkopat und Adel zur Gründungszeit des Klosters Reichenau. Sigmaaringen 1974 (Vorträge und Forschungen, 20), S. 37–76.
- Prinz, Friedrich*: Topos und Realität in hagiographischen Quellen (Eine Erwiderung). – In: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 37, 1974, S. 162–166 (= Prinz 1974a).
- Prinz, Friedrich*: Frühes Mönchtum im Frankenreich. Kultur und Gesellschaft in Gallien, den Rheinlanden und Bayern am Beispiel der monastischen Entwicklung (4. bis 8. Jahrhundert). – Darmstadt 1988 2. Aufl.

- Prinz, Friedrich*: Mönchtum und Kultur. Die frühmittelalterlichen Grundlagen. – In: *Malottki, Hans von [Hrsg.]*: Kloster Seeon. Beiträge zu Geschichte, Kunst und Kultur der ehemaligen Benediktinerabtei. Weißenhorn 1993, S. 45–54.
- Rehazek, André u. Brombacher, Christoph*: Umwelt und Ernährung – Untersuchung der Tier- und Pflanzenreste. – In: *Bünteli, Kurt u. Gamper, Rudolf u. Lehmann, Peter*: Das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen. Zum 950. Jahr seiner Gründung am 22. November 1049. Schaffhausen 1999 (Schaffhauser Archäologie, 4), S. 213–230.
- Reitmaier, Thomas*: Vorindustrielle Lastsegelschiffe in der Schweiz. – Basel 2008 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, 35).
- Sage, Walter*: Das frühmittelalterliche Kloster in der Scharnitz. Die Ausgrabungen auf dem »Kirchfeld« zu Klais, Gemeinde Krün, Landkreis Garmisch-Partenkirchen, in den Jahren 1968–1972. – In: Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte 31, 1977, S. 11–133.
- Schafer, Raymond Murray*: The tuning of the world. – New York 1977 [ich zitiere nach der deutschen Ausgabe: Klang und Krach. Eine Kulturgeschichte des Hörens. – Frankfurt a. M. 1988].
- Schlichtherle, Helmut*: Zur Besiedlung der Insel Reichenau von den Anfängen bis in vorklösterliche Zeit. – In: *Untermann, Matthias [Hrsg.]*: Klosterinsel Reichenau im Bodensee. UNESCO Weltkulturerbe. Stuttgart 2001 (Landesdenkmalamt Baden-Württemberg Arbeitsheft, 8), S. 147–155.
- Schmidt-Thomé, Peter u. Osten-Woldenburg, Harald von der*: Archäologische Prospektion im mittelalterlichen Klosterbezirk von Reichenau, Kreis Konstanz. – In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2004, S. 217–220.
- Schnetz, Joseph*: Flurnamenkunde. – München 1952 (Bayerische Heimatforschung, 5).
- Schnyder, Hans*: Lützelau. – In: *Gilomen-Schenkel, Elsanne [Red.]*: Helvetia sacra. 3. Die Orden mit Benediktinerregel 1. Frühe Klöster, die Benediktiner und Benediktinerinnen in der Schweiz. Bern 1986, S. 272–278.
- Scholz, Helmut*: Das Kloster Seeon. Baugeschichtliche Untersuchung mit Rekonstruktionsversuchen. – München 1971 (Diss.).
- Schreg, Rainer*: Struktureller Wandel des Verkehrs als Forschungsproblem der Archäologie. Die Thesen vielfältiger Veränderungen im Verkehrswesen während der staufischen Zeit. – In: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 14, 2003, S. 65–70.
- Schwarz, Klaus*: Archäologisch-topographische Studien zur Geschichte frühmittelalterlicher Fernwege und Ackerfluren im Alpenvorland zwischen Isar, Inn und Chiemsee. – Kallmünz/Opf. 1989 (Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte, A45).
- Sennhauser, Hans Rudolf*: Frühe Klosterbauten in der Schweiz. Zum Stand der archäologischen Erforschung frühmittelalterlicher Klöster in der Schweiz. – In: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 12, 1996, S. 17–36.
- Sonderegger, Stefan*: Althochdeutsch auf der Reichenau. Neuere Forschungen zur ältesten Volkssprache im Inselkloster. – In: *Maurer, Helmut [Hrsg.]*: Die Abtei Reichenau. Neue Beiträge zur Geschichte und Kultur des Inselklosters. Sigmaringen 1974, S. 69–82.
- Springer, Matthias*: Riparii – Ribuarier – Rheinfranken nebst einigen Bemerkungen zum Geographen von Ravenna. – In: *Geuenich, Dieter [Hrsg.]*: Die Franken und die Alemannen bis zur »Schlacht bei Zülpich« (496/97). Berlin u. New York 1998 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 19), S. 200–269.

- Stöckl, Emil*: Der mittelalterliche Wasserweg auf der mittleren Isar und die Überfahrt Mühlthal – Schäftlarn. – In: Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte 97, 1973, S. 456–463.
- Störmer, Wilhelm*: Fernstraße und Kloster. Zur Verkehrs- und Herrschaftsstruktur des westlichen Altbayern im frühen Mittelalter. – In: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 29, 1966, S. 299–343 [ich zitiere nach dem Wiederabdruck in: *Lukas-Götz, Elisabeth; Kramer, Ferdinand u. Weber, Andreas Otto [Hrsg.]*: Mittelalterliche Klöster und Stifte in Bayern und Franken. Aufsätze von Wilhelm Störmer. St. Ottilien 2008, S. 367–406].
- Störmer, Wilhelm*: Zur Geschichte des Raumes Schäftlarn-Mühlthal im 8. Jahrhundert. – In: *Dannheimer, Hermann*: Epolding-Mühlthal. Siedlung, Friedhöfe und Kirche des frühen Mittelalters. München 1968 (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, 13 = Veröffentlichungen der Kommission zur Archäologischen Erforschung des Spätromischen Raetien, 7), S. 83–91.
- Störmer, Wilhelm*: Beobachtungen zur historisch-geographischen Lage der ältesten bayerischen Klöster und ihres Besitzes. – In: *Zwink, Eberhard [Hrsg.]*: Frühes Mönchtum in Salzburg. Salzburg 1983 (Salzburg Diskussionen 4) 109–123 [ich zitiere nach dem Wiederabdruck in: *Lukas-Götz, Elisabeth; Kramer, Ferdinand u. Weber, Andreas Otto [Hrsg.]*: Mittelalterliche Klöster und Stifte in Bayern und Franken. Aufsätze von Wilhelm Störmer. St. Ottilien 2008, S. 83–102].
- Stout, Matthew*: The Irish ringfort. – Dublin 1997.
- Strasser, Ingrid*: Irisches im Althochdeutschen? – In: *Löwe, Heinz [Hrsg.]*: Die Iren in Europa im früheren Mittelalter. Stuttgart 1982 (Veröffentlichungen des Europa Zentrums Tübingen. Kulturwissenschaftliche Reihe), S. 399–422.
- Uhlirz, Mathilde*: Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Otto II. und Otto III. 2. Otto III. 983–1002. – Berlin 1954.
- Untermann, Matthias*: UNESCO-Weltkulturerbe »Klosterinsel Reichenau im Bodensee«. – In: *Untermann, Matthias [Hrsg.]*: Klosterinsel Reichenau im Bodensee. UNESCO Weltkulturerbe. Stuttgart 2001 (Landesdenkmalamt Baden-Württemberg Arbeitsheft, 8), S. 9–41.
- Untermann, Matthias*: Die archäologische Erforschung der Insel Reichenau. – In: *Untermann, Matthias [Hrsg.]*: Klosterinsel Reichenau im Bodensee. UNESCO Weltkulturerbe. Stuttgart 2001 (Landesdenkmalamt Baden-Württemberg Arbeitsheft, 8), S. 157–171.
- Venge, Michael*: På sporet af Holme kloster. – In: *Fynske Arbøger* 1982, S. 27–38.
- Vollenweider, Otto*: Geschichte des Verkehrs auf der Wasserstraße Walenstad – Zürich – Basel. – In: *Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft* 4, 1912, S. 383–566.
- Walser, Gerold*: Die römischen Straßen und Meilensteine in Raetien. – Aalen 1983 (Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands, 29).
- Wamser, Ludwig*: »Apud Puoloch« – Dokumentarisches zum historischen Umfeld Pullachs im frühen und hohen Mittelalter. – In: *Münzing, Heinz-Peter u. Deprosse, Erwin [Hrsg.]*: 1200 Jahre Pullach i. Isartal 806–2006. Pullach 2006, S. 264–290.
- Wanderwitz, Heinrich*: Studien zum mittelalterlichen Salzwesen in Bayern. – München 1984 (Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte, 73).
- Weber, Andreas Otto*: Studien zum Weinbau der altbayerischen Klöster im Mittelalter. Altbayern – österreichischer Donauraum – Südtirol. Stuttgart 1999 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 141).

- Weiermann, Herbert*: Die Klosteranlagen in Seeon und Baumburg. – In: Landkreis Traunstein [Hrsg.]: Heimatbuch des Landkreises Traunstein, 6. Kunstgeschichtliche Denkmäler von der Renaissance bis zur Gegenwart. Trostberg 1996, S. 469–480.
- Werner, Joachim [Hrsg.]*: Der Lorenzberg bei Epfach. Die spätrömischen und frühmittelalterlichen Anlagen. – München 1969 (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, 8 = Veröffentlichungen der Kommission zur Archäologischen Erforschung des Spätrömischen Raetien, 2 = Epfach, II).
- Windler, Renata*: »*Transcensis igitur Alpium iugis in finibus Alamannorum venit*«. Grenzzone und Verkehrsachse, Romanen und Germanen zwischen Chur und Zürich im 6. bis 9. Jahrhundert. – In: *Graenert, Gabriele; Marti, Reto; Mutschli, Andreas u. Windler, Renata [Hrsg.]*: Hüben und drüben – Räume und Grenzen in der Archäologie des Frühmittelalters = Festschrift Max Martin. Liestal 2004 (Archäologie und Museum, 48), S. 233–251.
- Winghart, Stefan*: Zur frühen Architekturgeschichte von Kloster Benediktbeuern, Lkr. Bad Tölz-Wolfratshausen. Ergebnisse der Ausgrabungen von 1988/89. – In: *Weber, Leo [Hrsg.]*: Vestigia Burana. Spuren und Zeugnisse des Kulturzentrums Kloster Benediktbeuern. München 1995 (Benediktbeurer Studien, 3), S. 9–28.
- Wolfram, Herwig*: Virgil als Abt und Bischof von Salzburg. – In: *Dopsch, Heinz u. Juffinger, Roswitha [Hrsg.]*: Virgil von Salzburg. Missionar und Gelehrter = Symposium Salzburg 1984. Salzburg 1985, S. 342–356.
- Wollenberg, Klaus*: Aspekte der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Klosters Seeon. – In: *Malotki, Hans von [Hrsg.]*: Kloster Seeon. Beiträge zu Geschichte, Kunst und Kultur der ehemaligen Benediktinerabtei. Weißenhorn 1993, S. 151–165.
- Zehetmair, Eva-Maria*: Das Benediktinerkloster in Seeon – ein historischer Abriß. – In: *Malotki, Hans von [Hrsg.]*: Kloster Seeon. Beiträge zu Geschichte, Kunst und Kultur der ehemaligen Benediktinerabtei. Weißenhorn 1993, 93–116.
- Zettler, Alfons*: Zum frühkarolingischen Klosterbau im östlichen Frankenreich. Das Beispiel Reichenau. – In: *Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters* 14/15, 1986/87, S. 81–118.
- Zettler, Alfons*: Die frühen Klosterbauten der Reichenau. Ausgrabungen – Schriftquellen – St. Galler Klosterplan. – Sigmaringen 1988 (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, 3).
- Zettler, Alfons*: Zur archäologischen Erforschung der Abtei und der klösterlichen Zellen auf der Insel Reichenau im Bodensee. – In: *Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich* 12, 1996, S. 51–63.
- Zettler, Alfons*: Klösterliche Kirchen, Cellae und Stifte auf der Insel Reichenau. – In: *Lorenz, Sönke u. Zotz, Thomas [Hrsg.]*: Frühformen von Stiftskirchen in Europa. Funktion und Wandel religiöser Gemeinschaften vom 6. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts = Festschrift Dieter Mertens. Leinfelden-Echterdingen 2005 (Schriften für Südwestdeutsche Landeskunde, 54), S. 357–376.
- Zettler, Alfons u. Meier, Thomas*: Rezension zu Dannheimer 2003. – In: *Bayerische Vorgeschichtsblätter* 72, 2007, S. 460–463.
- Zibermayr, Ignaz*: Noricum, Baiern und Österreich. Lorch als Hauptstadt und die Einführung des Christentums. – Horn 1956 2. Aufl.



Hans-Ulrich Schiedt

## Binnenseen als Verkehrsräume im Zeitraum zwischen dem 18. und dem 20. Jahrhundert<sup>1</sup>

Mit 6 Abbildungen und 7 Tabellen

Die Literatur zeichnet in groben Zügen folgendes Bild: Die Schifffahrt war sehr bedeutend bis in die Frühneuzeit. Dann führten die besseren Strassen zu einem sukzessiven Niedergang noch im 18. Jahrhundert. Als weitere Gründe dafür werden die vielfältigen Zunftbeschränkungen der Schifffahrt und die obrigkeitliche Privilegierung einzelner Linien, Kurse oder Transportgüter genannt, die allerdings beginnend mit der Helvetik, in den radikalliberalen Revolutionen der 1830er-Jahre und schließlich 1848 aufgehoben respektive aufgelöst wurden. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen die Dampfschiffe auf – in der Schweiz seit 1823. Deren Blüte fiel in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und in die Jahre bis zum Ersten Weltkrieg. Die seit den 1850er-Jahren gebauten Eisenbahnen<sup>2</sup> führten zu einer funktionalen Ausdifferenzierung im Verkehrssystem allgemein und in der Schifffahrt, die fortan vor allem noch touristischen Zwecken diente. Die skizzierten Linien werden in einzelnen Regionalstudien und Ortsmonographien differenzierter behandelt, meistens jedoch ohne zu allgemeinen Aussagen hinsichtlich der Verkehrsgeschichte zu gelangen.

Dieses Bild soll nun im Folgenden hinterfragt, detailliert und auch in einigem revidiert werden: Denn im Zusammenhang mit den besseren Strassen verloren die Schiffsetappen im überregionalen Transit wohl tendenziell ihre Bedeutung. Nicht der Fall war dies aber bei den weitaus zahlreicheren lokalen Verkehrsbeziehungen, die in der Forschung immer noch zu wenig behandelt werden. Sie gewannen auf den Schweizer Seen im Lauf des 19. Jahrhunderts sogar noch zusätzliche Bedeutung.

Der vorliegende Text nimmt schließlich auch die Frage nach den Verkehrsräumen auf. Wir wollen uns nicht in jenem Main Stream des Spatial Turn mittreiben lassen, in welchem immer wieder schon vorausgesetzt wird, wonach man eigent-

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 35. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Biel, 10.–14. September 2008) gehalten wurde. Vergleiche dazu auch den Tagungsbericht von *H.-R. Egli* in diesem Band!

2 Vgl. dazu: *Bairoch, Paul*: Les spécificités des chemins de fer suisses des origines à nos jours. – In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 39, 1989, S. 35-57.



Abb. 1:<sup>3</sup> Um 1880 am Genfersee vor Etoy: drei Schiffstypen, drei Schiffsgenerationen, Gleichzeitigkeit von Technikinnovation und Technikkonstanz  
Der Weitertransport der Ladung des Lastenseglers – geschätzte 50–75 Tonnen Baumaterial – hätte zu Lande dreißig bis fünfzig zweispännige Fuhrwerke erfordert

lich fragt: die je besondere Raumwirksamkeit der verschiedenen Verkehrsmittel. Die Seen waren besondere Verkehrsräume aufgrund der naturräumlichen und verkehrstechnischen Bedingungen der Schifffahrt, der tiefen Infrastrukturkosten, der großen Transportkapazität und der relativen Billigkeit der Transporte, vor allem auch im Vergleich zu den Landtransporten. Für die an Ufern gelegenen Orte ergaben sich über die Seen untereinander sehr viel größere Verbindungspotentiale als etwa über die Hauptstrassennetze. In Bezug auf konkrete Entwicklungschancen treten die Seen im 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Urbanisierung noch akzentuiert als Verkehrsräume hervor.

<sup>3</sup> Cornaz, G.; Charmillot N. u. Naef, J.: Bateaux et batellerie du Léman. – Lausanne 1983, S. 31.

### Wasserweg und Schiffstypen

Die Seen bildeten vielfältig genutzte Verkehrswege, die aufgrund der Naturbedingungen: Topographie, Wind, Wasserstand, Strömung etc., bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts aber auch aufgrund obrigkeitlicher Privilegierung oder zünftischer Monopole unterschiedliche Abschnitte und oft wechselnde Fahrbedingungen aufwiesen. Diese setzten Kenntnisse der lokalen Gegebenheiten und entsprechend angepasste technische und organisatorische Lösungen voraus. Auf den Seen waren zunächst Ruder und Segel die hauptsächlichen Antriebsarten. Die vorwiegend quadratischen Segel dienten hauptsächlich dem Ausnutzen von Rückenwind. Die einfachen Schiffe ließen ein komplexes Kreuzen gegen den Wind nicht zu. Bei Flaute oder bei Gegenwind wurde gerudert. In Uferbereichen wurde auch gestachelt und sogar gereckt.<sup>4</sup>

Die Witterungsbedingungen machten die traditionelle Ruder- und vor allem die Segelschifffahrt unregelmäßig, unstet und darum gewöhnlich zur Sache der Orts- und Verhältniskundigen. Als besonders problematisch galten der Vierwaldstättersee und der Walensee. In der noch blumigen Prosa der frühen schweizerischen Statistik wird etwa vor Stürmen in der Innerschweiz gewarnt:

»Und zuerst in Betreff des Vierwaldstättersee's: Wer in dem Busen von Brunnen nach Flüelen, oder in der Gegend der obern und untern Nase, wo die Felsen senkrecht in den See stürzen, und nur an den wenigen Stellen gelandet werden kann, von heftigen Ungewittern mit Sturm begleitet überfallen wird, befindet sich wirklich in Gefahr, und das Schauspiel wird fürchterlich. In allen übrigen Theilen des See's ist diese Gefahr nicht so gross; und wer nur die Vorsicht gehabt hat, ein nicht zu kleines Fahrzeug und wackre nüchterne Schifflleute zu wählen, entgeht auch in jenem angegebenen berüchtigten Busen glücklich den schwarzen Schlünden, die mit schäumender Wuth tausend Mal sich öffnen. Alle Schiffer, mit denen ich diesen See oft befahren habe, versicherten mich einmüthig, dass, wenn ein Unglück geschieht, es immer der Betrunktheit des Steuermanns und der Ruderer zuzuschreiben sey. Die Gefahr der Schifffahrt auf diesem See ist also übertrieben worden. Folgende Vorsicht ist vernünftig: Wer von irgend einer Gegend der Seeufer nach Flüelen schiffen will, der richte seine Abfahrt so ein, dass er vor Untergang der Sonne in Flüelen eintreffe. Auch ohne Gewittergefahr wehen alsdann gewöhnliche Alpwinde bergab, welche den nach Flüelen Schiffenden gerade entgegenblasen, und bey Heftigkeit die Fahrt bis in die dunkle Nacht verzögern. Man ersuche den Eigenthümer des Wirthshauses, nüchterne und tüchtige Schifflleute rufen zu lassen; man sey nicht eigensinnig, gerade zu der gewünschten Stunde abzufahren, sondern man prüfe die Meynung der Schifflleute über's Wetter, und folge darin ihrem Rath.«<sup>5</sup>

4 *Schiedt, Hans-Ulrich*: Schifffahrt. – In: Historisches Lexikon der Schweiz, [www.hls-dhs-dss.ch/](http://www.hls-dhs-dss.ch/).

5 *Franciscini, Stefano*: Statistik der Schweiz. – Aarau 1829, S. 50 f.

Wichtige Kennwerte der Schifffahrt sind Schiffstypen und Schiffsgrößen.<sup>6</sup> Auf den schweizerischen Seen dominierten bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts einfache kiellose Schiffe mit flachem Boden, mit mehr oder weniger steilen Wänden und geringem Tiefgang. Bug und Heck bestanden oft aus dem gegen die Schiffsenden aufgeboenen Boden oder mehr oder weniger steilen Bug- oder Heckbrettern. Die Grundform der Schiffe variierte in verschiedenen Längen und Breiten in Typen wie Barken, Schaluppen, Nauen, Jassen, Weidling, Bock, Ledi, in Fähren und Pontons. Entsprechende Schiffsbezeichnungen finden sich auch in der Zeit der Dampf- und Motorschifffahrt. Im 19. Jahrhundert entwickelten sich die Barken des Genfersees zu einem besonderen Schiffstyp.<sup>7</sup> Die Größe der Schiffe bemaß sich hauptsächlich nach der minimalen Tiefe der Fahrgewässer. Barken, Nauen<sup>8</sup> und Ledi galten als die größten Schiffe.

#### Schifffahrtsinfrastruktur

Die verbreitete Annahme einfach vorhandener Wasserwege muss revidiert werden, vor allem auch hinsichtlich der Fragestellung nach den Seeräumen. Für eine regelmäßige Schifffahrt sind infrastrukturelle Einrichtungen notwendig, wie etwa verfügbare Schiffe, Hafenanlagen und Landungsstellen, abschnittsweise Uferverbauungen, Seeregulierungen, offen gehaltene und bezeichnete Fahrrinnen, Schiffshütten oder die Organisation von Schiffleuten. Allerdings waren diese Infrastrukturkosten doch alles in allem gering im Vergleich zu jenen des Landverkehrs, zunächst der Chausséen respektive Kunststrassen und dann im Vergleich zu den Eisenbahnen.

Genauere Größenverhältnisse sind erst für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zu schätzen. Für die Zeit vor 1850 fehlen entsprechende Detailstudien. Wie viel geringer die Infrastrukturkosten der Dampfschifffahrt gegenüber jenen der Eisenbahn waren, geht beispielsweise aus den Betriebsrechnungen der Eisenbahngesellschaften hervor, von denen nicht wenige – beispielsweise die Schweizerische Nordostbahn (NOB) auf dem Boden- und auf dem Zürichsee, die Schwei-

6 Vgl. dazu *Reitmaier, Thomas*: Vorindustrielle Lastsegelschiffe in der Schweiz. – Basel 2008 (Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Bd. 35).

7 *Forel, F.-A.*: Le Léman. Monographie limnologique, tome troisième. – Lausanne 1904, S. 543 ff.

8 *Emil Steimer*: Die alten Schifffahrtsrechte im Kanton Zug. – Diss. Freiburg i. Ue. Linz 1922, S. 41.

Schiffsgrößen am Zugersee, Pachtbrief des Fährmanns von Buonas aus dem Jahr 1607:

Die größeren Nauen 62' (Fuß) lang, 10' breit, in der Mitte 4' hoch.

Die kleineren Nauen 55' lang, 7' breit, in der Mitte 4' hoch.

Die kleineren Jassen 33' lang, 7' breit; in der Mitte 3' hoch.

zerische Centralbahn (JCB) auf dem Vierwaldstättersee und die Jura-Simplon (JS) und deren Vorgängerbahnen auf den Genfersee Schifflinien betrieben, was allein schon die relativen Vorteile der Schifffahrt während der ersten Jahrzehnte des Eisenbahnbaus vermuten lässt.

1877 betrug die Bahnlänge der NOB 358 km. Die Baukosten lagen bei 132 Millionen Franken oder bei rund 370.000 Franken pro Bahnkilometer. Darin eingeschlossen ist das Rollmaterial (135 Lokomotiven, 422 Personenwagen und 2.218 Güterwagen) im Wert von 23,5 Millionen Franken. Weitaus wichtigster Ausgabenfaktor der Bahnen war der Unterbau, die Anlage des so genannten Bahnkörpers mit Tunnels und Brücken. Um die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee in Eigenregie führen zu können, bestellte die NOB bei Escher & Wyss Zürich 1854 »zwei Dampfboote und zwei Schleppbarken«, die 374.000 Franken kosteten.<sup>9</sup> 1877 betrug die Totalkosten der Schifffahrtseinrichtungen der NOB – damals auf Boden- und Zürichsee – rund 2,2 Millionen Franken oder, wenn man das in »Schifffahrtskilometer« schätzt, bedeutend weniger als einen Zehntel der Bahnkilometer. Anders als bei den Bahnen lag der Hauptaufwand bei der Fahrzeugbeschaffung. Dieser lässt sich natürlich nicht direkt auf Kilometerkosten umrechnen, doch handelte es sich verglichen mit den Eisenbahnen ebenfalls um bedeutend geringere Ausgaben.<sup>10</sup>

### Prozess der Ausdifferenzierung

Die Geschichte des Verkehrsmittels ist auch bezüglich der Schifffahrt nicht als eine lineare technikgeschichtliche Entwicklung zu schreiben. Die neuen Dampfschiffe verdrängten die älteren Holzkähne seit den 1820er-Jahren nicht in einem einförmigen Substitutionsprozess. Fast überall führte das größere Verkehrsaufkommen der Zeit zunächst sogar noch zu einer Vermehrung der Segel- und Ruderschiffe.<sup>11</sup> Diese wurden im Verkehrssystem aber einem funktionalen Anpassungsprozess unterworfen, in dem sich Verkehrsströme und Transportaufkommen ausdifferenzierten. Während die alten Segel- und Ruderschiffe<sup>12</sup> noch

---

9 Geschäftsbericht der Schweizerischen Nordostbahn aus dem Jahr 1854.

10 Die Angaben stammen aus dem Nationalfondprojekt: *Frey, Thomas u. Schiedt, Hans-Ulrich*: bahndaten.ch, 1847–1920, die ab Sommer 2009 unter [www.bahndaten.ch](http://www.bahndaten.ch) zugänglich sind.

11 *Roth-Herder*: Die Schifffahrt der Schweiz. – In: *Wirth, Max [Hrsg.]*: Allgemeine Beschreibung und Statistik der Schweiz, Bd. 1. Zürich 1871, S. 507–524, S. 510.

12 Ein Holzschiff hielt durchschnittlich 8 bis 10 Jahre. Das heißt, dass auch während der sogenannten Epoche der Dampfschifffahrt immer noch bedeutend zahlreicher neue große hölzerne Segel- und Ruderschiffe als neue Dampfschiffe gebaut wurden.

hauptsächlich dem Transport billiger Massengüter dienten, etwa Baumaterialien oder Holz, gingen große Anteile des Personenverkehrs, hochwertigere Transport- und Eilgüter, der Linien-, Kurs- und der ganze Postverkehr auf die neuen Dampfschiffe, die damit hierzulande noch vor den Eisenbahnen zum ersten Massentransportmittel des Dampfzeitalters wurden.<sup>13</sup> Am ausgeprägtesten fand die Ausdifferenzierung hinsichtlich des Personentransportes und hier speziell im Zusammenhang mit dem Tourismus statt.<sup>14</sup>

Auf dem Bodensee machten die Gütertransporte Ende der 1860er-Jahre noch 24 % der Gesamteinnahmen aus. Auch auf dem Vierwaldstättersee beförderten die Dampfschiffe noch einige Waren vor allem im Gotthardtransit. Allerdings beliefen sich die diesbezüglichen Einnahmen nur ca. auf 5 % der Gesamteinnahmen der Dampfschiffgesellschaften. Auf dem Genfersee schließlich dienten die Dampfschiffe nun fast nur noch dem Personentransport. In den meisten publizierten Transportstatistiken kommen die Gütertransporte gar nicht mehr vor.

Erst in den 1870er- und 1880er-Jahren begann die sukzessive Substitution der traditionellen Schifffahrt.<sup>15</sup> Allerdings stand diese nun nicht mehr im ausschließlichen Zusammenhang mit der Dampf- und der bald auch beginnenden Motorschifffahrt, sondern ebenso mit der Eisenbahn. Die Ablösung der Schifffahrt durch die Eisenbahnen erfolgte dabei nicht überall nach dem gleichen Muster. Auf manchen Seen fügten sich die Schiffsetappen in das Netz der Eisenbahnen, beispielsweise auf dem Zürichsee, Vierwaldstättersee und Bodensee, und auf anderen Seen konkurrenzten die Eisenbahnen die Schifffahrt, beispielsweise auf dem Neuenburgersee, Bielersee und Walensee. Auf dem Genfersee lassen sich beide Fälle feststellen.

Dieser Prozess der Ausdifferenzierung lässt sich beispielhaft an zwei historischen Fotos des Hafens von Luzern aus den Jahren 1854 (Abb. 2) und 1893 (Abb. 3) illustrieren.

Abb. 2: *Hafen in Luzern 1854*<sup>16</sup>

Erst im Mai 1849 hatte das Bundesgesetz über den freien Verkehr auf der Wasserstrasse Luzern–Flüelen die alten Schifferrechte und die Einschränkungen der Dampfschifffahrt auf dem Vierwaldstättersee aufgehoben. Im Hintergrund künden jedoch schon die undeutlich erkennbare Fassade des Hotels Schweizerhof und der Dampfschiffsteg von der neuen Situation. In den 1850er-Jahren dominieren einerseits noch die Schnittstelle zwischen den hölzernen vormodernen Lastschiffen und den Fuhrwerken und andererseits das vielfache Neben- und Durcheinander von Fuhrwerken, Kaufleuten, Handlangern, Passagieren, Publikum und von gestapelten Waren, Fässern und Ballen.

13 Roth-Herder (1871 [wie Anm. 11], S. 510) beschreibt diesen Anpassungsprozess für den Bodensee: »Die Bestimmung der Segelschiffe hat sich durch die Einführung der Dampfboote insofern verändert, als sie den Personenverkehr nun gänzlich ausschließen und nur noch den Gütertransport zum Zwecke haben.«

14 1870 wurde auf dem Brienzensee beispielsweise der erste schweizerische Salondampfer in Betrieb genommen.

15 Ein ähnlicher Prozess lässt sich nicht nur in der Schifffahrt selbst, sondern auch bezüglich der Schifffahrt und den seit den 1850er-Jahren aufkommenden Eisenbahnen feststellen.

16 Foto Stadtarchiv Luzern.



Abb. 2

Abb. 3: *Hafen in Luzern 1893*<sup>17</sup>

Vierzig Jahre später erscheint die Situation vergleichsweise »aufgeräumt«. Die dominante Schnittstelle bestand nun zwischen der Dampfschiffahrt und der Eisenbahn. Die wenigen Fuhrwerke und ein Pferdeomnibus sind lokale Zulieferer. Nur noch ein hölzerner Weidling erinnert an die vormoderne Schifffahrt, während nun zwei Raddampfer nebeneinander am Steg festgemacht sind, von denen der näher beim Ufer gelegene Salondampfer schon im hauptsächlichen Zusammenhang mit dem Tourismus der Belle Epoque zu interpretieren ist.

<sup>17</sup> Treichler, Hans Peter et al: Bahnsaga Schweiz. 150 Jahre Schweizer Bahnen. – Zürich 1996, S. 33; Foto, Verkehrshaus der Schweiz.

### Geschwindigkeiten der Schifffahrt

Aufgrund der einfachen, kiellosten Bauweise der Flachboote konnte nur mit Rückenwind effektiv gesegelt werden. Deshalb schwanken die möglichen Tempi stark. Auf dem Bodensee wurden bei günstigem Wind bis 8 km/h erreicht und bei starkem Wind sogar bis 14 km/h. Berechnungen aufgrund der Schiffskonstruktion und der Segelmasse bestätigen diese Tempi.<sup>18</sup> Noch in Bezug gesetzt zum Fassungsvermögen der großen Schiffe sind dies Transportleistungen, die weit über denen des Straßenverkehrs lagen.

Ein wichtiger Umstand geht jedoch auch aus der Fachliteratur nicht hervor: wie schnell die Schiffe noch waren, wenn die Witterung das Segeln unmöglich machte und der Wind gar gegen die Fahrtrichtung blies. Verschiedene Abbildungen zeigen, dass auch größere Schiffe und große Lasten mit relativ wenigen Schiffsleuten gerudert wurden. Es gab auch Seen, auf denen vorwiegend gerudert wurde, so beispielsweise auf dem Vierwaldstättersee. Angaben für den Zürichsee lassen auf eine durch Rudern erreichte Geschwindigkeit von 3 bis 4 km/h schließen, was auch ungefähr der auf eine maximale Tagesleistung bezogenen Geschwindigkeit eines Fuhrwerks entsprechen würde.

Abb. 4: *Alpfahrt über den Vierwaldstättersee*<sup>19</sup>  
Zwei Ruderer bewegen problemlos ein Transportgewicht von gegen 10 Tonnen.



18 *Leidenfrost, Johannes*: Die Lastsegelschiffe des Bodensees. Ein Beitrag zur Schifffahrtsgeschichte. – Sigmaringen 1975, S. 51 ff. *Leidenfrost* eruiert Segeltempi für die Strecke Hard-Konstanz (43 km): bei günstigem Wind in 5–6 Stunden →2–2,4 m/s →7,2–8,6 km/h und bei starkem Wind in 3 Stunden →4 m/s →14,3 km/h.

Mit den Angaben von *Roth-Herder* (1871 [wie Anm. 11], S. 510) sind für den Bodensee sogar noch höhere Tempi zu berechnen: 2,5 h für Romanshorn–Ludwigshafen →15 km/h; 2 h für Romanshorn–Lindau → 11,5 km/h; 1,5 h für Romanshorn–Rorschach →8,5 km; 1 h für Romanshorn Friedrichshafen →8,5 km/h.

19 Foto von Albert Steiner. – In: *Roedelberger, Franz A.* [Hrsg.]: Das Heimatbuch, Zürich 1944, S. 29.



Abb. 5: *Mitte des 19. Jahrhunderts auf dem Genfersee*<sup>20</sup>  
Trotz gesetzten Segeln wurde gleichzeitig im Vorschiff sitzend und im Hauptschiff stehend gerudert

Die Dampfschiffe brachten eine entscheidende Verstärkung und Beschleunigung der Seeverbindungen – nicht zuletzt auch der traditionellen Lastensegler, die bei dringendem Bedarf nun auch geschleppt werden konnten. Die ersten Dampfschiffe befuhren den Genfersee mit 9, 10 und 12 km/h.<sup>21</sup> Sie erreichten in relativ kurzer Zeit eine große Betriebssicherheit und schon um 1850 Geschwindigkeiten von bis zu 20 km/h.<sup>22</sup>

Es lag einerseits an dieser Geschwindigkeit der Dampfschiffe und andererseits an deren hohem Verbindungspotential, dass die Schifffahrt bis zu einem gewissen Grad und unter günstigen Bedingungen sogar mit der damaligen Eisenbahn konkurrenzieren konnte. Dies belegen die Erreichbarkeitsdaten der Gemeinden um den Zürichsee. Hier führten über den See so gute Schiffsverbindungen, dass die Eisenbahn entlang des Sees linksufrig erst Mitte der 1870er-Jahre und rechtsufrig Mitte der 1890er-Jahre gebaut wurde.<sup>23</sup>

20 Gemälde von François Bocion (1828–1890). – In: Cornaz, G.; Charmillot, N. u. Naef, J.: *Bateaux et batellerie du Léman*. – Lausanne 1983, S. 35.

21 Bernoulli, C.: *Von den Dampfschiffen auf dem Genfer- und dem Neuenburgersee*. – In: Schweizerisches Archiv für Statistik und Nationalökonomie. Basel 1828, S. 79–81.

22 Egli, Hans-Rudolf; Flury, Philipp; Frey, Thomas u. Schiedt, Hans-Ulrich: *GIS-Dufour, Aufbau und Implementierung eines Vektor-25-kompatiblen geographischen Informationssystems für die Verkehrs- und Raumforschung auf historischer Grundlage*, Geographisches Institut und ViaStoria. – Universität Bern 2007, Fahr- und Erreichbarkeitsanalyse.

23 Fritzsche, Bruno et al.: *Historischer Strukturatlas der Schweiz*. – Baden 2001, S. 52; Erreichbarkeitserhebungen im GIS-Dufourprojekt (wie Anm. 22).

## Schiffsbestände

Wie dicht der traditionelle Schiffsverkehr auf den Seen sein konnte, geht aus einer österreichischen Zählung für den Bodensee aus dem Jahr 1764 hervor: »Die Lindauer mögen an die 30 Schiffe haben, die Bregenzer ebensoviel, die Constanzer 7, die Mörßburger 8, die Rorschacher 3, die Fussacher 12, die Harder 8 bis 9, so dass auf dem ganzen Bodensee an die 150 große Schiffe verkehren. In den anderen Orten haben sie überall nur kleine Fahrzeuge. Wenn man die Fischerkähne dazurechnet, mögen es wohl nahe an die 1000 seyn.«<sup>24</sup>

Eine Umfrage, die Roth-Herder<sup>25</sup> um 1870 durchführte, gibt einen Überblick über die Schifffahrt vor und nach der Einführung der Dampfschiffe. Seine Ergebnisse belegen für die Zeit vor der Dampfschifffahrt ebenfalls eine intensive Schifffahrt auf den Schweizer Seen. Auf dem vergleichsweise kleinen Zugersee zählte man acht große Lastschiffe, acht Transport- und 25 kleinere Personenschiffe. Auf dem Genfersee schließlich schätzte Roth-Herder 80 bis 100 große Barken. Diese konnten von drei bis vier Schiffsleuten gefahren werden. Kleinere Schiffe gab es so viele, dass sich deren Zahl nicht annähernd ermitteln ließ. Ein Vergleich mit den Angaben von Forel für das 17. und 18. Jahrhundert legt die Annahme nahe, dass die Zahl der großen Schiffe noch bis ins 19. Jahrhundert zunahm.<sup>26</sup>

Seit den 1820er-Jahren wurden auf den Schweizer Seen auch Dampfschiffe eingeführt. Man hatte diesbezüglich keinen ähnlich verspäteten Beginn wie bei den Eisenbahnen.<sup>27</sup> Nachdem das erste Schiff 1823 am Genfersee vom Stapel ging, folgten die anderen Seen bald. Um 1850 wurden alle größeren Schweizer Seen von insgesamt 25 Dampfschiffen befahren.<sup>28</sup> Ihre Zahl stieg bis 1860 auf 55, erreichte 1870 ca. 75 und 1889 109 Dampfschiffe.<sup>29</sup> Seit 1860 wurden dabei nur die Personenschiffe, nicht aber die Schleppdampfer gezählt.

24 Zitiert nach *Johannes Leidenfrost*: Die Lastsegelschiffe des Bodensees. Ein Beitrag zur Schifffahrtsgeschichte. – Sigmaringen 1975, S. 14.

25 *Roth-Herder*: Die Schifffahrt der Schweiz. – In: *Wirth, Max [Hrsg.]*: Allgemeine Beschreibung und Statistik der Schweiz, Bd. 1, Zürich 1871, S. 507–524. *Roth-Herder* stützt sich auf eine Umfrage. Über den Neuenburgersee und den Lago Maggiore erhielt er die gewünschten Auskünfte nicht.

26 *Forel, F.-A.*: Le Léman. Monographie limnologique, tome troisième. – Lausanne 1904, S. 556.

27 Vgl. dazu *Bairoch, Paul*: Les spécificités des chemins de fer suisses des origines à nos jours. – In: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 39, 1989, S. 35–57.

28 *Handbuch der schweizerischen Volkswirtschaft*, Bd. 1, Ausgabe 1955, Artikel Schifffahrt, 310. Jahr der Einführung der Dampfschifffahrt: Genfersee 1823, Bodensee 1824, Lago Maggiore 1826, Neuenburger-, Bieler- und Murtesee 1826/1852, Zürichsee 1835, Thuner- und Brienersee 1835/39, Vierwaldstättersee 1837, Walensee 1837, Zugersee 1852, Lago di Lugano 1848 (*Roth-Herder*: Die Schifffahrt der Schweiz. – In: *Wirth, Max [Hrsg.]*: Allgemeine Beschreibung und Statistik der Schweiz, Bd. 1. Zürich 1871, S. 507–524, S. 523 f.; *Schweizerische Dampfschifffahrt*, Reihe: Die industrielle und kommerzielle Schweiz, Heft 11/12. Zürich 1907, XIV).

29 *Volkswirtschaftslexikon der Schweiz*. Hrsg. v. *A. Furrer*. – Bern, Bd. 3, 1891, S. 2 f., Artikel: Schifffahrt. Gezählt wurden nur die Personendampfschiffe.

Anhaltspunkte, um die Bedeutung der Dampf- und Motorschiffe auch für die Warentransporte einzuschätzen, bieten die Angaben für den Zürichsee. Auf diesem hatte die auch in der Schifffahrt engagierte NOB Ende der 1880er-Jahre neben zehn Personenschiffen, ein Warentransportschiff und sieben eiserne und 20 hölzerne Schleppboote »mit einer Gesamttragkraft von 700 Tonnen« sowie eine Trajektfähre zwischen Wollishofen und Uetikon in Betrieb.<sup>30</sup> Vor dem ersten Weltkrieg verkehrten 112 Dampfschiffe und bereits 38 Motorboote auf schweizerischen Seen. Deren Wert wurde damals auf ca. 17. Mio. geschätzt. Nur summarisch erwähnte der 1915 erschienene »Graphisch-statistische Verkehrsatlas der Schweiz«, dass gleichzeitig auch »viele Schlepper für den Güterdienst« auf den Seen verkehrten.<sup>31</sup>

### Transportkapazitäten

Die großen Frachtsegler waren die Massentransportmittel der Frühneuzeit und die Dampfschiffe die ersten Massentransportmittel der Moderne. Die Seen waren besonders leistungsfähige Verkehrsräume hauptsächlich wegen der auf diesen möglichen Frachtkapazitäten (bezogen auf die Ladekapazität und auch bezogen auf die notwendigen Transportkräfte) und wegen der deshalb tiefen Frachtkosten.

Was sich so allgemein mit relativer Gewissheit sagen lässt, ist quantitativ aber kaum direkt nachzuweisen. Eine diesbezügliche Studie über die Seeschifffahrt wäre ein dringendes Desideratum der Verkehrsgeschichte.

Bis anhin begnügt man sich diesbezüglich in der Regel mit Braudel, der zwischen den verschiedenen Verkehrsmitteln Lasttier – Fuhrwerk – Kanalschifffahrt – Seeschifffahrt ein ungefähres Verhältnis von 1 : 3 : 9 : 27 schätzte. Und Bairoch eruierte, indem er die Frachtkosten in Getreidepreise umrechnete, ein Verhältnis zwischen Landweg, Binnenschifffahrt und Hochseeschifffahrt von ca. 1 : 4 : 10.<sup>32</sup> Die Größenordnungen beziehen sich auf die Transportkosten und nicht auf die Ladekapazität und die notwendigen Transportkräfte, die noch größere Unterschiede ergeben hätten. Die Schiffstransporte wurden zusätzlich verteuert, weil anschließend an diese in der Regel noch ein kürzerer oder längerer Landtransport und dadurch ein ein- bis zweimaliges Umladen notwendig waren. Diese Verhältnisse wären genauer zu schätzen. Einstweilen aber lassen sich anhand von

---

30 Lexikon der Schweiz. Hrsg. v. A. Furrer. Bern, Bd. 3, 1891, S. 4, Artikel: Schifffahrt.

31 Graphisch-statistischer Verkehrsatlas der Schweiz. Hrsg. vom Schweiz. Post- und Eisenbahndepartement. – Bern 1915.

32 Braudel, *Fernand*: Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts. Aufbruch zur Weltwirtschaft, [franz. Original 1979]. – München 1986, S. 652; Bairoch, *Paul*: The impact of crop yields, agricultural productivity, and transport costs on urban growth between 1800 and 1910. – In: *Van der Woude, Ad; Hayami, Akira and Vries, Jan de [eds.]*: Urbanisation in history. A process of dynamic interactions. Oxford 1990, S. 134–151; Bairoch, *Paul*: Economics and world history. Myths and paradoxes. – Chicago 1993, S. 60.

schweizerischen Beispielen immerhin einige weitere grobe Schätzungen und Größenordnungen gewinnen.

Die größten Schiffe sind für den Genfer-, den Neuenburger- und den Bodensee belegt. Auf letzterem wird für die Frühneuzeit eine Verdoppelung der Frachtkapazität der Lastschiffe angenommen. Auch für den Genfersee ist im Laufe des 18. Jahrhunderts eine entsprechende Vergrößerung der Schiffe nachzuweisen.<sup>33</sup>

Die Barken, Nauen und Ledischiffe wurden seit dem 18. Jahrhundert in Längen von über 30 m und mit Frachtkapazitäten bis 150 Tonnen gebaut.<sup>34</sup> Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erreichten sie Kapazitäten von bis 180 Tonnen. Als durchschnittliche Tragkraft der Lastboote kann für das 19. Jahrhundert 35 bis 50 Tonnen angenommen werden.<sup>35</sup> Die alten Ledischiffe, Nauen und Barken stellten auch sehr bedeutende Kapazitäten für den Personentransport dar. Beispielsweise schätzte man 1697 in einer militärischen Erhebung, dass allein die Barke von Morges bis 400 Personen fassen würde.<sup>36</sup>

Zunächst erreichten die Dampfschiffe noch nicht die Ladekapazität der größten Segelschiffe. Nur auf dem Genfersee verkehrten seit Mitte der 1830er-Jahre einzelne Dampfschiffe, deren Transportkapazität mit über 200 Tonnen jene der Segelschiffe übertraf.<sup>37</sup> In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wiesen jedoch fast alle Dampfschiffe größere Transportkapazitäten auf als die großen Lastsegel- respektive die Lastruderschiffe.

Diese Kapazitäten sowohl der vormodernen Lastschiffe als auch der Dampfschiffe erscheinen noch in einem ganz anderen Licht, wenn man bedenkt, dass eine große Postkutsche um 1850 12 bis 15 Personen fasste oder dass die auf eine maximale Tagesleistung bezogene durchschnittliche Transportkapazität eines zweispännigen Fuhrwerks auf einer ausgebauten Chaussee ca. 1,5 Tonnen oder 40 bis 50 Tonnenkilometer betrug.<sup>38</sup> Und wenn man die möglichen Transportkapazitäten der Schiffe mit Zählungen des Straßenverkehrs von 1850 vergleicht, wird deutlich, dass die regionalen und überregionalen Fuhrwerke auf einigen der bedeutendsten Straßenzüge täglich kaum mehr als wenige der großen Lastsegler gefüllt hätten.<sup>39</sup>

33 *Forel, F.-A.*: Le Léman. Monographie limnologique, tome troisième. – Lausanne 1904, S. 538 ff. – Die Angaben von Forel lassen ebenfalls auf mindestens eine Verdoppelung der Transportkapazität der Nauen schließen.

34 *Forel, F.-A.*: Le Léman. Monographie limnologique, tome troisième. – Lausanne 1904, S. 552 f.

35 Volkswirtschaftslexikon der Schweiz. Hrsg. v. *A. Furrer*, Bd. 3. – Bern 1891, Artikel Schifffahrt, S. 2 f. – Für den Zürichsee in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts 35 Tonnen, auf dem Bodensee 49 Tonnen.

36 *Forel, F.-A.*: Le Léman. Monographie limnologique, tome troisième. Lausanne 1904, 1904, S. 552.

37 *Roth-Herder*: Die Schifffahrt der Schweiz. – In: *Wirth, Max* [Hrsg.]: Allgemeine Beschreibung und Statistik der Schweiz, Bd. 1. Zürich 1871, S. 507–524, S. 514 ff., S. 523 f.

38 Wie Anm. 34.



Abb. 6: *Der Hafen oder – zutreffender – die Landungsstelle des Marktplatzes von Vevey in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*<sup>40</sup>

Auf dem Frachtschiff im Zentrum wurden 40 bis 60 Fässer geladen. Die auskragende Stegkonstruktion diente der Fortbewegung des Schiffs mit dem Stachel. Die grössten Schiffe des Genfersees waren in der Lage, mindestens 100 Fässer zu transportieren. Der Weitertransport auf dem Landweg beruhte auf viel geringeren Kapazitäten. Die Fracht des zweispannigen Fuhrwerks bestand nur aus zwei Fässern. Die Ladung einer solchen von drei bis vier Mann gefahrenen Barke entsprach demnach der Transportkapazität von 20 bis 30 zweispannigen Fuhrwerken.<sup>41</sup>

Rechts im Bild fährt ein von Stehruderern bewegter Nauen heran, der Holz transportiert, und links im Bild nimmt ein kleineres Schiff Passagiere auf, das in dieser Dichte besetzt mindestens 20 Personen Platz bot.

39 Bericht der vom schweizerischen Bundesrathe einberufenen Herren Rathsherr Geigy von Basel und Ingenieur Ziegler von Winterthur über die Ausführung eines schweizerischen Eisenbahnnetzes in finanzieller Beziehung, Bundesblatt, 7.12.1850, Bd. 3, Heft 56, 1850, S. 579–718, Beilage Nr. 5; Tagesdurchschnitt der Frachttransporte bei Erlen/TG täglich ca. 165 Tonnen und bei Préverenges/VD ca. 90 Tonnen.

40 Johann Jakob Ulrich (1798–1877). – In: Cornaz, G.; Charmillot, N. u. Naef, J.: Bateaux et batellerie du Léman. Lausanne 1983, S. 24.

41 Zu den Transportkapazitäten des vormodernen Landverkehrs, vgl.: Schiedt, Hans-Ulrich: Kapazitäten des Fuhrwerkverkehrs im 18. und 19. Jahrhundert. Grundlage der Schätzung von Transportkapazitäten des vormodernen Landverkehrs, erscheint in: Schiedt, Hans-Ulrich [Hrsg.]: Verkehrsgeschichte. – Zürich 2010 (Reihe: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte – Société Suisse d'histoire économique et sociale, 25). Forel, F.-A.: Le Léman. Monographie limnologique, tome troisième. Lausanne 1904, S. 550 ff. Die Angaben von Forel lassen darauf schließen, dass das Gemälde von Ulrich die Realität der Schifffahrt und im Besonderen auch die Größenverhältnisse sehr gut darstellt.

Um die Jahrhundertmitte, nota bene als das System der Postkutschen den Höhepunkt erreicht hatte, konnte man schon deutliche Hinweise auf die sich nun anbahnende Entwicklung wahrnehmen: 1850 beförderten die dampfbetriebenen Kursschiffe auf dem Zürichsee 280.962 oder täglich durchschnittlich 770 Personen, und mit der kleinen Spanischbrötlibahn fuhren 223.207 oder täglich durchschnittlich 610 Personen.<sup>42</sup> Auf dem Höhepunkt der Postkutschenzeit transportierten diese beiden neuen billigeren und leistungsfähigeren Transportmittel allein in der Region um Zürich bereits mehr Passagiere als alle schweizerischen Postkutschenkurse zusammen.<sup>43</sup>

#### Binnenschifffahrt und Raumstruktur – Seen als Verkehrsräume

Bis dahin stand allein der Nachweis einer bis ins 20. Jahrhundert hinein andauernden Kontinuität der Seeschifffahrt und deren bedeutend günstigere Transportverhältnisse zur Diskussion. Nun gilt es noch, den Nachweis oder mindestens aber hinreichende Evidenzen für die Hypothese zu erbringen, dass von den skizzierten besonderen Bedingungen und vor allem auch von den großen Kapazitätsunterschieden im Vergleich zum vormodernen Landverkehr solche großen *raumprägenden*, *raumkonstituierenden* und *raumgestaltenden* Kräfte ausgingen, dass die über die Seen erschlossenen Gebiete eigentliche Verkehrsräume bildeten, die sich von jenen Gebieten abhoben, die eben keine Seen aufweisen. Dabei beschränken wir uns im Folgenden auf die Bevölkerungsentwicklung als Indikator.

Raum- und verkehrshistorische Untersuchungen der Einflüsse des Kunststraßenbaus und der Eisenbahnen auf die Demographie, Wirtschaft und Raumstruktur haben für den untersuchten Zeitraum eine deutliche Korrelation zwischen der Verkehrserschließung und den Wachstumspotentialen von Siedlungen und Regionen ergeben.<sup>44</sup> Bezogen auf die Schifffahrt sehen wir die Bevölkerungsentwicklung unter anderem als eine mögliche Repräsentation der Seelage, bei der es jedoch im Grund unklar ist, ob die Verkehrsverhältnisse eine Ursache, Folge oder einfach der Ausdruck des allgemeinen Strukturwandels sind.

Im betrachteten Zeitraum wirkten noch verschiedene andere mächtige Einflussfaktoren auf die Bevölkerungsentwicklung: das Aufkommen der Eisenbahnen, die Urbanisierung, die Industrialisierung, der Strukturwandel in der Landwirtschaft, bei denen allerdings die Entwicklung der Verkehrsmittel und -infrastruktur ebenfalls entweder konstitutiv oder aber eine Folge waren.

42 Wie Anm. 41, p. 583 f.

43 Schiedt, Hans-Ulrich: Postkutschen im Spiegel ihrer Fahrpläne. – In: Wege und Geschichte, 1/2007, S. 12–21, S. 20.

44 Bairoch, Paul: The impact of crop yields, agricultural productivity, and transport costs on urban growth between 1800 and 1910. – In: Woude, Ad van der; Hayami, Akira and Vries, Jan de [eds.]: Urbanisation in history. A process of dynamic interactions. Oxford 1990, S. 134–151; Frey, Thomas u. Lukas Vogel: »Und wenn wir auch die Eisenbahn mit Kälte begrüßen [...]« Die Auswirkungen der Verkehrsintensivierung in der Schweiz auf Demographie, Wirtschaft und Raumstruktur (1870–1910). – Zürich 1997, S. 170 ff.

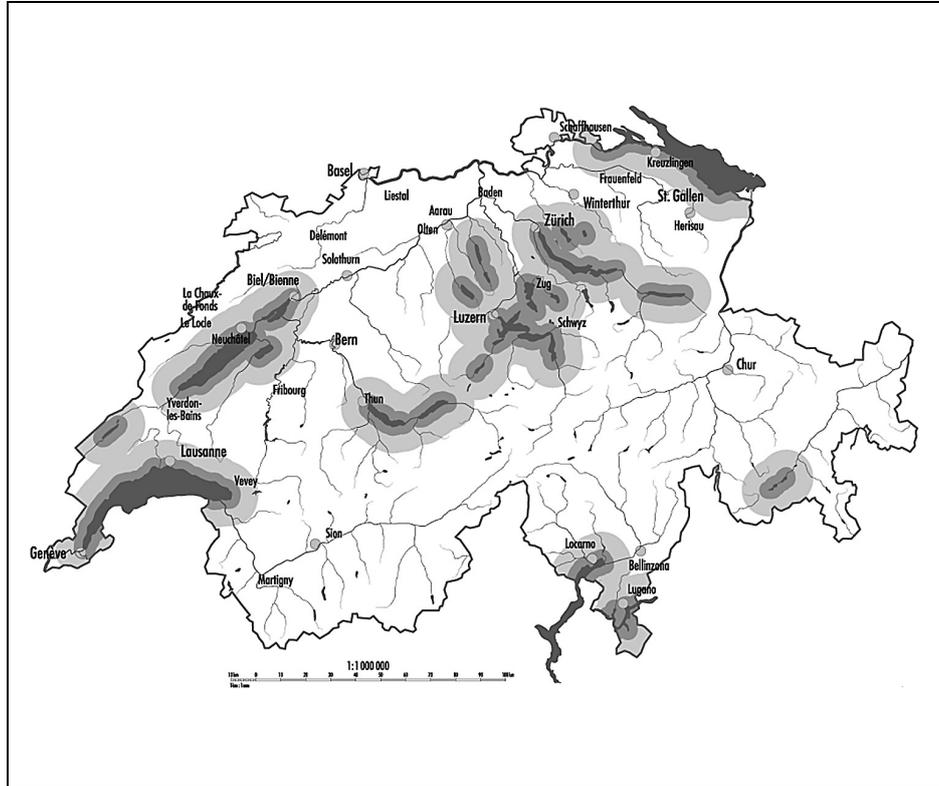


Abb. 7: In den folgenden Zusammenstellungen sind die Seelagen an den wichtigsten schweizerischen Seen erfasst.

Nach ihrer Größe sind dies:

Genfersee (582 km<sup>2</sup>), Bodensee (538 km<sup>2</sup>), Neuenburgersee (218 km<sup>2</sup>), Lago Maggiore (212 km<sup>2</sup>), Vierwaldstättersee (115 km<sup>2</sup>), Zürichsee (88 km<sup>2</sup>), Lago di Lugano (50 km<sup>2</sup>), Thunersee (48 km<sup>2</sup>), Bielersee (42 km<sup>2</sup>), Zugersee (38 km<sup>2</sup>), Brienersee (30 km<sup>2</sup>), Murtensee (27 km<sup>2</sup>), Walensee (23 km<sup>2</sup>), Sempachersee (14 km<sup>2</sup>), Lac de Joux (10 km<sup>2</sup>), Hallwilersee (10 km<sup>2</sup>), Sarnersee (8 km<sup>2</sup>), Greifensee (8 km<sup>2</sup>), Ägerisee (7 km<sup>2</sup>), Baldeggersee (5 km<sup>2</sup>), Silsersee (5 km<sup>2</sup>), Silvaplannersee (3 km<sup>2</sup>), Pfäffikersee (3 km<sup>2</sup>).  
54 Bezirke von total 178 Bezirken und 296 Gemeinden von total 2.894 Gemeinden liegen an den berücksichtigten Seen<sup>45</sup>

Die Datenlage legt es nahe, mit der Bevölkerungsentwicklung zwischen 1850 und 1860 zu beginnen. Für die Zeit vor 1850 fehlen entsprechende Gemeindedaten, und nachher muss die Eisenbahn als größerer Einflussfaktor angenommen werden.

<sup>45</sup> Gebietstand 1990; Ausnahme: Zürich 1910.

Tab. 1: Bevölkerungswachstum in den Seebezirken 1850–1860<sup>46</sup>

	1850	1850	1850–1860	Prozent
Bevölkerung Seebezirke	829.363	895.748	66.385	+ 8,0
Bezirke ohne Seeanstoß	1.563.377	1.614.746	51.369	+ 3,3
Bevölkerung Schweiz	2.392.740	2.510.494	117.754	+ 4,9

Die Volkszählungsdaten weisen für die an Seen gelegenen Bezirke – gleichsam ein Siedlungsband von durchschnittlich ca. 15 km – ein mehr als doppelt so hohes Bevölkerungswachstum nach als für die nicht an Seen gelegenen Bezirke. Die Gebiete um die Seen treten damit um die Mitte des 19. Jahrhunderts als ausgesprochene Wachstumsräume hervor.

Einen Hinweis darauf, dass diese Differenz mindestens teilweise auf die Seelage und die besseren Transportbedingungen zurückgeht, geben die entsprechenden Zahlen für die Gemeinden. Mit diesen wird ein engerer Gürtel von durchschnittlich ca. 4 Kilometern um die Seen betrachtet.

Tab. 2: Bevölkerungswachstum in den Seegemeinden 1850–1860<sup>47</sup>

	1850	1860	1850–1860	Prozent
Bevölkerung Seegemeinden	415.214	471.548	56.334	+ 13,5
Gemeinden ohne Seeanstoß	1.977.035	2.037.933	60.898	+ 3,1
Bevölkerung Schweiz	2.392.249	2.509.481	117.232	+ 4,9

Die Unterschiede sind mit einem mehr als viermal höheren Bevölkerungswachstum in den Seegemeinden noch signifikanter. Das lässt nicht zuletzt darauf schließen, dass die Vorteile der Seelage mit dem Abstand vom Ufer relativ schnell abnehmen. Dieser stärker wachsende engere Siedlungsgürtel um die Seen ist einerseits eine direkte Folge des hohen Verbindungspotentials der Seeverbindungen selbst, andererseits aber gerade dadurch vom Umland relativ isoliert, als die

<sup>46</sup> Egli, Hans-Rudolf; Flury, Philipp; Frey, Thomas u. Schiedt, Hans-Ulrich: GIS-Dufour, Aufbau und Implementierung eines Vektor-25-kompatiblen geographischen Informationssystems für die Verkehrs- und Raumforschung auf historischer Grundlage, Geographisches Institut und ViaStoria. – Universität Bern 2007. Die folgenden raumbezogenen Daten wurden entweder für das neue Raum- und Verkehrsanalyseinstrument »GIS-Dufour« erhoben, oder aber mit diesem generiert. Im »GIS-Dufour« lassen sich die Seebezirke und -gemeinden gut isolieren und beispielsweise in Zusammenhang zur Bevölkerungsentwicklung setzen. Quellen: Volkszählungen 1850 ff.; die Daten wurden im von Thomas Frey geleiteten Teilprojekt »Lokaler Raumwiderstand (LWR)« erhoben.

<sup>47</sup> 296 Gemeinden von total 2.894 Gemeinden liegen an den berücksichtigten Seen (Gebietstand 2000).

intermodale Fortsetzung mit einem ähnlich leistungsfähigen Verkehrsmittel zu Lande eben fehlte. Die raumgreifende Wirkung der Schifffahrt war daher auf ein relativ schmales Band von wenigen Kilometern beschränkt.

Daraus drängt sich in unserer Fragestellung nach den Verkehrsräumen der Schluss auf, dass es nur für einen relativ engen Gürtel der unmittelbar angrenzenden Gemeinden sinnvoll ist, von Verkehrsräumen zu sprechen. Zudem ist aus dieser mit der Entfernung von den Seen relativ schnell erfolgenden Abnahme der Vorteile der Seelage zu schließen, dass sich diese Verkehrsgunst im 19. Jahrhundert mehr über den lokalen als über den regionalen und überregionalen Verkehr ergab.

Der Einfluss, den die stark wachsenden Städte auf diese Differenz hatten, geht daraus hervor, dass das Wachstum der Seegemeinden ohne Zürich und Genf, ohne die beiden größten, an Seen liegenden Städte, zwischen 1850 und 1860 nicht mehr 13,5 %, sondern nur noch 8,9 % betragen hätte. Das relativiert nun aber nicht zwingend die Aussagekraft bezüglich des Zusammenhangs von See, Verkehrsraum und Siedlungsentwicklung. Vielmehr lässt dieser Befund auch die Vermutung zu, dass die Seen eben gerade in Bezug zu den anliegenden, stark wachsenden Städten als eigentliche Verkehrsräume hervortraten.

Dass das hohe Wachstum stark mit dem Prozess der Urbanisierung zusammenhängt, geht aus der Tabelle 3 hervor, aus der die Werte der Städte entfernt sind:

Tab. 3: Bevölkerungswachstum in den Seegemeinden 1850–1860 ohne Städte<sup>48</sup>

	1850	1860	1850–1860	Prozent
Bevölkerung Seegemeinden	272.376	286.990	14.614	+ 5,4
Gemeinden ohne Seeanstoß	1.826.169	1.856.495	30.326	+ 1,7
Bevölkerung Schweiz	2.098.545	2.143.485	44.940	+ 2,1

Die Seegemeinden weisen aber auch nach Abzug der Städte immer noch ein mehr als dreimal höheres Bevölkerungswachstum auf als die nicht an Seen liegenden Gemeinden.

Wie stark das Wachstum auch dieser Seegemeinden noch im Zusammenhang mit in der Nähe erfolgenden Urbanisierungsprozessen stand, können nur regionale Analysen ergeben. Als Hypothese sei vermutet, dass die Seen vor allem dort als Wachstumsräume hervortraten, an denen auch bedeutende, damals stark wachsende Städte lagen.

<sup>48</sup> Aus dem Sample wurden die Städte entfernt, unabhängig davon, ob sie nun an Seen lagen oder nicht; Städte an Seen: Zürich, Biel (BE), Thun, Luzern, Rorschach, Arbon, Lugano, Lausanne, Montreux, Vevey, Neuchâtel, Genève; Städte, die nicht an Seen liegen: Winterthur, Bern, Fribourg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Herisau, St. Gallen, Chur, Bellinzona, La Chaux-de-Fonds, Le Locle.

Es stellt sich im Weiteren die Frage, ob die räumliche Besonderheit der Seelage um die Jahrhundertmitte auch für die Zeit davor und danach nachzuweisen ist. Für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts stehen allerdings nur noch Bezirkszahlen zur Verfügung, die die Seelage nur in geringerem Masse spiegeln als die der direkt anliegenden Gemeinden. Diese Wachstumswahlen ergeben einen interessanten Befund:

Tab. 4: Bevölkerungswachstum in den Seebezirken 1800–1850<sup>49</sup>

	1800	1850	1800–1850	Prozent
Bevölkerung Seebezirke	587.488	829.363	241.875	+ 41,2
Bezirke ohne Seeanstoß	1.077.344	1.563.377	486.033	+ 45,1
Bevölkerung Schweiz	1.664.832	2.392.740	727.908	+ 43,7

Im langen Zeitraum der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besteht bezüglich der Seelage demnach noch kein signifikanter Unterschied im Bevölkerungswachstum. Dies ist aus verkehrs- und wirtschaftsgeschichtlicher Perspektive interpretationsbedürftig. Wir sehen darin einen wichtigen Ausdruck der in diesem Zeitraum noch verbreiteten restriktiven Zuwanderungspolitik der Städte, der bis 1848 vielfach eingeschränkten Wirtschafts- und der bis dahin auf Bundesebene noch nicht gegebenen Niederlassungsfreiheit.

Da überproportionaler Bevölkerungszuwachs in der ab 1850 beobachteten Größenordnung nur aufgrund von Zuwanderung möglich ist, liegt es auf der Hand, dass ein solches in der Zeit vor 1850 nur bedingt ein Indikator für die Seeräume sein kann. Allenfalls ließe sich der Umstand, dass die Seebezirke um 1800 durchschnittlich 25 % größere Bevölkerungen aufwiesen,<sup>50</sup> als einen Hinweis für die besonderen Entwicklungspotentiale der Seeräume interpretieren.

Die Annahme, dass die Unterschiede durch die vermehrt in die Fläche wirkenden Eisenbahnen im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder nivelliert wurden, bestätigt sich in den Wachstumswahlen für das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts nicht vollständig. Die Seegemeinden wiesen noch am Vorabend des Ersten Weltkriegs ein fast doppelt so hohes Bevölkerungswachstum auf als die nicht an Seen gelegenen Gemeinden.

49 Quelle: Volkszählungen 1850 ff. und für 1800: Bundesamt für Statistik [Hrsg.]. Die Bevölkerung der Schweiz um 1800. – Bern 1988; die Daten wurden im von *Thomas Frey* geleiteten Teilprojekt »Lokaler Raumwiderstand (LWR)« des GIS-Dufourprojektes erhoben. 54 Bezirke von total 178 Bezirken liegen an den berücksichtigten Seen (Gebietstand 1990; Ausnahme: Zürich 1910).

50 1800: Seegemeinden durchschnittlich 10.879 Einwohner, nicht an Seen liegende Gemeinden 8.688 Einwohner.

Tab. 5: Bevölkerungswachstum in den Seegemeinden 1900–1910<sup>51</sup>

	1900	1910	1900–1910	Prozent
Bevölkerung Seegemeinden	810.358	972.949	162.591	+ 20,1
Gemeinden ohne Seeanstoß	2.505.085	2.780.363	275.278	+ 11,0
Bevölkerung Schweiz	3.315.443	3.753.312	437.869	+ 13,2

Der mindestens für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts evidente allgemeine Zusammenhang zwischen Seelage und Bevölkerungsentwicklung lässt sich noch in einer für die Frage nach den Verkehrsräumen sehr wichtigen Hinsicht konkretisieren, wenn man die Seen nach ihrer Größe ordnet.

Tab. 6: Bevölkerungswachstum in den Seegemeinden differenziert nach Größe der Seen, 1850–1860

	1850	1860	1850–1860	Prozent
Seegemeinden an kleinen Seen <sup>52</sup>	72.671	74.166	1.495	+ 2,1
Seegemeinden an mittleren Seen <sup>53</sup>	63.042	69.585	6.543	+ 10,3
Seegemeinden an großen Seen <sup>54</sup>	279.501	327.797	48.296	+ 17,3
Seegemeinden total <sup>55</sup>	415.214	471.548	56.334	+ 13,5
Gemeinden ohne Seeanstoß	1.977.035	2.037.933	60.898	+ 3,1
Bevölkerung Schweiz	2.392.249	2.509.481	117.232	+ 4,9

Die Gemeinden an den großen Seen wiesen mit 17,3 % ein überdurchschnittliches Wachstum auf, während für die Gemeinden an den kleinen Seen mit 2,1 % noch ein geringeres Wachstum nachzuweisen ist als für die Gemeinden ohne Seeanstoß mit 3,1 %.

Diese nach Seegröße geordneten Wachstumswerte werden durch die Erhebungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts bestätigt.

51 Quelle: Volkszählungen 1900 und 1910.

52 Kleine Seen: Fläche 3–30 km<sup>2</sup>, 63 Gemeinden.

53 Mittlere Seen: Fläche 30–80 km<sup>2</sup>, 64 Gemeinden.

54 Große Seen: Fläche über 80 km<sup>2</sup>, 169 Gemeinden.

55 296 Gemeinden.

Tab. 7: Bevölkerungswachstum Seegemeinden differenziert nach Größe der Seen, 1900–1910

	1900	1910	1900–1910	Prozent
Seegemeinden an kleinen Seen <sup>56</sup>	81.274	87.741	6.467	+ 8,0
Seegemeinden an mittleren Seen <sup>57</sup>	115.491	131.243	15.752	+ 13,6
Seegemeinden an großen Seen <sup>58</sup>	613.593	753.965	140.372	+ 22,9
Bevölkerung Seegemeinden	810.358	972.949	162.591	+ 20,1
Gemeinden ohne Seeanstöß	2.505.085	2.780.363	275.278	+ 11,0
Bevölkerung Schweiz	3.315.443	3.753.312	437.869	+ 13,2

Bei einem durchschnittlichen Wachstum der Seegemeinden von 20 % im Zeitraum von 1900–1910 wuchsen die an den großen Seen gelegenen Gemeinden überdurchschnittlich mit 22,9 %, während die Bevölkerung der Gemeinden an kleinen Seen um 8 % und an mittleren Seen um 13,6 % zunahm.

Der Schluss daraus ist eindeutig; er deckt sich mit den Ergebnissen von *Thomas Frey*: »Die Bedeutung der Erschließungsfunktion von Gewässern sowohl für den [...] Personen- wie auch Güterverkehr hängt unter anderem maßgeblich von deren Flächengrößen ab. Dies deshalb, weil sich mit größer werdenden Seeflächen in der Regel auch die Zugänge zu Menschen, Märkten oder Ressourcen entsprechend erweitern.«<sup>59</sup>

Die Aufstellung in Tabellen 6 und 7 legt bezogen auf unsere Fragestellung nahe, nur die mittleren und größeren Seen und deren umliegendes Gebiet als von den besonderen Bedingungen und Potentialen der Schifffahrt bestimmte Verkehrsräume anzusprechen. Von den ursprünglich in die Betrachtung einbezogenen 23 Seen trifft dies auf 11 Seen zu.<sup>60</sup>

<sup>56</sup> Kleine Seen: Fläche 3–30 km<sup>2</sup>, 63 Gemeinden.

<sup>57</sup> Mittlere Seen: Fläche 30–80 km<sup>2</sup>, 64 Gemeinden.

<sup>58</sup> Große Seen: Fläche über 80 km<sup>2</sup>, 169 Gemeinden.

<sup>59</sup> *Frey, Thomas*: Dokumentation zu Variablen Lokaler Raumwiderstand: »Areal«, SNF-Projekt »GIS-Dufour«. – Bern 2007. Die von *Frey* für den privaten Verkehr gemachte Aussage bezieht sich hier auf den gesamten Schiffsverkehr.

<sup>60</sup> Genfersee (582 km<sup>2</sup>), Bodensee (538 km<sup>2</sup>), Neuenburgersee (218 km<sup>2</sup>), Lago Maggiore (212 km<sup>2</sup>), Vierwaldstättersee (115 km<sup>2</sup>), Zürichsee (88 km<sup>2</sup>), Lago di Lugano (50 km<sup>2</sup>), Thunersee (48 km<sup>2</sup>), Bielersee (42 km<sup>2</sup>), Zugersee (38 km<sup>2</sup>), Brienersee (30 km<sup>2</sup>).

---

Wenn es das einstweilige, hier mögliche Fazit nun immer noch nicht zulässt, abschließend die Ursachen und Folgen zu trennen und zuzuordnen, können wir anhand dieser Befunde doch mit Sicherheit eine Interdependenz, eine starke gegenseitige Beziehung von Verkehrserschließung und räumlichem sowie wirtschaftlichem Strukturwandel respektive Urbanisierung annehmen, eine Interdependenz, in der die Seen als besonders leistungsfähige Verkehrsräume hervortreten.



Armand Baeriswyl

## Biel – eine Stadt am See?

### Einige Überlegungen zum Verhältnis von Stadt und See im Mittelalter<sup>1</sup>

Mit 7 Abbildungen

Biel liegt am Bielersee (Abb. 1–3). Mit dieser an sich selbstverständlichen und auf jeder Landkarte nachzulesenden Tatsache wird eine feststehende Idee transportiert, nämlich, dass Biel eine Stadt am See sei, das Verhältnis von Stadt und See also ein enges sein muss, da ja der eine von der anderen den Namen übernommen hat. Und es stimmt ja auch: Mit dem Strandbad, dem Park, dem Hafen und den zum See hin führenden Promenaden öffnet sich die Stadt zum See. Aber: Warum ist die Altstadt so weit weg vom Seeufer? Gerade wenn man an vermeintlich vergleichbare Orte denkt, etwa an Zürich und den Zürichsee oder an Neuchâtel und den Neuenburgersee. Es stellt sich die grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis von Stadt und See in historischer Perspektive, und ganz speziell nach dem Verhältnis von Stadt und See im Mittelalter.

Biel ist eine mittelalterliche Gründungsstadt, und die Gründung und Entstehung von Städten im Mittelalter sind Prozesse, die von Personen, von Herrschaften gelenkt wurden. Es gibt also Ziele und Überlegungen; eine Stadt an einem bestimmten Ort zu gründen bzw. eine bestehende Siedlung zur Stadt zu erheben und zu fördern musste handfeste Gründe haben. Das wird meine erste Frage sein; in einem zweiten Teil möchte ich den Blickwinkel erweitern und fragen, wie es überhaupt mit dem Verhältnis von Stadt und See im Mittelalter steht. Allerdings muss ich gleich einschränken: Die folgenden Überlegungen können nur eine kleine Skizze sein. Anlass war die Beschäftigung mit der frühen Geschichte von Biel im Rahmen von mittelalterarchäologischen Ausgrabungen.

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 35. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Biel, 10.–14. September 2008) gehalten wurde. Vergleiche dazu auch den Tagungsbericht von *H.-R. Egli* in diesem Band!

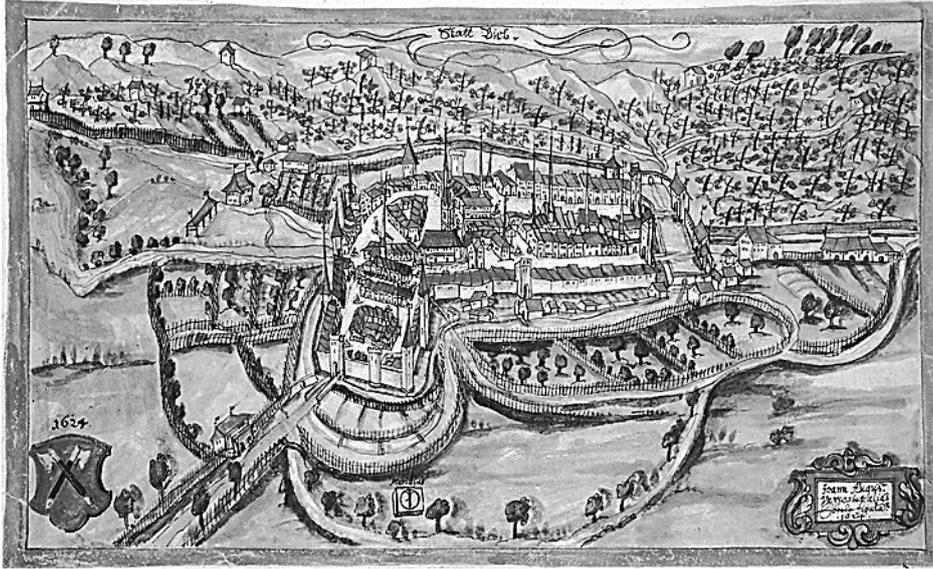


Abb. 1: Biel im 17. Jahrhundert  
Vedute von Johannes Verresius, 1624, Stadtarchiv Biel

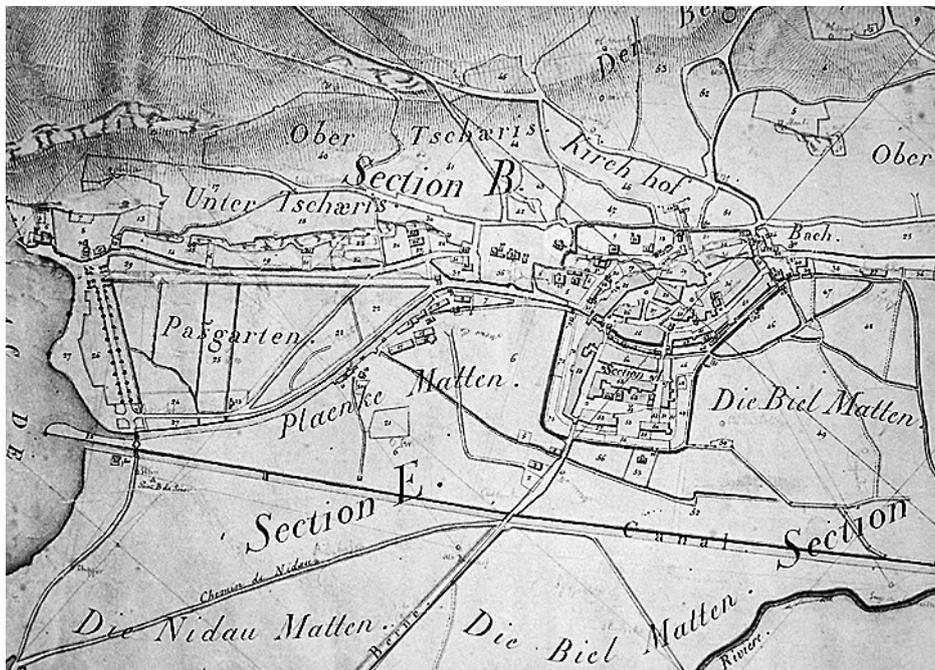


Abb. 2: Biel und das Seeufer im frühen 19. Jahrhundert – weit voneinander entfernt!  
Katasterplan von Peuseux, 1832, Stadtarchiv Biel

## 1 Die frühe Entwicklungsgeschichte der Stadt Biel

### Topographie

Die Region Biel liegt am Südrand des Jura, dem sog. Jura-Südfuß (Abb. 3). Entlang dieses Randes erstreckt sich der Bielersee. Er wird im Osten von einer Schwemmebene abgeschlossen. Durch diese Ebene fließt ein Fluss namens Schüss, der durch eine Klus aus dem Jura kommt und in den See mündet. Wenig weiter südlich verläuft ein weiterer Fluss, die Zihl. Sie fließt aber genau in die umgekehrte Richtung, von West nach Ost und war bis zur ersten Juragewässerkorrektion der Ausfluss aus dem See. Entlang des Jura-Südfußes besteht ein hochwassersicherer Absatz. Im Bereich der heutigen Stadt Biel entspringt dort eine kalkhaltige Quelle, die Brunn- oder Römerquelle genannt wird. Sie bildete im

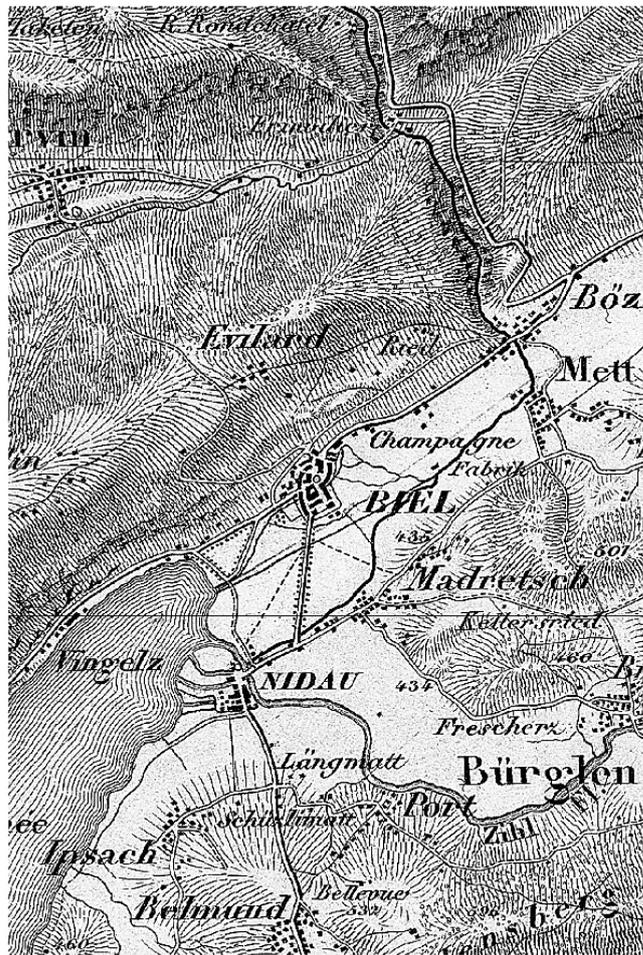


Abb. 3: Biel und die Region im mittleren 19. Jahrhundert  
Dufourkarte von 1864

Lauf der Zeit einen Kalksinterkegel, der spornartig in die Ebene hinein ragt. Auf ihr entstand um 1225 die Stadt Biel (*Wick-Werder 2008; Dubler u. Kästli 2003*).

### Präurbane Zeit

Durch einen 1846 in der Römerquelle entdeckten Münzfund ist eine gallo-römische Kultstätte bezeugt. Ob es sich dabei um ein Heiligtum des keltischen Quellgottes Belenus handelte und sich von dessen Namen derjenige von Biel ableite, ist nur eine Vermutung (*Wick-Werder 2000*). Wichtig ist, dass es abgesehen von diesem Münzfund keinerlei römische Spuren auf dem Gebiet der mittelalterlichen Stadt gibt: Die These, die erste Stadtanlage gehe auf ein spätrömisches Kastell zurück (*Planungsatlas 3 1973*), ist inzwischen widerlegt. Aber: Es gibt römische Besiedlung in der Nähe, und zwar in einer großen Dichte – viele römische Villen, eine frühchristliche Memoria in Biel-Mett und in der weiteren Umgebung größere Siedlungen wie Petinesca und Solothurn.

Im Frühmittelalter lag das Seeland am Rand des burgundischen Königreichs. 999 schenkte König Rudolf III. von Burgund das Kloster Moutier-Grandval Bischof Adalbero II. von Basel. Mit dem Klosterbesitz im Elsass und im Jura wurden aus den Basler Bischöfen mächtige weltliche Herren, die Fürstbischöfe (*Rebetez 2006, S. 12*). Beim Ausbau ihrer Herrschaft im Jura stießen sie auf die Konkurrenz der Grafen von Neuenburg. Der Einflussbereich dieser Dynastie erstreckte sich von beiden Seeufnern und den Jurahöhen bis nach Grenchen und Büren an der Aare (*HistNE 1989-1993*).

Im Bereich der späteren Stadt bestand möglicherweise seit dem Frühmittelalter eine Siedlung. Dafür sprechen drei Indizien: Erstens wird 1142 eine Siedlung namens *Belnam* erwähnt (*Dubler u. Kästli 2003*). Zweitens sind die Pfarrechte der Stadtkirche von Biel präurban. Da im schweizerischen Mittelland die Parochialorganisation spätestens im 11. Jahrhundert fixiert war (*Rebetez 2006, S. 171*), waren die Stadtkirchen von im 13. Jahrhundert gegründeten Städten normalerweise nur Filialkirchen älterer, außerhalb liegender Pfarrkirchen, so etwa in Murten, Bern oder Burgdorf (*Baeriswyl 2003b, S. 42, S. 164*). Wenn nun wie im Fall Biel eine Stadtkirche bereits anlässlich ihrer ersten Nennung 1228 als Pfarrkirche bezeichnet wird, ist das ein gewichtiger Hinweis darauf, dass diese Kirche älter als die Stadt ist und vorher Pfarrkirche einer präurbanen Siedlung war. Archäologische Untersuchungen von inzwischen weit über 20 Kirchen im Kanton Bern haben gezeigt, dass alle Kirchen, die im frühen 13. Jahrhundert als Pfarrkirchen nachzuweisen sind (*Chartular von Lausanne, 1228: Roth 1948*), Vorgängerbauten aufweisen, die bis ins 7./8. Jahrhundert zurückgehen. Drittens ist die exponierte Lage der Kirche im Zentrum der Gründungsstadt zu erwähnen, was ebenfalls für ihr hohes Alter spricht.

### Stadtgründung

Wahrscheinlich gründete Bischof Heinrich II. von Thun die Stadt zwischen 1225 und 1230 (*Dubler u. Kästli 2003*). Hintergrund waren die Interessengegensätze zwischen den Grafen von Neuenburg und dem Fürstbischof bzw. der Versuch des

Letzteren, eine Machtposition am Bielersee aufzubauen. Sie ist damit eine der vielen Städtegründungen der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Gebiet der heutigen Westschweiz (Baeriswyl 2003a). Im Fall von Biel ist nicht von einer Gründung ‚auf der grünen Wiese‘ auszugehen, sondern von einer rechtlichen Erhebung des bestehenden Dorfes zur Stadt, was aber bauliche Umstrukturierungen zur Folge hatte (Baeriswyl 2003b, S. 27–29).

Biel diente als Grenzstadt und Verwaltungszentrum des südlichen Teils des Fürstbistums Basel und Sitz des obersten bischöflichen Beamten, des Meiers. Ein Rat wird 1252 erstmals erwähnt. Seit dem späten 13. Jahrhundert verfolgte er zunehmend eigene politische Ziele und schloss selbstständig Burgrechtsverträge mit geistlichen Herrschaften, Grafenhäusern und vor allem mit Städten der Region. Konflikte zwischen Stadt und Stadtherrn führten 1367 zu einem Krieg, der mit einem Stadtbrand und der Zerstörung der bischöflichen Burg endete. Der Bischof blieb aber nicht nur nach diesem Ereignis, sondern auch über die Reformation hinaus bis 1798 weltlicher Herrscher, und das seit 1528 reformierte Biel war eine Landstadt des fürstbischöflichen Territoriums. Als solche lavierte Biel über Jahrhunderte zwischen dem Stadtherrn und Bern. Die Lage zwischen diesen beiden mächtigen Territorialherren verhinderte den Aufbau eines eigenen Herrschaftsgebiets.

#### Bauliche Entwicklung der Stadt im Mittelalter

Die um 1225 errichtete Gründungsstadt wies einen glockenförmigen Grundriss auf. Die Basis verlief längs des Sinterkegels, auf dem sich die Kirche erhob, während die Nordflanke längs des Römerquellenbachs lag. An der Westflanke errichteten die Stadtherren eine im Grundriss kreisförmige Burg mit Rund- und Rechtecktürmen und einem rund 12 m breiten Wassergraben, der durch einen künstlichen Abzweiger der Römerquelle gespeist wurde (Abb. 4).

Im Lauf des 13. und 14. Jahrhunderts wurde die Stadt vier Mal erweitert. Zum einen entwickelte sich zu unbekannter Zeit eine zweiphasige Gewerbesiedlung im Westen, zum anderen entstand um 1290 eine Stadterweiterung nach Norden mit den beiden parallelen Gassen (Ober- und Untergasse). Eine vierte Stadterweiterung, die äußere Neustadt, entwickelte sich ab 1340 in der Schwemmebene südlich der Schüss. Vor den Mauern entstanden ferner an den Ausfallstraßen und längs der Schüss suburbane Bebauung und Gewerbeeinrichtungen.

## 2 Biel und der See

Der Bielersee trug im Mittelalter unterschiedliche Bezeichnungen; so ist er urkundlich als Nugerolsee (1221–ca. 1300 *lacus de Nuerol*, nach der gleichnamigen Region zwischen Cressier und La Neuveville am Nordwestende des Sees), aber auch als Erlach- (1212 *lacus Erliacensis*) und Bielsee (1287) bezeugt (Dubler 2003). Bis ins frühe 19. Jahrhundert dominierte aber die Bezeichnung Nidauersee. Der See mit allen Rechten gehörte seit dem frühen 13. Jahrhundert zur Herr-

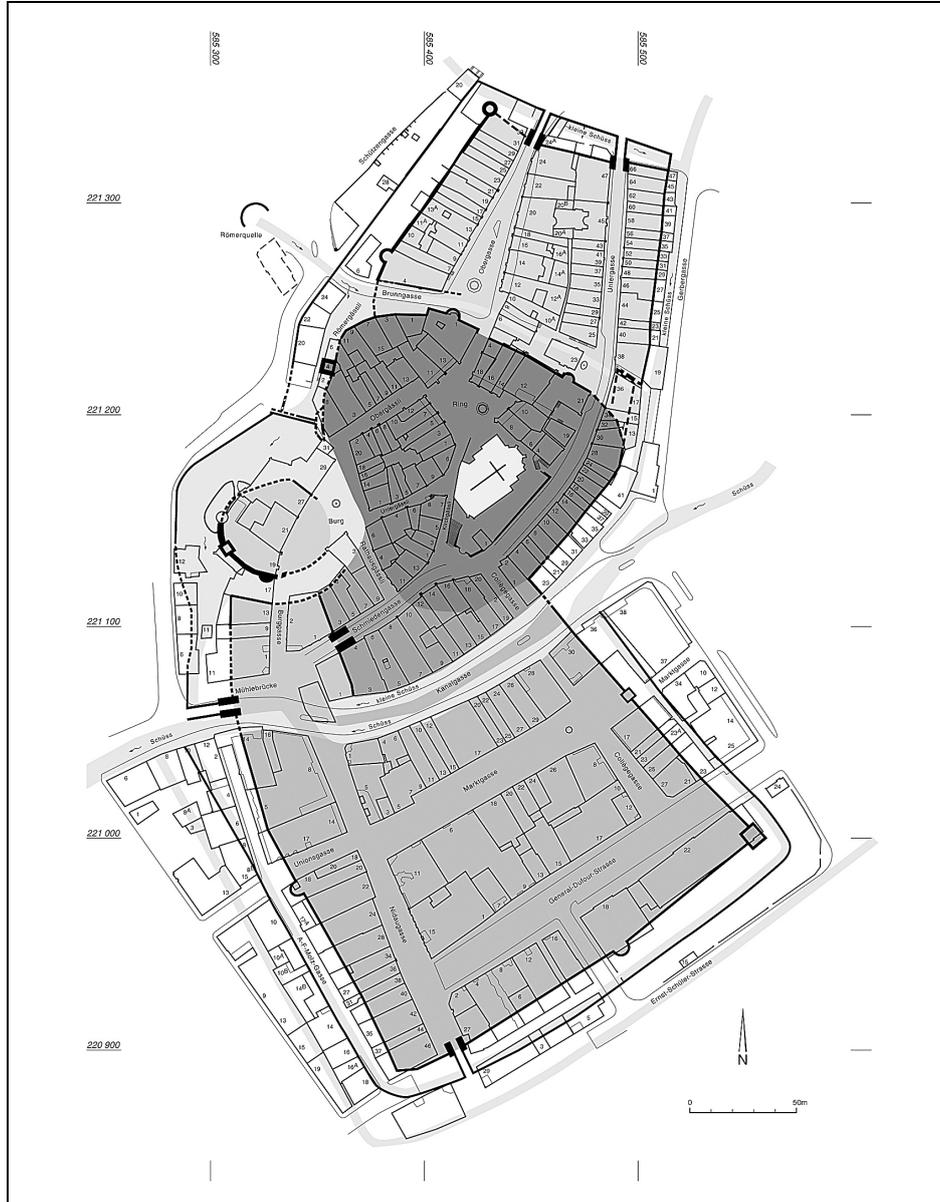


Abb. 4: *Bauliche Entwicklung der mittelalterlichen Stadt Biel*  
 Plan des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern, *Eliane Schranz*

schaft der Grafen von Neuenburg. Ausgenommen waren die Uferpartien bei La Neuveville und Biel, die dem Fürstbischof von Basel zustanden. 1388 beanspruchte Bern gegen die Ansprüche des Fürstbischofs die Seevogtei mit voller Gerichtsbarkeit als Teil der landgräflichen Rechte. In einer Regelung von

1456–87 setzte Bern sich weitgehend durch und errang die Seehoheit mit Ausnahme der niederen Seegerichte in Biel und La Neuveville.

Die Stadt Biel lag rund 1,5 km vom Seeufer entfernt, und es gab dort, mitten im Delta der Schüss, keinerlei Hafen-Infrastruktur. Der einzige »Hafen«, den Biel besaß, war die Ländte von Vingelz, einem Winzerdorf am Nordufer des Sees. Vingelz war Teil des 1300 erstmals umschriebenen städtischen Rechtskreises, dessen Schwerpunkt aber im Norden und Osten der Stadt lag (*Dubler u. Kästli* 2003). Dazu passt, dass Biel wie andere Städte ein Untertanengebiet zu erwerben versuchte, dabei aber den Blick immer nach Norden, in den Jura wandte und sich nicht für den See interessierte.

Auch das wenige, das über die wirtschaftlichen Grundlagen Biels im Mittelalter bekannt ist, bestätigt diese Tendenz: Die Stadt lebte hauptsächlich vom Rebbau am Jurahang; die Fischerei war erstens auf Vingelz konzentriert und zweitens von geringer Bedeutung. Transitverkehr und Warenumschatz schließlich waren völlig bedeutungslos.

Kurz: Biel kehrte dem See offensichtlich den Rücken zu; die Stadt lag abseits der Handelswege zu Wasser. Biel war im Mittelalter keine Stadt am See, weder von der Gründungssituation noch von der Entwicklung her. Dass der Bielersee heute Bielersee heißt, hat wohl in erster Linie etwas mit der seit dem mittleren 19. Jahrhundert wachsenden zentralörtlichen Bedeutung Biels in der Region zu tun.

### 3 Nidau und der See

Wie bereits erwähnt hieß der See bis ins 19. Jahrhundert meist Nidauersee. Und das nicht grundlos (Abb. 3). In Nidau finden wir all das, was wir in einer mittelalterlichen Stadt am See erwarten würden (*Neuhaus* 1988; *Moser* 2005, S. 27–101). Am Beginn von Nidau steht – soweit heute bekannt ist – eine 1140 von den Grafen von Neuenburg errichtete Holzburg am Ausfluss der Zihl aus dem Bielersee (*Gutscher* 1990; *Roth Heege* 2004). Um 1200 wurde sie durch eine Steinburg ersetzt. Bereits damals war Nidau wichtig genug, um Zentrum einer eigenständigen Herrschaft Nidau zu sein, die einer Linie der Grafen von Neuenburg, den Neuenburg-Nidau gehörte. Nidau war damals bereits zum großen Umschlaghafen am Bielersee, zum Knotenpunkt des Warenverkehrs am Jurasüdfuß geworden. Dort fand zum einen der Umschlag von den Seeschiffen auf die Flussschiffe statt, die über die Zihl und die Aare nach Solothurn fuhren. Zum anderen wurden dort Waren von den Transportkähnen auf die Fuhrwerke und umgekehrt umgeladen. Dementsprechend wurde dort der Zoll kassiert. Im Lauf des 13. Jahrhunderts entstand eine Stadt an der Südseite von Burg und Hafen; 1273 werden erstmals *burgensis* genannt, 1287 ein Zoll. Damit war Nidau im 13. Jahrhundert zum einen die Machtposition der Neuenburger Grafen, die es ihnen ermöglichte, mit Erfolg die vollen Rechte des Sees zu beanspruchen. Zum anderen war es der Ort, an dem sich der bereits von verschiedenen Referenten genannte Schiffsverkehr auf dem Bielersee bündelte. 1388 fiel Nidau an Bern, das dort den Hauptsitz der gleichnamigen Landvogtei einrichtete. Der Hafen von Nidau wurde damit zum weitaus



Abb. 5: Nidau: Links Ländte mit Salzhaus, die Zihl und das Schloss Nidau, im Hintergrund die Stadt. Zustand um 1810/20  
Gouache von J.J. Schweizer (?), Rathausaal Nidau

wichtigsten Verkehrs- und Handelsknotenpunkt an der Nordwestgrenze des bernischen Staates (Moser 2005, S. 29) (Abb. 5).

#### 4 Noch einmal: Biel und der See

Die Gründung von Biel um 1225 ist vor diesem Hintergrund als Versuch der Fürstbischöfe von Basel zu verstehen, eine Gegenposition am See aufzubauen, eine allerdings in mancherlei Hinsicht missratener. Zumindest der Versuch, an den Rechten und an den wirtschaftlichen Vorteilen des Sees teilzuhaben, war mit der Abseitslage von Biel von Anfang an gescheitert.

Dass den Fürstbischöfen sehr wohl daran gelegen war, am Verkehr zu Wasser partizipieren zu können, belegt nicht nur der genannte Konflikt um die Seevogtei mit Bern, sondern schon die 1318 erfolgte Gründung der Stadt La Neuveville am Seeufer. Allerdings war auch dieser Versuch der Fürstbischöfe weitgehend erfolglos, da der Transitverkehr auf dem See den Hafen von La Neuveville nicht berührte.

Betrachtet man die Verkehrslage der mittelalterlichen Stadt Biel, fällt auf, dass die Stadt ziemlich genau in der Mitte zwischen zwei viel frequentierten Verkehrswegen liegt: einer verlief im Westen, der genannte Wasserweg über den Bielersee, der zweite im Osten, die schon seit römischer Zeit begangene nordsüdlich verlaufende Route durch den Jura, die über Studen, Aegerten, Mett, Bözingen, Martinsklafter und Pierre Pertuis (Gerber 1997). Möglicherweise war die Platzierung von Biel ein misslungener Versuch der Fürstbischöfe, eine Stadt so zwischen die beiden Verkehrsachsen zu setzen, um von beiden profitieren zu können.

## 5 Städte und Seen

Damit kommen wir zurück zur Frage nach der Beziehung von Stadt und See. Biel kehrte, wie gesagt, dem See den Rücken zu. Es war eine Stadt beim See, aber eine Stadt ohne Bezug zum See. Ist Biel damit einzigartig? Ein kurzer Vergleich mit einigen Städten an Schweizer Seen zeigt rasch, dass das nicht der Fall ist. Allerdings gibt es ganz unterschiedliche Typen von Stadt-See-Beziehung. Ich möchte im Folgenden einige davon an ausgesuchten Beispielen vorstellen.

Die erste Variante: Stadt beim See, aber ohne Bezug zum See

Diese Variante haben wir eben mit dem Beispiel von Biel kennengelernt. Es gibt aber noch eine weitere Stadt im Kanton Bern, für die diese Umschreibung zutrifft. Die Stadt Unterseen, eine Gründung des späten 13. Jahrhunderts, liegt auf dem so genannten Bödéli zwischen Thuner- und Brienersee, also an einer alten Transitroute (*Gutscher 1997, Gutscher u. Studer 2003*). Die Stadt wurde von den Freiherren von Eschenbach mit Zustimmung von König Rudolf von Habsburg gegründet. Unterseen wurde an dem Ort errichtet, an dem sich der Land- und der Flussweg kreuzten, eigentlich eine ideale verkehrstechnische Lage (Abb. 6).

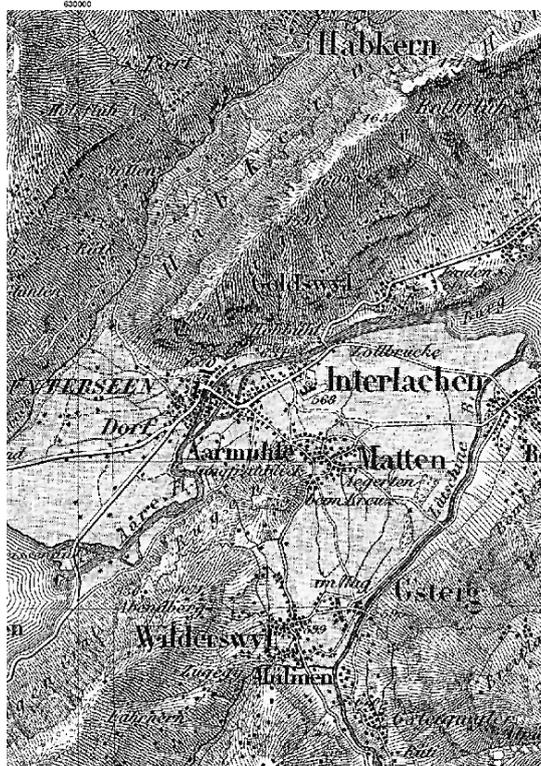


Abb. 6:  
Das Bödéli zwischen  
Thuner- und Bielersee  
im mittleren 19. Jahrhundert  
Ausschnitt Dufourkarte 1864

Das gesamte Gelände gehörte damals aber dem mächtigen Chorherrenstift Interlaken, und die Abtretung des Gründungsareals wurde durch den Freiherrn von Eschenbach, der als Kastvogt des Stiftes amtete, quasi erzwungen. Vielleicht hatte auch noch König Rudolf als Schirmherr des Reichsklosters seine Finger im Spiel. Mittels Erblehensvertrag von 1280 sorgte Interlaken aber dafür, dass der Stadtrechtsbereich kaum über die Stadtmauern hinausreichte und dass die klösterlichen Hoheitsrechte über die Landwege wie über die Aare keine Einbussen erleiden mussten (*Studer Immenhauser* 2006, S. 311–325). Mit diesen Einschränkungen, verbunden mit Schikanen aller Art, unter anderen durch die Gründung eines konkurrierenden Marktes und dem Aufstellen von Wirtschaften, Metzgereien, Bäckereien und Waage, wehrte sich das Kloster erfolgreich gegen die Stadt und verhinderte, dass Unterseen vom Transitverkehr profitierte. Die Stadt hatte keinen Zugriff auf die Ländten an den Seeufern, Weissenau und Zollbrück und keine Hoheit über die Aare. Unterseen hatte denn auch keinen eigenen Hafen, weder am Thuner- noch am Brienersee, ja es gab nicht einmal eine Unterseener Schiffländte in der Aare: Die 1430 erstmals erwähnte Sust nördlich der Stadt gehörte dem Kloster ebenso wie die Aareinsel Spielmatte mit den dortigen Mühlen, Fischreusen und Schiffsanlegeplätzen. Einen Zoll durften die Unterseener vom Transitverkehr, der mit Wagen die Stadt passierte, kassieren. Die Einnahmen scheinen aber unbedeutend gewesen zu sein. Das nicht zuletzt deshalb, weil ein wesentlicher Teil des Transitverkehrs die Stadt umfuhr: Da im Erblehensvertrag vereinbart worden war, der Aareübergang habe Tag und Nacht offen zu sein, Unterseen nachts aber seine Stadttore schloss, wurde die Stadt gezwungen, einen Steg zu bauen, der eine Umfahrung ermöglichte. Kurz: Unterseen lag zwar zwischen zwei Seen, wandte aber gezwungenermaßen beiden den Rücken zu und blieb eine unbedeutende Kleinstadt mit vielleicht 150 Einwohnern im Schatten des prosperierenden und mächtigen Stiftes.

Die zweite Variante: Stadt am Fluss, der in einen See mündet oder aus diesem hinausfließt

Thun liegt am Thunersee (Abb. 7), der bereits im 7. Jahrhundert *lacus Duninse* heißt. Die Stadt ist eine zähringische Neugründung um 1200, wahrscheinlich unter Einbezug eines frühmittelalterlichen Kerns (*Baeriswyl* 2003c). Topografisch gesehen ist Thun keine Stadt am See: Dieser liegt nämlich rund 1,5 km von der Stadt entfernt. Die mittelalterliche Stadt entstand am Nordufer der Aare auf einem hochwassersicheren Hügelzug und unter Einbezug des Flussufers am Hügelfuß, dehnte sich aber bald schon auf das Südufer aus. Eine Aarebrücke entstand möglicherweise schon bei der Stadtgründung. Direkt an der Brücke lag die Schiffländte. Sie diente als Umladestation von Fluss- zu Seeschiffen und war mit einer Sust, dem so genannten Freienhof verbunden, der als Zollstation, Stapelplatz und Kaufhaus diente. Thun war ein wichtiger Etappenort für den Transitverkehr zwischen Bern und den Alpenpässen Brünig und Grimsel. In Thun bestiegen aber auch alle Landleute aus dem Oberland das Schiff, welches zu Markttagen nach Bern fuhr.



Abb. 7: *Flugaufnahme von Thun im Jahr 2001*  
Aufnahme Patrick Nagy, Zürich

Thun war also eine Stadt, die zwar nicht direkt auf einen See ausgerichtet war, sondern als Stadt am Fluss bezeichnet werden muss, sogar etwas abseits vom See lag, die aber von der Abflusssituation profitierte. Die Flussbrücke war ebenfalls ein wichtiger Aspekt dieser Verkehrssituation, bedeutete sie doch eine Kreuzung von See- und Landweg. Ein weiterer Aspekt dieser Lage ist die Tatsache, dass für den Fluss- und den Seetransport unterschiedliche Schiffstypen Verwendung fanden, immer also ein Umladen der Ware notwendig war – ein idealer Zeitpunkt für eine Verzollung.

Diese Art von Stadt-See-Beziehung gibt es in der Schweiz gleich mehrfach: Genf am Genfersee, Luzern am Vierwaldstättersee, Stein am Rhein am Bodensee, Yverdon am Neuenburgersee und Zürich am Zürichsee.

#### Die dritte Variante: Die Stadt am See

Die dritte Stadt-See-Beziehung, die man spontan eigentlich als die »normale«, die übliche bezeichnen würde, soll an dieser Stelle nur erwähnt werden: die Stadt, die direkt am See liegt und einen Hafen am Seeufer hat. Als Beispiele einige Städte aus dem Seeland: Murten, Neuenburg oder – mit einem jüngst archäologisch erforschten Hafen – Lutry (Chaudet 2008).

## 6 Schluss

Was bleibt am Ende dieser Skizze? Für die Beschäftigung mit der Geschichte von Biel, die mein eigentlicher Fokus ist, die Erkenntnis, dass für das Mittelalter und die frühe Neuzeit der See für die Stadt keine Rolle spielte. Darüber hinaus? Im Moment vielleicht nur eine Erkenntnis: Wie überall gibt es bei der Frage der Beziehung zwischen Stadt und See nicht nur die Normalfälle, das Übliche, das, was man erwartet, sondern verschiedene Varianten. Meines Erachtens würde es sich aber lohnen, diesen Dingen noch weiter nachzugehen. Die meisten mittelalterlichen Städte sind Gründungsstädte (*Baeriswyl 2003a*), und obwohl man davon ausgehen muss, dass ihre Lage mit Bedacht ausgewählt wurde, wissen wir in den meisten Fällen bis heute kaum, warum sie genau an dem Ort entstanden, an dem sie heute noch liegen. Die Frage nach der Beziehung zwischen Stadt und See ist ein Mosaiksteinchen mehr zum Bild der Erkenntnis.

## Literatur

- Baeriswyl, Armand*: Bern vor dem Hintergrund der mittelalterlichen Stadtgründungswelle. – In: *Schwinges, Rainer C. [Hrsg.]*: Berns mutige Zeit. Das 13. und 14. Jahrhundert neu entdeckt (Berner Zeiten). Bern 2003a, S. 81–85.
- Baeriswyl, Armand*: Stadt, Vorstadt und Stadterweiterung im Mittelalter. Archäologische und historische Studien zum Wachstum der drei Zähringerstädte Burgdorf, Bern und Freiburg im Breisgau. – Basel 2003b (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, 30).
- Baeriswyl, Armand*: Zwischen Gross- und Kleinstadt. Burgdorf und Thun. – In: *Schwinges, Rainer C. [Hrsg.]*: Berns mutige Zeit. Das 13. und 14. Jahrhundert neu entdeckt (Berner Zeiten). Bern 2003, S. 176–185.
- Roth, Charles [Hrsg.]*: Cartulaire du Chapitre de Notre-Dame de Lausanne (Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande 3). Lausanne 1948.
- Chaudet, Valentine*: Le Bourg extérieur de Lutry et son port médiéval. – In: *Mittelalter – Moyen Âge – Medioevo – Temp medieval*. Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins 13, 2008, H. 3, S. 119–128.
- Dubler, Anne-Marie*: Bielersee. – In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 2: Basel (Kanton)–Bümpliz. Basel 2003, S. 410–411.
- Dubler, Anne-Marie u. Kästli, Tobias*: Biel (BE, Gemeinde). – In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 2: Basel (Kanton)–Bümpliz. Basel 2003, S. 398–408.
- Gerber Christophe*: La route romaine transjurane de Pierre Pertuis. Recherches sur le tracé romain entre le Plateau suisse et les bassins du Doubs et du Rhin. – Bern 1997 (Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern).
- Gutscher, Daniel*: Nidau Schloss Baubegleitende Untersuchungen während der Restaurierung. – In: *Gutscher, Daniel; Suter, Peter J. [Hrsg.]*: Archäologie im Kanton Bern, Bd. 1. Bern 1990, S. 100–105.
- Gutscher, Daniel*: Typologische Fragen zur Stadtgenese im 13. Jahrhundert zwischen Hochrhein und Alpen: Burgdorf – Unterseen – Laufen. – In: *Boe, Guy De u. Verhaeghe, Frans [Hrsg.]*: Urbanism in medieval Europe. 11 Bde. Zellik 1997 (I.A.P. Rapporten 1), S. 259–270.
- Gutscher, Daniel u. Studer, Barbara*: Gegner am Rande: Kleinstadtgründungen. – In: *Schwinges, Rainer C. [Hrsg.]*: Berns mutige Zeit. Das 13. und 14. Jahrhundert neu entdeckt (Berner Zeiten). Bern 2003, S. 186–194.
- Histoire du pays de Neuchâtel*. 3 Bde. – Hauterive 1989–1993.
- Kantonales Planungsamt [Hrsg.]*: Kanton Bern. Historische Planungsgrundlagen. – Bern 1973 (Planungsatlas Kanton Bern, 3).
- Moser, Andres*: Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern. Land 3. Der Amtsbezirk Erlach und der Amtsbezirk Nidau. 2. Teil. – Basel 2005 (Die Kunstdenkmäler der Schweiz, 106).
- Neuhaus, Gabriela*: Nidau – 650 Jahre Wandlung. – Biel 1988.
- Rebetez, Jean-Claude [Hrsg.]*: Pro Deo. L'ancien évêché de Bâle du IV<sup>e</sup> au XVI<sup>e</sup> siècle. Ausstellungskatalog. – Porrentruy 2006.
- Roth Heege, Eva*: Die Funde aus dem Schloss Nidau (Ausgrabungen 1985 bis 1987). – In: *Boschetti-Maradi, Adriano u. Gutscher, Daniel [Hrsg.]*: Archäologie im Kanton Bern, Bd. 5 B. Bern 2004, S. 591–640.

*Studer Immenhauser, Barbara*: Verwaltung zwischen Innovation und Tradition. Die Stadt Bern und ihr Untertanengebiet 1250–1550. – Ostfildern 2006 (Mittelalter-Forschungen, 19).

*Wick-Werder, Margrit*: Spuren einer Stadt. Altstadt Biel – archäologischer Rundgang. – Biel 2000.

*Wick-Werder, Margrit*: Bilder einer Stadt. Einblicke in fünf Jahrhunderte Geschichte der Stadt Biel. – Bern 2008.

Rolf Peter Tanner

## Gewässerdynamik und Gewässerkorrekturen in schweizerischen Seenlandschaften seit dem 18. Jahrhundert<sup>1</sup>

Mit 19 Abbildungen

### Einleitung

Die Beispiele von schweizerischen Räumen, die stark durch Gewässer geprägt und im Gefolge der Korrektionsmaßnahmen des 18. und 19. Jahrhunderts umgestaltet worden sind, befinden sich alle in Gebieten des Schweizer Mittellandes oder Alpenrandes, die im Würmglazial stark überprägt worden sind.

Durch den reichen fluvio-glazialen Formenschatz entstand eine vielfältige Gewässerlandschaft, die sich aber auch durch eine große Dynamik auszeichnete und verschiedene Teilräume durch Überschwemmungen oder Versumpfungen bedrohte oder nur schwer nutzbar machte. Diese Naturereignisse verstärkten sich noch in der frühen Neuzeit, was bereits im frühen 18. Jahrhundert erste Korrektionseingriffe auslöste. Aber erst die Maßnahmen des 19. Jahrhunderts schufen völlig neue Verhältnisse und ließen aus ehemaligen Moor- und Überschwemmungsflächen landwirtschaftlich intensiv nutzbare Gegenden entstehen.

### Die Umleitung der Kander

Die Umleitung der Kander, eines Gebirgsflusses des Berner Oberlandes, der nördlich von Thun in die Aare mündete, stellt wahrscheinlich schweizweit die erste Anwendung eines Prinzips dar, das bei allen vorgestellten Korrekturen zum Zuge kam. Mit der Erkenntnis, dass Überschwemmungen ursächlich mit der hohen Sedimentfracht eines Flusses zusammenhängen, entstand die Idee, die Flüsse ebendiese Fracht in Seen zu deponieren zu lassen. Treibende Kraft bei der Korrektion der Kander war *Samuel Bodmer* (1652–1724), Bürger der Stadt Bern,

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 35. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Biel, 10.–14. September 2008) gehalten wurde. Vergleiche dazu auch den Tagungsbericht von *H.-R. Egli* in diesem Band!

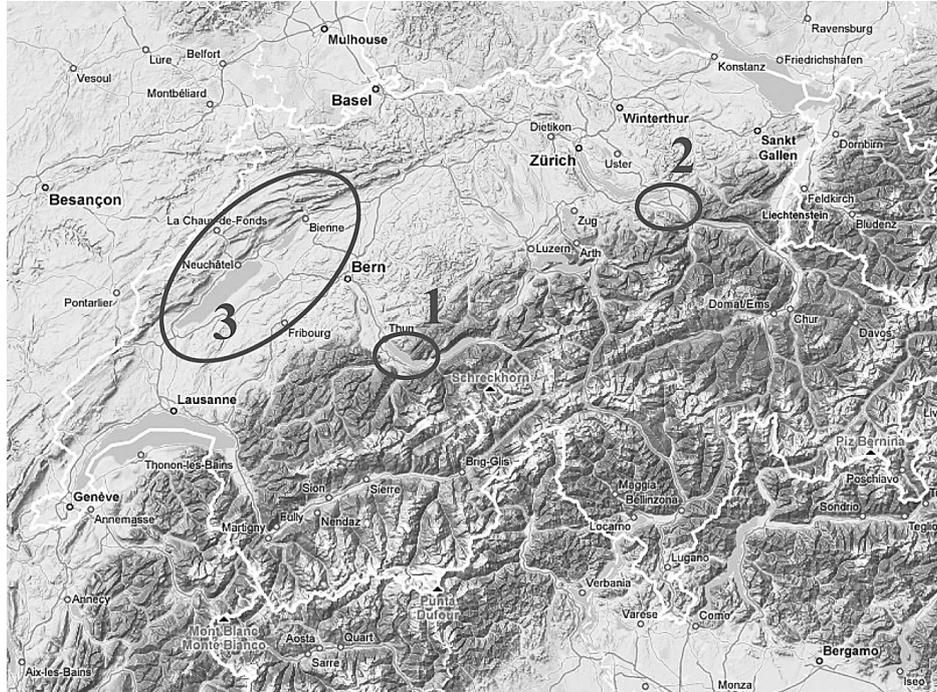


Abb. 1: Lage der vorgestellten Gebiete . 1 = Kander, 2 = Linthebene, 3 = Juragewässer  
<http://maps.google.de>

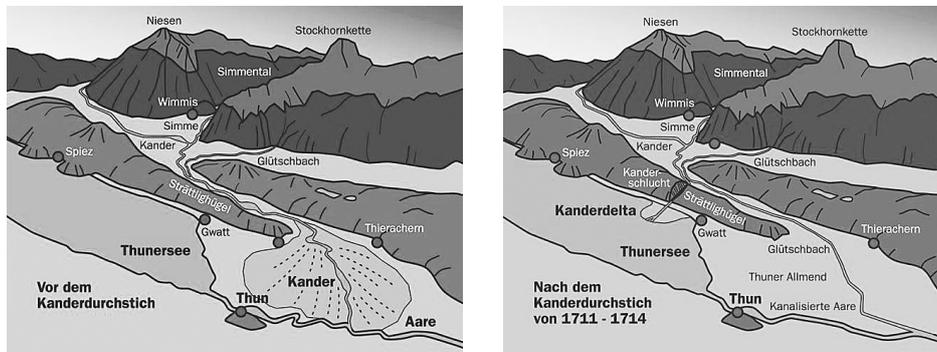


Abb. 2: Die Ableitung der Kander (1711–1714) mit dem Durchstich des Strättlienhügels südlich von Thun  
 Hasler u. Egli 2004, S. 104

in guten finanziellen Umständen, der es sich leisten konnte, seinen kartografischen Liebhabereien zu frönen. Im Dienst der Aarestadt entwarf er zahlreiche Karten und Pläne. »Seine Arbeiten sind in der Konzeption oft genial, im Eifer bestaunenswert, in der Schaffenskraft, die darin steckt, grenzenlos, vom künstle-



Abb. 63 Ausschnitt aus dem Plan von S. Bodmer von 1710 für die Kanderumleitung. Oben der alte Kanderlauf südlich des Thunersees, in der Bildmitte der Durchbruch (Durchbruch) durch den Strättligenhügel.

Abb. 3: Plan Samuel Bodmers des Kanderdurchstiches (1710)  
Staatsarchiv Bern

*rischen Standpunkt recht ansprechend, in der Durchführung oft von unvorstellbarem Dilettantismus.» (Grosjean 1996, S. 105).*

Dennoch muss *Bodmer* zugute gehalten werden, dass er erkannt hatte, dass durch die Umleitung der Kander das Problem des Rückstaus der Aare aus dem Thunersee mit anschließenden Überschwemmungen gelöst werden konnte.

*Bodmer* fertigte einen Plan der Situation und des geplanten Durchstiches an und »wurde denn auch mit dem Werke betraut und begann 1711 mit mehreren 100 Mann, Tagelöhner und von den Gemeinden gestellter Mannschaft, dazu zusammengetriebenem Volk von Armen, Bettlern und Landstreichern, darunter auch Frauen und Kindern« den Hügel abzutragen. (Grosjean 1996, S. 105) Vollendet wurde das Werk 1714 jedoch von einem wirklichen Fachmann mit wenig Mannschaft.

Erheblich waren neben dem positiven Effekt, dass die Aare nicht mehr zurück gestaut wurde, die morphologischen Veränderungen und die Konsequenzen für die Seeanwohner. So hat sich die Kander bedingt durch das Gefälle vom alten

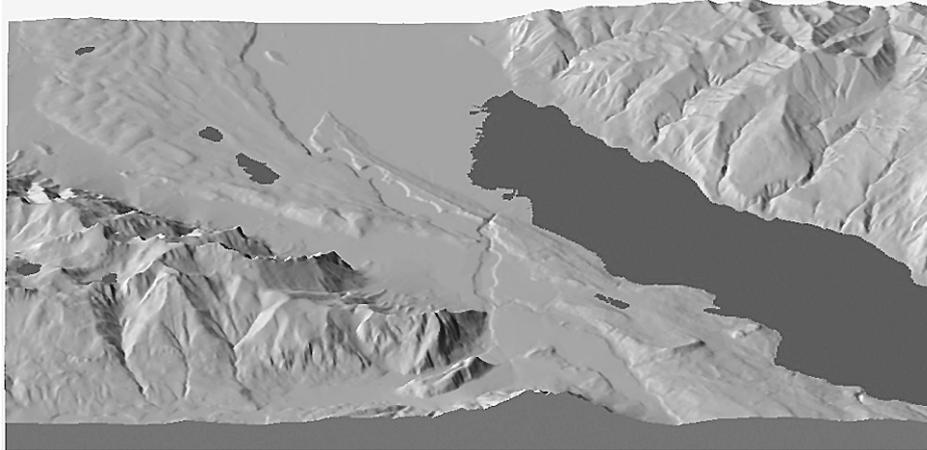


Abb. 4: Das digitale Höhenmodell zeigt den Altlauf der Kander und die Rückwärtserosion im Gefolge des Durchstiches  
swisstopo 2004

Bett hinunter zum Thunersee massiv rückwärts eingetieft (s. Abb. 4). Zudem bildete sich sehr rasch ein großes Delta im See. Gravierender waren jedoch die Probleme der Anwohner am See und in der Stadt Thun. Denn durch die Umleitung vergrößerte sich der Zufluss um 60 %. (Vischer 2003, S. 67 f.) Erst nach langwierigen Sanierungsmassnahmen konnte hier die Situation allmählich verbessert aber noch immer nicht ganz stabilisiert werden. Zurzeit ist ein neu erstellter Hochwasser-Entlastungsstollen in der Erprobungsphase.

#### Die Linthkorrektion

Auch in der Linthebene bestand das Problem darin, dass der namengebende Fluss, die Linth, den Ausfluss aus dem Walensee (die Maag) zurück staute. Aber auch selber trat die Linth häufig über die Ufer. Diese Überschwemmungen begannen sich ebenfalls in der Neuzeit zu häufen, allein im dem halben Jahrhundert zwischen 1750 und 1800 betrug die Auflandung rund drei Meter. Die Zeitgenossen, so auch der spätere Korrektionsleiter Hans Conrad Escher, beobachteten und kommentierten das Phänomen: »In dieser fortschreitenden Hebung des Linth-Bettes und in dem dadurch erschwerten, bisweilen gar gehemmten Ausflusse der Maag aus dem Wallen-See liegt nun [...] die einzige Ursache jener traurigen Versumpfung der Ebenen über und unter dem See.« (Escher 1804; in: Vischer 2003, S. 71).

Schon früh wurden Vermutungen über die Gründe der Anhebung des Flussbettes geäußert. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts beherrschte das »Abholzungsparadigma« die Diskussion, und man suchte die Erklärung in der Industrialisierung des Glarnerlandes und den damit verbundenen Abholzungen (Vischer

2003, S. 72). Neuere Untersuchungen hingegen zeigen, dass auch schon in früheren Jahrhunderten die Waldfläche verringert wurde, ohne dass sich entsprechende Flussbettauflandungen ergeben haben. Daher muss eher angenommen werden, dass sich durch die Abschnürung und nachfolgende Aufschüttung des östlichen Beckens des Zürichsees in der Frühneuzeit (der so genannte Tuggener See) die Gefällskurve der Linth verändert hat (Schindler 2004).

Durch die Verlängerung des Flusslaufes auf Grund der Auffüllung nahm die Schleppkraft des Flusses ab, da sich das Gefälle im Verhältnis zur Flusstrecke verringerte, gleichzeitig aber die Reibungsfläche zunahm. Daraus folgt logischerweise die Auflandung des Flusses.

Ein erstes Projekt zur Sanierung der Situation wurde am Ende des 18. Jahrhunderts vom Berner Artillerieoffizier *Andreas Lanz* verfasst, welches bereits die Ableitung der Linth in den Walensee – analog zur Ableitung der Kander über ein halbes Jahrhundert zuvor – vorsah (s. Abb. 8)). Auf der Basis dieses Vorprojekts wurde dann das eigentliche Projekt in den Jahren zwischen 1807 und 1816 unter der Leitung von Escher durchgeführt.

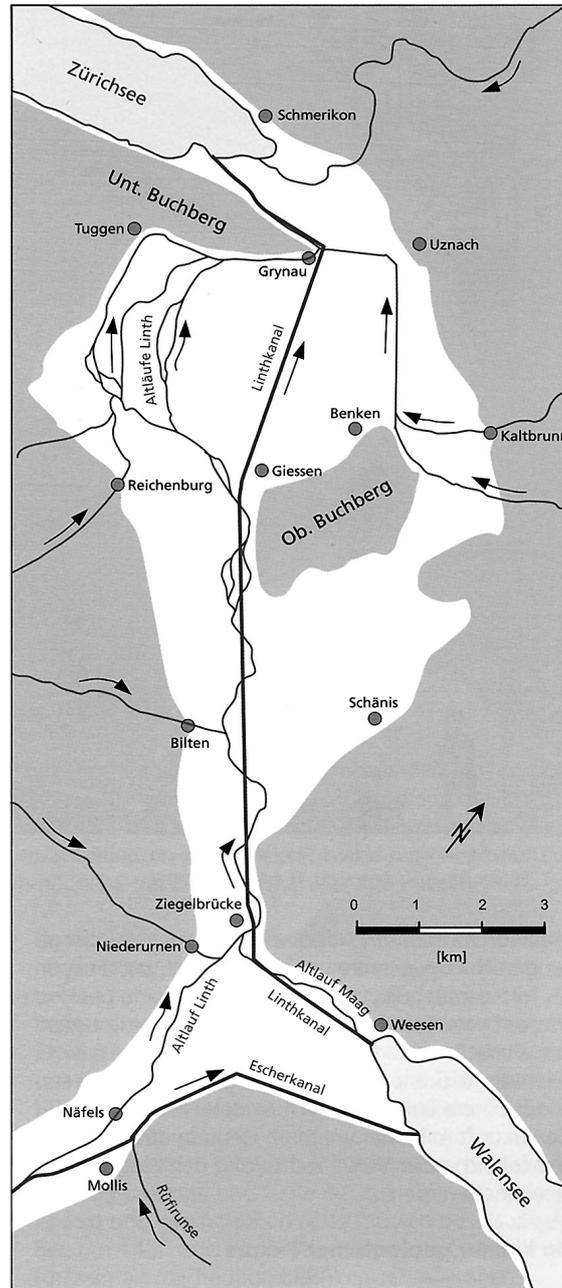
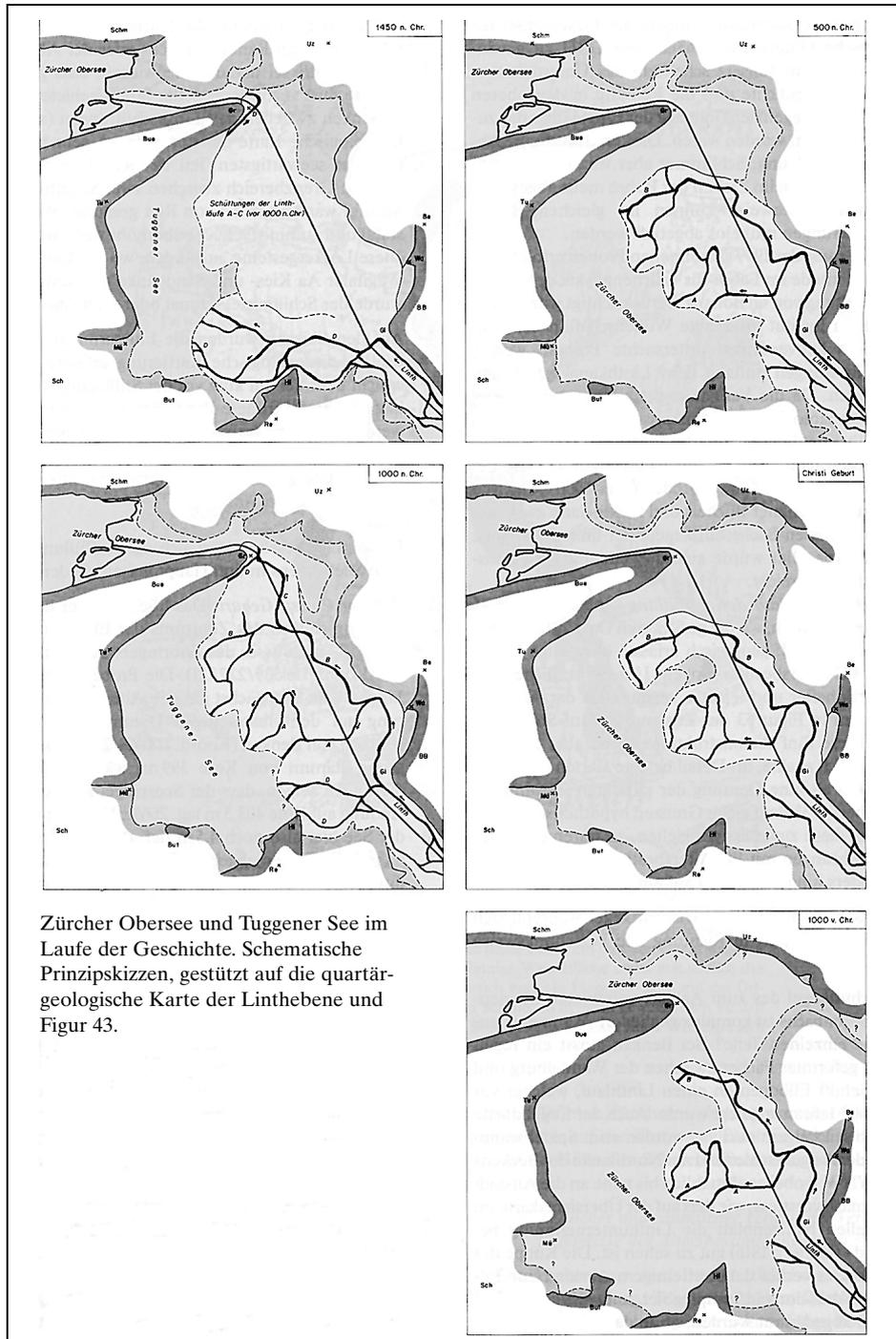


Abb. 71 Situation der Linthebene. Altläufe vor der Linthkorrektion von 1807–1816. Molliserkanal (heute Escherkanal) und Linthkanal nachher.

Abb. 5: Die Linthebene vor und nach der Korrektion  
Vischer 2003, S. 71



Zürcher Obersee und Tuggener See im Laufe der Geschichte. Schematische Prinzipskizzen, gestützt auf die quartärgeologische Karte der Linthebene und Figur 43.

Abb. 6: Auffüllung des so genannten Tuggener Sees  
Schindler 2004, S. 120



Abb. 7: Eine der ältesten Karten der Schweiz von Konrad TÜRST aus dem Jahr 1497 zeigt den Tuggener See  
Grosjean 1970

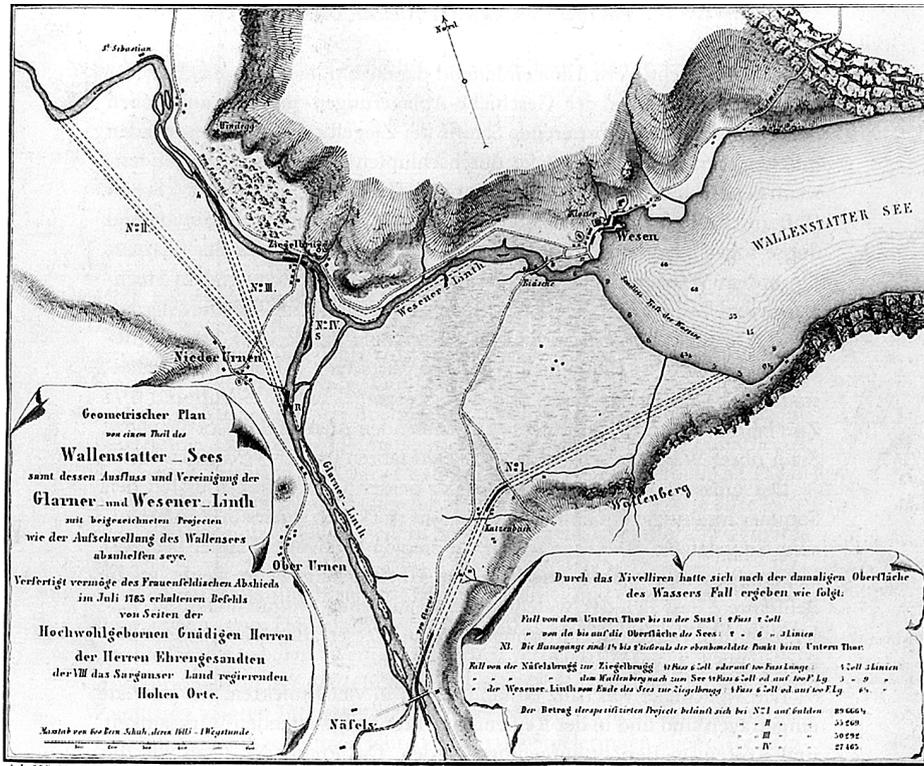
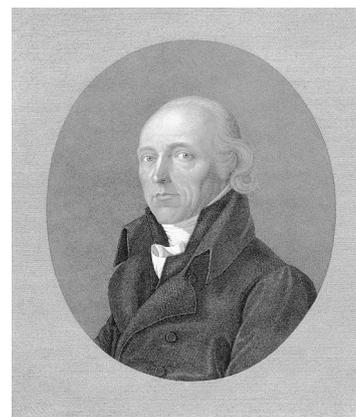


Abb. 8: Das erste Korrekionsprojekt von Andreas Lanz aus dem Jahr 1783  
Zaugg 1993, S. 233

Hans Conrad Escher stammte zwar aus den Kreisen des Patriziates der Stadt Zürich, bekannte sich jedoch zu den Idealen der Aufklärung und der Französischen Revolution und übernahm höchste Ämter in der Helvetischen Republik. 1807 wurde ihm die Führung der Linthkommission übertragen. Historisches Lexikon der Schweiz, Internetversion. Die genaue Projektierung hingegen unternahm Johann Gottfried Tulla (1770–1828), bekannt durch seine Korrektur des Oberrheins, der das Projekt von Lanz bis zur Baureife verfeinerte (Vischer 2003, S. 78).



**I. CONRAD ESCHER**  
VON DER LINTH.

geboren den 17<sup>ten</sup> August 1770 - gestorben den 27<sup>ten</sup> März 1851.

Abb. 9: Portrait von Hans Conrad Escher um 1820  
Solar u. Hösl 1974, S. 17

Abb. 80 Der fertige Molliserkanal gegen die Fließrichtung gesehen. Zeichnung von H. C. Escher, 1816.

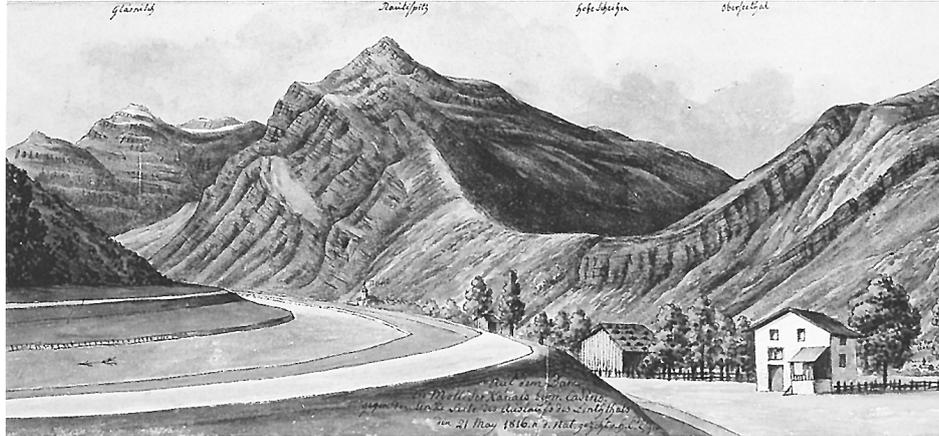


Abb. 10: Der fertige Molliser Kanal  
Ableitung der Linth in den Walensee, gezeichnet von Hans Conrad Escher 1816  
(Solar u. Hösli 1974, S. 97)

Escher war neben seinen Fähigkeiten als Projektleiter auch ein präziser Zeichner, der insbesondere ein Auge für die geologischen und morphologischen Strukturen des Geländes besaß. Als Beispiel möge Abb. 10 dienen.

#### Die Juragewässerkorrekturen

Die umfassendste und räumlich ausgedehnteste Gewässerkorrektur im Schweizer Alpenvorland jedoch ist diejenige der so genannten Juragewässer im Seeland. Die Region umfasst die drei Jurarandseen Bielersee, Neuenburgersee und Murtensee, die Flüsse Aare, Broye und Zihl mit ihren Zuflüssen und die Kantone Bern, Freiburg, Neuenburg, Solothurn und Waadt. Wie bei der Linth und der Kander war eines der Hauptprobleme der Rückstau des Ausflusses aus den drei Seen durch die Aare und weiter flussabwärts durch die Emme.

Protagonist dieser Korrektur war *Johann Rudolf Schneider* (1804–1880), Arzt und Politiker, aufgewachsen mitten im Überschwemmungsgebiet und dadurch sensibilisiert für die Problematik. Möglich wurde dieses Werk jedoch nur durch den liberalen Umsturz im Kanton Bern 1831 und vor allem dank der Gründung des Schweizer Bundesstaates im Jahr 1848. Vorher wäre ein Zusammengehen der fünf betroffenen Kantone undenkbar gewesen.

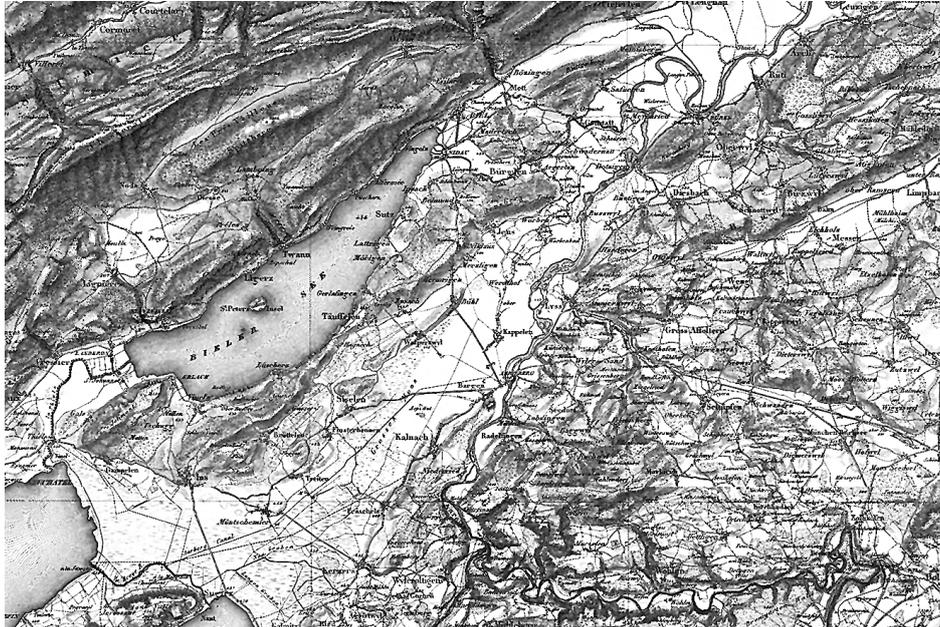
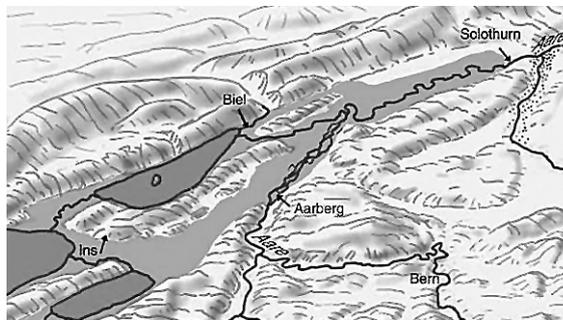


Abb. 11: Der Zustand vor der ersten Juragewässerkorrektion um 1850 auf der Topographischen Karte der Schweiz (Dufourkarte) Swisstopo 2003

Abb. 12: Überflutungsgebiet durch Rückstau durch die Aare und die Emme östlich von Solothurn (www.kulturspur.ch, Zeichnung Martin Ryser)



Für die Projektierung konnte der Bündner Kantonsingenieur *Richard La Nicca* (1794–1883) gewonnen werden, der in Graubünden zahlreiche Passstraßenbauten betreut hatte, aber auch die Korrektion des Hinterrheins entworfen hatte sowie als Ingenieur der Linthkommission fungierte. (Historisches Lexikon der Schweiz, Internetversion)

Wie bei der Kander- und der Linthkorrektion wurde auch hier das Prinzip der Flussableitung angewandt. Die Aare erhielt ein neues Bett zum Bielersee durch den Hagneckkanal und floss anstelle der früheren Zihl wieder aus dem See heraus durch den so genannten Nidau-Büren-Kanal.

Johann Rudolf Schneider:  
Visionär, Pionier, Pragmatiker.

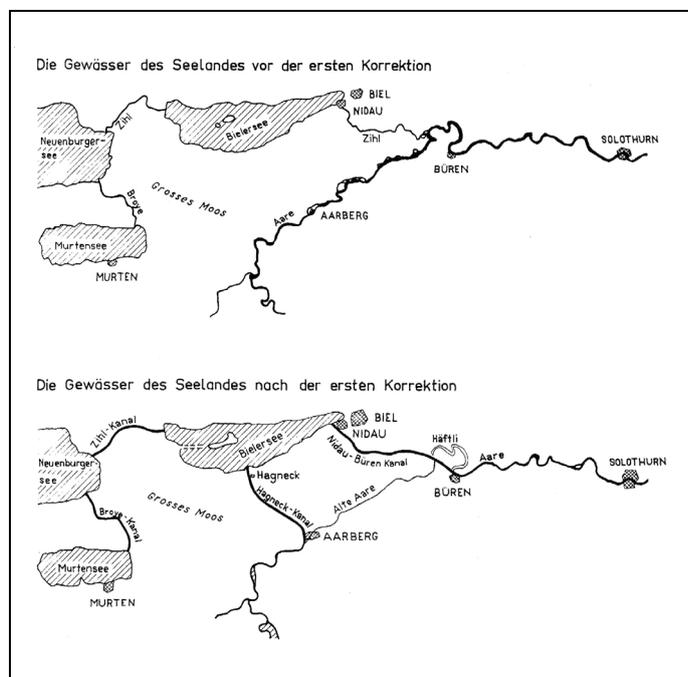


Abb. 13: Johann Rudolf Schneider  
Nast 2006, S. 68



Abb. 14: Richard La Nicca  
Vischer u. Feldmann 2005, S. 25

Abb. 15:  
Die Juragewässer vor  
und nach der ersten  
Korrektion  
Aerni 1980, S. 320



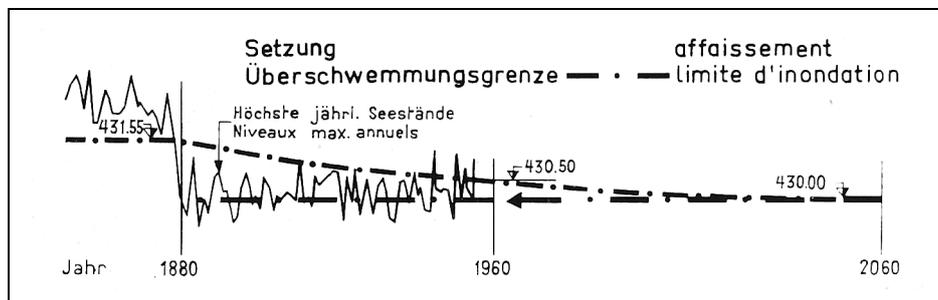


Abb. 16: Die Absenkung des Bodens nach der ersten Juragewässerkorrektion  
Aerni 1980, S. 323



Abb. 17: Blick vom Mont Vully nach Norden über die erneut überschwemmte Fläche  
des Grossen Moooses Februar 1955  
Adamina 1989, S. 154

Durch die Korrektion wurden die Seespiegel einerseits abgesenkt und zudem alle auf dasselbe Niveau eingependelt, so dass bei einem Hochwasserereignis die drei Seen wie ein kommunizierendes Gefäß das Hochwasser aufnehmen können sollten. Jedoch zeigten sich bald unerwartete Konsequenzen der Maßnahmen: der Boden des ehemaligen Grossen Moooses, also des Sumpfgebietes zwischen den Seen begann sich zu setzen, einerseits durch Zusammensacken auf Grund des Porenwasserentzugs, andererseits durch Oxidation der organischen Bestandteile (s. Abb. 16). Allmählich erreichten so die Hochwasserspitzen wiederum die Überschwemmungsmarke, wie zum Beispiel beim Hochwasser von 1955 (s. Abb. 17).

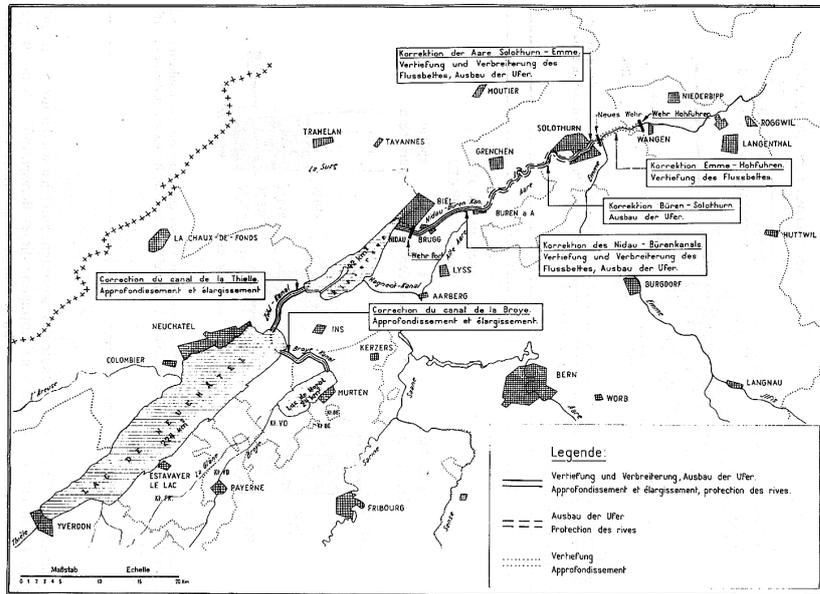
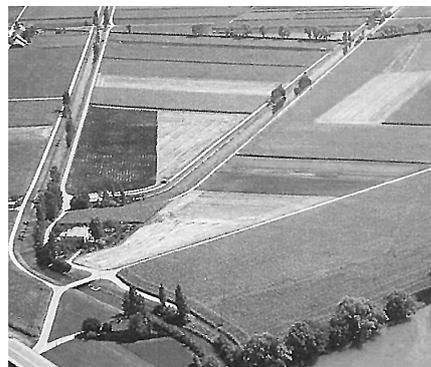


Abb. 18: Die Massnahmen der zweiten Juragewässerkorrektion (1962–1973)  
Aerni 1980, S. 328



Abb. 19: Das neue Kanalnetz der zweiten Juragewässerkorrektion  
Adamina 1989, S. 157. Zeichnung Martin Ryser



Das erneute Auftreten von Hochwassern erzwang eine zweite Juragewässerkorrektur ab 1962, in der ein neues Kanalnetz angelegt wurde, die Verbindungskanäle erweitert wurden, um das kommunizierende System der drei Seen zu verbessern und verbreitete Flurbereinigungen durchgeführt wurden.

Eine Besonderheit war, dass nun im Großen Moos geradezu »holländische« Verhältnisse geschaffen wurden: Vielerorts liegt die Bodenoberfläche nun unter der Hochwassergrenze, so dass bei hohem Wasserstand das Wasser aus den Abzugsgräben via Pumpwerke auf das Niveau des Vorfluters gehoben werden muss. Andererseits kann bei Niedrigwasser das Niveau im Entwässerungsgraben zurück gestaut werden, um zu verhindern, dass der Grundwasserspiegel zu sehr absinkt und neue Sackungen auftreten (s. Abb. 19).

Somit hat sich das Prinzip der Ableitung von Geschiebe führenden Flüssen in einen See erneut mehr oder weniger bewährt, wenn auch hier nicht alle Konsequenzen zum Voraus erkannt werden konnten.

## Literatur

- Adamina, Marco [Hrsg.]:* Geographie in der Schweiz. – Bern 1989.
- Aerni, Klaus:* Der Wandel im Landschaftsbild der Region Biel Seeland seit 1850. – Bern 1980 (Die Region Biel-Seeland, Grundlagen und Probleme der Heutigen Kulturlandschaft, Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft von Bern).
- Grosjean, Georges:* 500 Jahre Schweizer Landkarten. – Zürich 1970.
- Grosjean, Georges:* Geschichte der Kartographie. – Bern 1996 (Geographica Bernensia, U8).
- Hasler, Martin u. Egli, Hans-Rudolf [Hrsg.]:* Geografie – Wissen und verstehen. – Bern 2004.
- Historisches Lexikon der Schweiz. [www.hls-dhs-dss.ch](http://www.hls-dhs-dss.ch).
- Schindler, Conrad:* Zum Quartär des Linthgebietes zwischen Luchsingen, dem Walensee und dem Zürcher Obersee. – Bern 2004 (Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz, n.F. Lfg. 169).
- Solar, Gustav u. Hösli Jost:* Ansichten und Panoramen der Schweiz: Die Ansichten 1780–1822, gezeichnet von Hans Conrad Escher von der Linth. Zürich 1974.
- swisstopo: Dufour Map (CD). – Wabern 2003.
- swisstopo: Atlas der Schweiz 2.0 (CD). – Wabern 2004.
- Vischer, Daniel:* Die Geschichte des Hochwasserschutzes in der Schweiz. Von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert. – Bern 2003 (Berichte des BWG, Serie Wasser Nr. 5).
- Vischer, Daniel u. Feldmann, Hans-Uli:* Die erste Juragewässerkorrektur. – Murten 2005 (Cartographica Helvetica, 32).
- Zaugg, Paul:* Hauptmann Andreas Lanz, Ingenieur, von Rohrbach (1740–1803). – Langenthal 1993 (Jahrbuch des Oberaargaus 1993).

Roland Flückiger-Seiler

## Wasser als Magnet für die touristische Entwicklung im 19. Jahrhundert<sup>1</sup>

Mit 31 Abbildungen

### 1 Das Kurbad als Urquelle aller Freuden und Genüsse

Touristen im heutigen Sinn kannte die Eidgenossenschaft weder im Mittelalter noch in den folgenden Jahrhunderten bis in die Zeit der Romantik. Zu dieser Zeit waren Reisende vor allem Pilger nach Rom oder Santiago di Compostela sowie Kreuzfahrer ins Heilige Land, aber auch Reisläufer zu fremden Kriegsdiensten, fahrende Gesellen sowie Händler und Marktfahrer. Unterwegs waren auch Boten in obrigkeitlichem Auftrag sowie als Vorläufer der modernen Kommunikationsmittel. Erste Gasthäuser entstanden als Raststätten entlang der frühen Verkehrswege, aber auch in größeren Ortschaften und Städten. Mancherorts bildeten bereits in mittelalterlicher Zeit Bäderanlagen einen Anziehungspunkt für Reisende und Fremde. Bei diesen Bädern sind deshalb die ersten Wurzeln einer schweizerischen Fremdenindustrie zu suchen, denn das Wasser als Heilwirkung war seit jeher ein »Publikumsmagnet«.

Die bedeutendsten Bäder auf dem Gebiet der heutigen Schweiz lagen in der Stadt Baden, wo die »Aquae Helveticae« schon von zahlreichen römischen Offizieren zur Sommerfrische aufgesucht wurden. Die Aargauer Stadt bildete in der Folge während Jahrhunderten den Mittelpunkt dessen, was wir »Fremdenverkehr« zu nennen pflegen: einen Ort, an welchem die vornehme und vergnügungssüchtige Welt sich mit Vorliebe ihr Stelldichein gab. Die zielstrebige Eroberung durch die Eidgenossen 1415, die brüderlich geteilte Herrschaft über dieses Gebiet durch die 7 Alten Orte sowie die häufige Wahl als Tagsatzungsort der Eidgenossenschaft zeigen deutlich, dass man sich gerne in der Bäderstadt aufhielt. Eine »Badenfahrt« galt bald einmal als Inbegriff aller Freuden und Genüsse. Aus allen Ständen und von allen Ländern strömten hier Leute zusammen, oft weniger angezogen von der Heilkraft der Quellen als vom Reiz der Begegnung und des Lasters in all seinen Schattierungen. Manche Pilgerreise wandelte sich dort zu einer

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 35. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Biel, 10.–14. September 2008) gehalten wurde. Vergleiche dazu auch den Tagungsbericht von *H.-R. Egli* in diesem Band!

Vergnügungsfahrt, wie dies beispielsweise der Bericht des *Hans von Waltheyms* im Jahre 1474 über seinen Aufenthalt in Baden deutlich zeigt (Haas 1992, S. 11). Auf seinem Weg zum Konzil von Konstanz (1414–1418) blieb sogar der päpstliche Sekretär ungewöhnlich lange dort und er schilderte das Badeleben auf sehr anschauliche Weise: »Eine Art Bretterverschalung scheidet (die Bäder) in zwei Hälften, und darin sind sehr viele Fensterchen eingelassen, durch welche sie [die Badegesellschaft] miteinander trinken und schwatzen [...] und miteinander anbündeln [...] An mehreren Orten benützen gar Männer und Frauen denselben Eingang ins Bad.« (Poggio-Bracciolini 1780, S. 11 f.; in: Walser 1914, S. 62 f.)

Weitere Bäder fanden sich vielerorts in der Schweiz. Zahlreiche heilende Wasser kannten die verzweigten Täler in den schweizerischen Voralpen zwischen Genfersee und Bodensee. Etliche Bäder waren im heutigen Kanton Graubünden anzutreffen: Das Sammelwerk »De Balneis« von 1553 zählt mehrere Bündner Orte auf (Gratarolus 1553, S. 192 f.). Durch die Beschreibung des berühmten Mediziners Paracelsus wurden die Quellen von St. Moritz im 16. Jahrhundert zu einem bedeutenden, in ganz Europa bekannten Anziehungspunkt (Margadant u. Maier 1993, S. 138 ff., S. 239). Nebst den aus römischer Zeit bekannten Anlagen gehören die Quellen von Pfäfers und Leukerbad zu den ältesten Anlagen auf heute schweizerischem Gebiet. Die Bäder von Pfäfers, der Ursprung des heutigen Kurorts Bad Ragaz, wurden bereits im 12. Jahrhundert entdeckt (Scheuchzer 1723, I-II, S. 82; Vogler 1986, S. 515). Die warmen Quellen von Leukerbad sind wohl ebenso alt, 1315 werden sie erstmals urkundlich erwähnt. Um 1500 erlebten sie einen ersten Höhepunkt und 1547 schrieb der Chronist Johannes Stumpf über



Abb. 1: »Das Bad zu Leuk«, Hans Bock der Ältere, um 1600  
Malerische Reisen [...] 1982

die warmen Wasser im Leukerbad: »[...] ist ein gross bad und fast heiss dass man eyer darin sieden mag unnd huener brüen.« (Stumpf 1547/1975, S. 348; Carlen 1981, S. 147) In diesen Bädern traf sich oft, was sich eigentlich nicht hätte treffen dürfen. Kein Wunder also, dass manches dieser Wasser auch für die Förderung der weiblichen Fruchtbarkeit angepriesen wurde, selbstverständlich mit medizinischer Begründung! (Abb. 1).

## 2 Wasser als Bestandteil des Reiseprogramms

Um 1700 verbreitete sich in England der Brauch, dass Jünglinge aus noblem Haus zum Abschluss ihrer Ausbildung eine Reise, eine so genannte »grand tour«, durch Europa mit Italien als Ziel unternahmen. Meistens waren sie in Begleitung eines Erziehers unterwegs, der sie auch auf den standesgemäßen Umgang im Alltag vorbereitete. Rasch bürgerte sich als Bestandteil einer solchen Reise eine »tour« durch die Schweiz ein. Aus den Bezeichnungen »tour« oder »grand tour« entwickelten sich im frühen 19. Jahrhundert die Begriffe Tourismus und Tourist (Enzensberger 1962, S. 149). Bald einmal begannen auch begüterte Schweizer Familien, ihre Söhne auf ähnliche Bildungsreisen zu senden, hauptsächlich im eigenen Land und mit geistlichen Begleitern. Einige haben aufschlussreiche Berichte über ihre Reise geschrieben, wie der damalige Vikar *Johann Rudolf Schinz* über die Wanderungen, die er im Sommer 1773 mit einer Gruppe von jungen Leuten aus Zürich unternommen hatte (Schinz 1773/1952).



Abb. 2: Die Gegend von Vevey, Aquatinta um 1820  
Malerische Reisen [...] 1982

Diese Entwicklungen führten dazu, dass etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Reise nicht mehr, wie bis anhin, »wissenschaftlich« begründet werden musste. Zahlreiche Neugierige wagten sich nun, neue Gegenden aus Vergnügen und zur Erweiterung des eigenen Horizonts zu besuchen. Das Reisen als Bildungsaufgabe war damit anerkannt und der Inhalt einer Reise wichtiger geworden als ihr Ziel. In dieser Zeit konkretisierten sich Art, Durchführung und Ziele einer Schweizerreise. Inspiriert durch frühe Berichte adeliger Reisender und später gelenkt durch die ersten Reiseführer war der Rahmen bald einmal festgelegt. Zur Grundausstattung einer »richtigen« Schweizer Reise gehörten dabei in erster Linie die großen Seeregionen mit ihren hochkarätigen Bühnenbildern der Naturlandschaft.

Einen bedeutenden Einfluss auf diese Entwicklung übten auch zahlreiche Dichter und Schriftsteller aus, allen voran der aus Frankreich stammende, aber mehrheitlich in der Schweiz ansässige *Jean-Jacques Rousseau*. In seinem 1761 erschienenen Roman »La Nouvelle Héloïse« bildete die Gegend zwischen Clarens und dem Schloss Chillon am Ufer des Genfersees das Zentrum einer Liebesgeschichte (*Rousseau* 1761, S. 4. Teil, Kapitel 17). Dadurch machte er diese Region schlagartig zu einer der bekanntesten in der französischsprachigen Welt (Abb. 2). In seinen »Confessions« warb er später nochmals für diese Gegend. Gegen 1800 strömten deshalb bereits zahlreiche »Romantiker« aus ganz Europa an die Seeufer zwischen Lausanne und Chillon, um diese verherrlichte Landschaft mit eigenen Augen zu betrachten (*Bettex* 1896, S. 9 ff.). Das Wasser und ganz besonders die Seeufer waren dadurch schlagartig ins Zentrum des frühen touristischen Interesses gerückt.

In dieser Zeit hatten die Wagemutigsten ihre Angst vor den nach mittelalterlicher Ansicht »schrecklichen« Bergen verloren. Der erste Gelehrte, der die Natur Helvetiens zum Objekt seiner Forschung machte, war der Zürcher Naturforscher und Arzt *Johann Jakob Scheuchzer*. 1717 publizierte er die »Hydrographia Helvetica«, die »Beschreibung der Seen / Flüsse / Brünne / warmen und kalten Bädere / und anderen Mineral-Wassere des Schweitzerlands« (*Scheuchzer* 1717). Damit lenkte er die Neugierde seiner gebildeten Zeitgenossen auf die Alpenwelt und das Wasser in flüssiger und fester Form.

Im Berner Oberland konnte sich im späten 18. Jahrhundert eine Rundtour etablieren, bei der das Wasser eine zentrale Rolle spielte. Das Reiseprogramm begann in Interlaken am Thunersee und führte zuerst nach Lauterbrunnen zum Staubbachfall, den bereits *Johann Wolfgang Goethe* zu seinem »Gesang der Geister über den Wassern« inspiriert hatte (Abb. 3). In einem steilen Aufstieg gelangte man anschließend über die Wengernalp, vorbei an dem bald einmal bekannten Hotel Jungfrau, zur Kleinen Scheidegg, wo man das hohe Eisgebirge mit Eiger, Mönch und Jungfrau von ganz nahe, aber dennoch aus sicherer Distanz, betrachten konnte. Nach dem Abstieg in den Talgrund von Grindelwald wagten sich die Mutigsten sogar aufs Gletschereis, das man ohne Gefahr betreten konnte. Dort fand man den kurz vor 1800 durch *Christian Bohren* neu erbauten Gasthof zum Schwarzen Adler, der aus zahlreichen zeitgenössischen Darstellungen, zusammen mit dem Gletscher, große Bekanntheit erlangte (Abb. 4). Über die



Abb. 3: »Chute du Staubbach prise à l'entrée du village de Lauterbrunnen«  
Gabriel Lory fils, um 1820 (Flückiger-Seiler)



Abb. 4: Grindelwald mit dem Unteren Gletscher und dem Hotel Adler, Aquatinta von 1860  
(Museum für Kommunikation, Bern)

Grosse Scheidegg, vorbei am ebenfalls bekannten Gasthaus Rosenlauri und durch die Schlucht des Reichenbachfalls erreichte man Meiringen und schließlich Brienz am gleichnamigen See. Dort luden die Ruderboote der schönen Schifferinnen zur Fahrt nach den Giessbachfällen ein, lange bevor das heute noch existierende Grand Hotel dort entstand. Die auf dieser »Oberland Tour« besuchten Wasserfälle und Seen, Gletscher und Eisberge vermochten die Naturliebhaber im späten 18. und im frühen 19. Jahrhundert restlos zu begeistern.

### 3 Das Hotel am See

Zur Zeit der Entdeckung von romantischen Seeufern, mächtigen Gletschern und wilden Bergbächen durch den Fremdenverkehr entstanden auch die ersten Unterkünfte für die mutigen Reisenden. Dass man dabei Standorte in der Nähe der neu entdeckten Naturelemente suchte, liegt auf der Hand. Die »Erfindung« und Verbreitung des Hotels am See war deshalb die logische Konsequenz dieser Entwicklung im ausgehenden 18. Jahrhundert.

Die eigentliche Pionierrolle kam dabei der Stadt Genf zu, die allerdings bis zum Wiener Kongress 1815 noch nicht zur Schweiz gehörte. Das bedeutende städtische Zentrum am unteren Ende des Genfersees konnte sich im ausgehenden 18. Jahrhundert zum beliebtesten Aufenthaltsort für die bereits zahlreichen Besucher etablieren, welche, auf den Spuren von *Rousseau* und seiner Jünger, Clarens und das Schloss Chillon am oberen Seebecken zum Ziel hatten. Genf war aber auch ein beliebter Ausgangspunkt für den Besuch der Region Chamonix mit dem Mont-Blanc, dem höchsten Berggipfel Europas (Abb. 5). Dessen Erstbesteigung 1786 löste eine Publizität aus, die im Zeitalter der noch weitgehend fehlenden Kommunikationsmöglichkeiten einmalig war (*Flückiger-Seiler* 2001, S. 88, S. 154 f.).

Im Umfeld dieser frühen Gästeflut, die vor allem aus England nach Genf kam, eröffnete der erfolgreiche Hotelier *Antoine-Jérémie Dejean* im Sommer 1765 das Hôtel d'Angleterre am Seeufer im Vorstadtquartier Sécheron. Dejean war einer der erfolgreichsten Hoteliers seiner Zeit. Mit 17 Jahren absolvierte er eine Lehre bei seinem Onkel im Hôtel de l'Écu de Genève, mit 33 kaufte er die Auberge du Coq d'Inde, neun Jahre später das Hôtel des Trois Rois an der Place Bel-Air. Dort sah er ein, dass die Standortgunst dieses Erstklasshauses mit dem Nachteil seiner Lage am lärmigsten Platz der Stadt verbunden war. Daraus reifte seine Idee, ein Haus in absoluter Ruhe und mit Blick auf den See und die nahe Bergwelt zu eröffnen. Deshalb kaufte er die alte Auberge du Logis-Neuf im nördlichen Vorort Sécheron, die er zum Hôtel d'Angleterre umgestaltete. Er hatte erkannt, dass die englische Oberschicht ein reisefreudiges und vermögendes Volk war, dem es die gewünschte Aufmerksamkeit zu schenken galt, was er bereits mit dem neuen Hotelnamen zum Ausdruck brachte. In seinem Haus bot er den Gästen alle nur erdenklichen Annehmlichkeiten: Interieurs nach englischen Vorbildern und rund um das Haus eine romantische Gartenanlage nach dem Beispiel früher englischer Landschaftsgärten. Das Goldene Buch seines Hauses ist voll mit Namen des

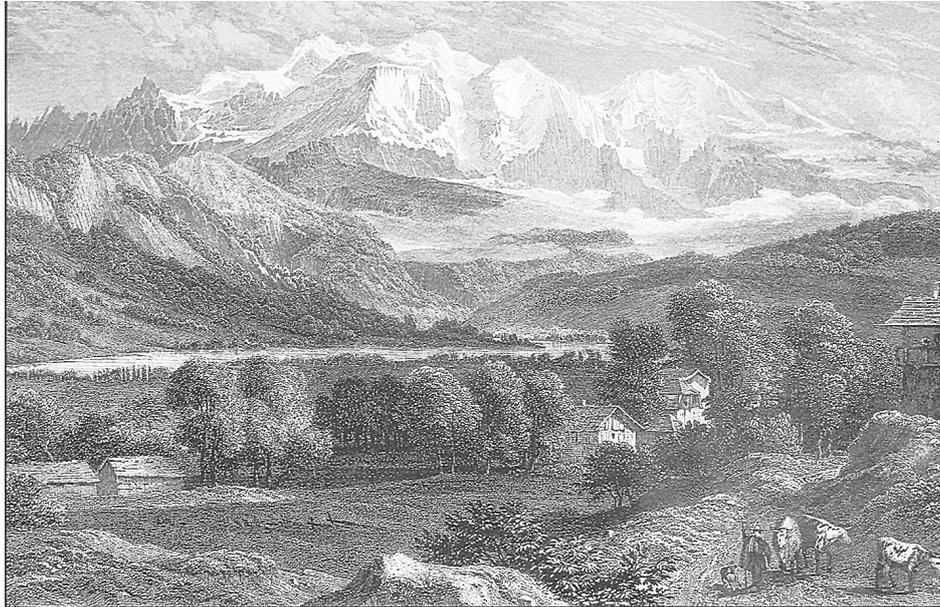


Abb. 5: *Der Mont-Blanc in einer Aquatinta um 1820*  
(Malerische Reisen [...] 1982)

damaligen Hochadels (beispielsweise mehrmals die englische Königin) sowie der Finanz- und Politaristokratie aus ganz Europa. Auch zahlreiche berühmte Schriftsteller hielten sich dort auf: *Goethe*, *Chateaubriand*, *Madame de Staël* oder *Lord Byron* sind nur eine kleine Auswahl aus einer langen Liste (*De Senarclens* 1993, S. 37 ff.).

*Dejean* hat bedeutende Neuerungen im Hotelwesen eingeführt. Für die Anreise seiner Gäste richtete er einen direkten Kutschenservice nach Paris ein, und er holte die englischen Gäste in Calais direkt vom Dampfschiff ab, eine für die damalige Zeit avantgardistische Organisation (*Chapuisat* 1934, S. 171). Das aus einem alten Landsitz umgebaute Gasthaus war auch für den späteren Hotelbau wegweisend: Das »Angleterre« war das erste bekannte Hotel außerhalb der Stadtmauern am Seeufer und mit Blick auf die Gebirgslandschaft. Mit diesem Bau wurden die drei tragenden Säulen für das Erfolgsprogramm des Hotels im 19. Jahrhundert festgelegt: Nebst der einmaligen Aussichtslage (mit Blick auf Wasser und Berge) gehörten auch der auf die anspruchsvolle Kundschaft ausgerichtete Komfort im Haus sowie eine Parkanlage neben dem Hotel zu den erstmalig angebotenen Bestandteilen eines erfolgreichen Betriebes. Viele seiner Ideen haben sich später in ganz Europa verbreitet, und seine Prinzipien haben einen wichtigen Grundstein gelegt zur führenden Stellung des Schweizer Hotelgewerbes im folgenden 19. Jahrhundert (Abb. 6).

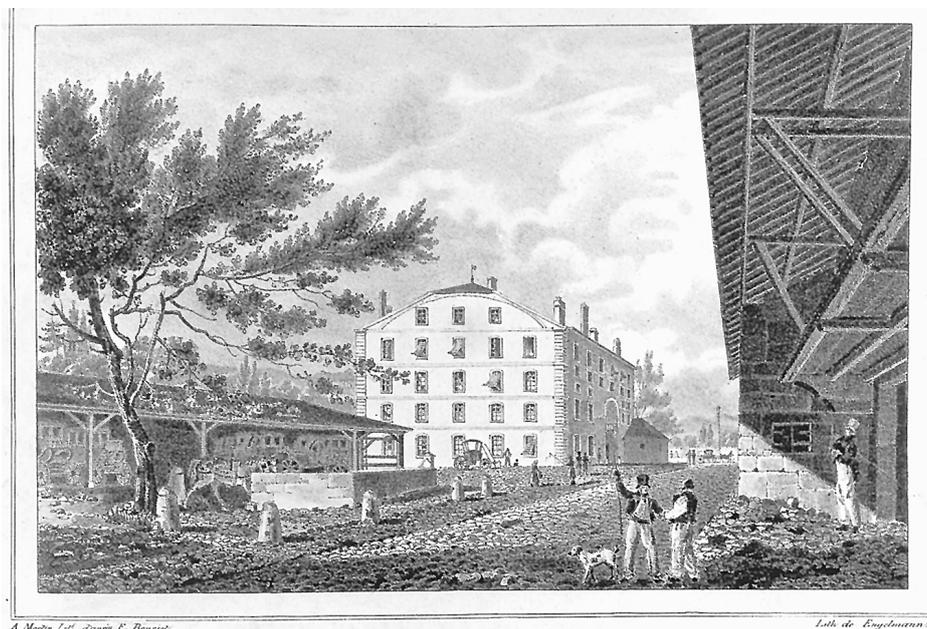


Abb. 6: Das Hôtel d'Angleterre («Hôtel de Sécheron») in Genf wurde 1765 durch den Tourismuspionier Antoine-Jérémie Dejean als erstes Hotel außerhalb der Stadtmauern mit Blick auf den See und das nahe Gebirge eröffnet. Lithografie um 1800 (De Senarclens 1993)

#### 4 Der bevorzugte Aufenthalt am Seeufer

Durch die Revolutionszeit und die Kriege in ganz Europa erlitten die frühen touristischen Bewegungen an der Wende zum 19. Jahrhundert einen empfindlichen Rückschlag. In dieser Zeit war das Reisen schwierig geworden, für die Engländer wegen der Kontinentalsperre einige Jahre sogar unmöglich. Erst nach dem Wiener Frieden konnten seit 1815 wieder alle Gegenden Europas ungehindert besucht werden. Nach der Aufhebung der Kontinentalsperre stellten die Engländer wiederum die Mehrzahl der Reisenden auf dem Festland. Sie unterstützten damit tatkräftig den unaufhaltsamen Aufstieg der Schweiz zum bekanntesten europäischen Reiseland.

In dieser Zeit entstand in den noch heute bekannten Fremdenregionen ein erstes Netz von Gasthöfen und Hotels. Die einfachen Häuser ohne technische Einrichtungen, wie fließendes Wasser, Watercloset (WC), Heizung oder Gaslicht fanden sich bald einmal mehrheitlich an den Ufern der großen Seen. Bevorzugte Standorte waren in der Frühzeit die Städte am Ausfluss der Seen (neben Genf vor allem Thun und Luzern) oder die milden, nach Süden ausgerichteten Seeufer, an denen man sogar Palmen antreffen konnte, wie in Clarens-Montreux am Genfersee (Abb. 2), Oberhofen am Thunersee oder Weggis am Vierwaldstättersee. In



Abb. 7: »Die Tellskapelle«, Johann Ludwig Bleuler, um 1830  
(Malerische Reisen [...] 1982)

der Nähe dieser Orte fand man zudem auf kleinstem Raum alle damals von den Reiseführern angepriesen »Merkwürdigkeiten« der Natur. Damit konnten sich diese Orte einen festen Platz im Programm einer damaligen Schweizerreise erobern. Ebenfalls zu einem solchen Programm gehörte die italienische Region am Lago Maggiore, die mit der ersten Alpenstrasse am Simplon 1805 eine optimale Verkehrserschließung erhalten hatte (*Flückiger-Seiler* 1997) oder der Rheinfall in Schaffhausen zusammen mit der Gegend am Bodensee (*Flückiger-Seiler* 2003, S. 154 f.).

Bedeutende Werbewirkung erhielten die neuen Fremdenorte am See im frühen 19. Jahrhundert wiederum durch die zeitgenössische Literatur. In zahlreichen Werken dienten Seen und Seeufer als ideale Bühne für dramatische Szenen. So spielt die Geschichte von Wilhelm Tell, die der deutsche Dichter *Friedrich Schiller* 1804 als Drama veröffentlichte, mehrheitlich am Vierwaldstättersee (Abb. 7). Madame *de Staël*, mit richtigem Namen *Anne Louise Germaine Baroin von Stael-Holstein*, eine französische Schriftstellerin mit Schweizer Mutter, die vor den bewegten Zeiten in Frankreich geflohen war und am Genfersee lebte, beschrieb die 1805 und 1808 in Unspunnen bei Interlaken zwischen Thuner- und Brienersee organisierten Älplerfeste in äußerst werbewirksamen Texten. In den 1820er-Jahren wählte Lord *Byron*, der bekannteste englische Dichter jener Zeit mit Wohnsitz am Genfersee, für die Handlung seiner Dramen »Prisoner of Chillon« und »Childe Harold« vorwiegend die Gegend am Genfersee.

## 5 Das große Hotel am See

Nach einem zaghaften Anfang im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts begann nach 1830, gefördert durch politische Umwälzungen in ganz Europa, eine erste intensive Phase im Hotelbau. In diesem Jahrzehnt entstanden die ersten Großhotels überhaupt, und wiederum gaben die Seeufer den Takt an, führend war erneut Genf. Dort wurde am 1. Mai 1834 das Hôtel des Bergues eröffnet (*El-Wakil* 1978). Das mit Hilfe eines Architekturwettbewerbs erbaute erste Großhotel am Wasser setzte vollständig neue Maßstäbe: Zahlreiche Gemeinschaftsräume, unter anderem ein Festsaal, Spielsalons, mehrere Restaurants und ein Damenzimmer gehörten erstmals zur Ausrüstung eines Gastbetriebs. Mit seiner klassizistischen Architektur unterschied sich das Hôtel des Bergues zudem deutlich von den früheren einfachen Gasthäusern nach architektonischem Vorbild in der jeweiligen Region (Abb. 8). Mit diesem Gebäude hatte der Hotelbau erstmals in der Schweiz einen eigenständigen architektonischen Ausdruck gefunden, der ihn vom ländlichen Gasthausbau vor 1830 deutlich unterschied (*Flückiger-Seiler* 2001, S. 88 f.).

Innerhalb eines Jahrzehnts entstanden in der Folge zahlreiche weitere bedeutende Stadthotels an schweizerischen Seeufern. Alle diese Großhotels hatten einen wichtigen Bezug zum Wasser: Sie lagen direkt am Seeufer und waren zudem in ihren Orten als Pionierbauten die wichtigsten Häuser am Platz: In Thun eröffneten die Gebrüder *Knechtenhofer* 1834 das »Hôtel des Bains de Bellevue«, das seinen Gästen einen schönen Blick auf Wasser und Berge ermöglichte. Bereits ein Jahr zuvor hatte die »London Times« eine Würdigung dieses Unternehmens und einen Lobgesang auf Thun als Ferien- und Ausflugsort veröffentlicht, der offensichtlich zahlreiche Engländer in die Gegend führte (Abb. 9). 1835 startete das erste Dampfschiff auf dem Thunersee, ebenfalls »Bellevue« genannt, vor dem »Ländtehaus« der Gebrüder *Knechtenhofer* zu seinen öffentlichen Fahrten. Den Schiffsbetrieb leitete *Johannes*, der sich auf dem Neuenburgersee zum Schiffskapitän hatte ausbilden lassen; seine beiden Brüder organisierten den Hotelbetrieb (*Hartmann* 1914, S. 562; *Flückiger-Seiler* 2001, S. 110 f.). Im Sommer 1835 erhielt Luzern mit dem Schwanen sein erstes Hotel am Wasser, erstellt von dem aus Zug stammenden *Xaver Grob*. Dieser fasste den Entschluss zum Bau des neuen Hotels am See nach einem Großbrand, bei dem zwei Jahre vorher sein alter Gasthof gleichen Namens in der Altstadt zerstört worden war. Das erste Luzerner Grand Hotel, der Schweizerhof, entstand 1845 am Seeufer (Abb. 10) nach Plänen des Luzerner Architekten *Joseph Plazidus Segesser*, der in München und Paris Architektur studiert hatte (*Ottiger* 1976, S. 66 ff., S. 107 ff.; *Flückiger-Seiler* 2001, S. 135 f.) 1842 erhielt auch Vevey, ein mittelalterliches Städtchen 20 Kilometer östlich von Lausanne, mit dem Hôtel des Trois Couronnes ein bedeutendes Hotel direkt am Seeufer; auch dieses Hotel entstand als Ersatzbau für einen alten Gasthof in der mittelalterlichen Stadt (Abb. 11). Für den Bau dieses Hauses hatte der initiative Hotelier *Gabriel Monnet* den einheimischen Architekten *Jean Benjamin Philippe Franel* engagiert (*Flückiger-Seiler* 2001, S. 89). In Lugano entstand das erste am See gelegene Großhotel 1855 durch den Umbau einer mittelalterlichen Klosteranlage, in Anlehnung an das bereits 1807–1809 in Baden-Baden durch



Abb. 8: Das 1834 eröffnete Hôtel des Bergues in Genf war das erste Stadthotel dieser Größe in der Schweiz, das mit schöner Aussicht am Seeufer neu errichtet wurde. Fotografie um 1890 (Broillet et al. 1997)

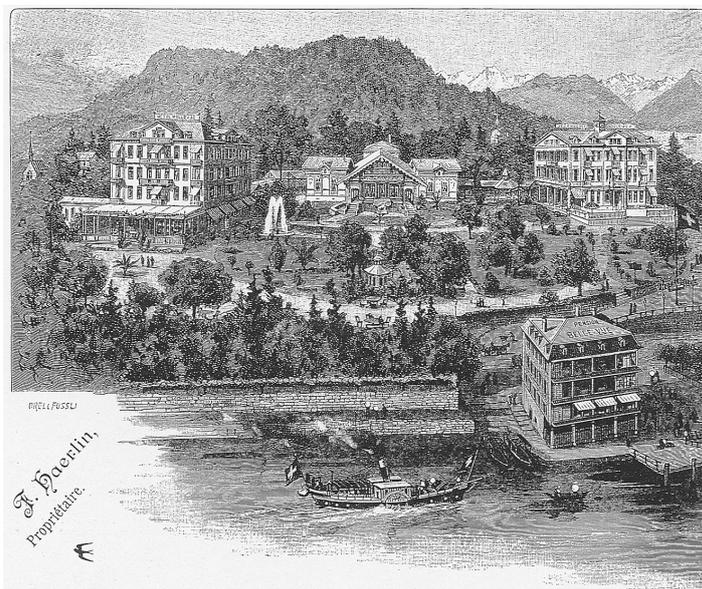


Abb. 9: Gesamtansicht des Bellevue-Hotelareals in Thun mit den nachträglich im Park erbauten Chalets  
Hotelprospekt um 1900 (Flückiger-Seiler)



Abb. 10: Das 1845 eröffnete Hotel Schweizerhof war das erste große Quaihotel von Luzern. Die neue Quaianlage ist bereits im Bau, der letzte Teil der alten Holzbrücke ist noch sichtbar, Lithografie um 1850  
(Zentralbibliothek Luzern, Bildarchiv)

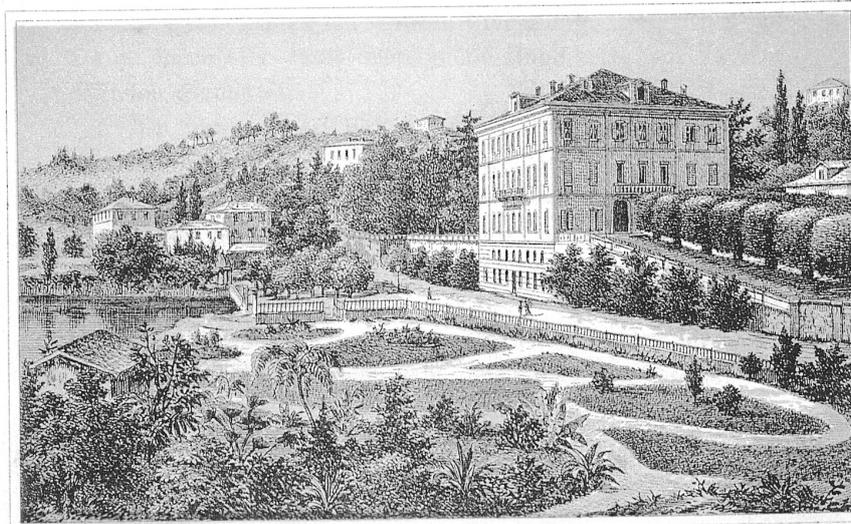


Abb. 11: Der erfahrene Hotelier Gabriel Monnet verlegte sein Hôtel des Trois Couronnes im Jahre 1842 von der Altstadt an das Seeufer und eröffnete dort das erste große Hotel von Vevey. Es war nach dem 1841 eröffneten Hôtel Byron bei Villeneuve (Abb. 13) das zweite große Hotel am oberen Genfersee  
Lithografie kurz nach der Eröffnung (Musée historique du Vieux-Vevey)

Friedrich Weinbrenner ebenfalls in einer ehemaligen Klosteranlage erstellte Hotel Badischer Hof (Pevsner 1976, S. 173). Der aus Mailand stammende Initiator dieses Projektes, Giacomo Ciani, hatte auch den Architekten Luigi Clerichetti aus Mailand mitgebracht (Abb. 12). Die in den Obergeschossen zellenartig aufgereih-



HÔTEL DU PARK.



Lith. v. Gütermann & Schmidt, St. Gallen.

VILLA BEAUSÉJOUR.

Abb. 12: Das aus einer Klosteranlage umgebaute Hotel du Parc in Lugano war das erste große Hotel am Seeufer im Tessin. Ende der 1870er-Jahre erweiterte dessen Besitzer Giacomo Ciani seinen Betrieb mit der nebenan gelegenen Villa Beauséjour (Béha 1881)

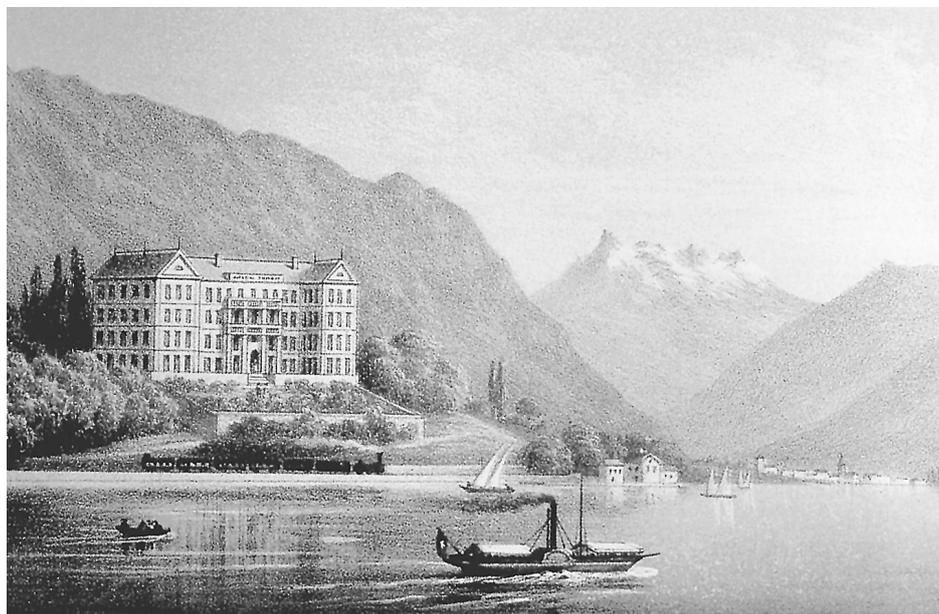


Abb. 13: Villeneuve, Hôtel Byron. 1838–1841 vom Genfer Architekten Junod als erstes Hotel in einsamer Aussichtslage neben dem Schloss Chillon erstellt (1933 abgebrannt), Lithographie nach der Eröffnung der Eisenbahnlinie 1861 (Archives de Montreux)

ten Zimmer um einen großen Innenhof lassen die ehemalige Klosteranlage auch nach dem Umbau noch deutlich erkennen. Der alte Klosterhof wurde als Garten mit Springbrunnen und als Wandelhalle gestaltet, die »bei nassem Wetter trockene Promenaden« ermöglichten (Béha 1881, S. 44; Flückiger-Seiler 2003, S. 138). Am oberen Ende des Genfersees konnte 1841 nach einer langwierigen Bauzeit das in völlig isolierter Lage zwischen der Kleinstadt Villeneuve und dem Schloss Chillon gelegene Hôtel Byron eröffnet werden (Abb. 13). Gemäss haus-eigenem Prospekt war es »an der großen Strasse zwischen Mailand und Paris« vorzüglich im internationalen Verkehr angeordnet (Flückiger-Seiler 2001, S. 105 ff.)

## 6 Das Promenieren auf dem See und am Seeufer

Mit den englischen Touristen kam auch die im angelsächsischen Bereich bereits seit einiger Zeit bekannte Personenschiffahrt auf dem Wasser in die Schweiz. Am 28. Mai 1823 wurde auf Anregung des englischen Konsuls auf dem Genfersee das erste Dampfschiff mit dem symbolträchtigen Namen »Guillaume Tell« in Betrieb genommen, im Jahr darauf folgte bereits das zweite Schiff mit dem Namen

»Winkelried« (Abb. 14). Ein Jahr später begann die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee, kurze Zeit später auf dem Lago Maggiore und dem Neuenburgersee. 1835 durchquerte das von den Gebrüdern *Knechtenhofer* in Betrieb genommene »Bellevue« den Thunersee im Berner Oberland. 1837 fuhr mit der »Stadt Luzern« auf dem Vierwaldstättersee erstmals ein in der Schweiz, von der Firma Escher & Wyss in Zürich, erbautes Schiff auf einem Schweizer See. Die Dampfschiffahrt war zu Beginn ein ausgezeichneter finanzieller Erfolg: Auf dem Genfersee beispielsweise konnte den Aktionären in den ersten Betriebsjahren eine Dividende von bis zu 20 Prozent ausgeschüttet werden (*Räber* 1963, S. 9, S. 72; *Meystre* 1967, S. 13).

Nach der Einführung der Spazierfahrt auf dem See in den 1820er-Jahren kam um 1830 der Spazierweg am Seeufer ins Programm des touristischen Angebots. Die neuen Quaianlagen dienten dem »Sehen und gesehen werden« unter den Touristen, aber auch unter den Einheimischen. Sie waren zudem bauliches Symbol für die Öffnung der ehemals geschlossenen, von Mauern befestigten Stadt. Aus der Stadt am Fluss wurde mit den neuen Quaianlagen eine »Stadt am See« (*Gross* 2008, S. 235). Wiederum war Genf bei dieser Entwicklung führend. 1829 wurde dort der Grand Quai (später Quai du Rhône oder Quai du Lac, heute Quai Général Guisan) als erste sogenannte »urbane Aussichtsterrasse« (*Wyss* 1991, S. 379) eröffnet und sogleich von großen Menschenmassen in Beschlag genommen. Bald einmal wurde das Genfer Vorbild in allen Schweizer Fremdenorten am See kopiert; als eine der letzten Anlagen entstand im frühen 20. Jahrhundert die

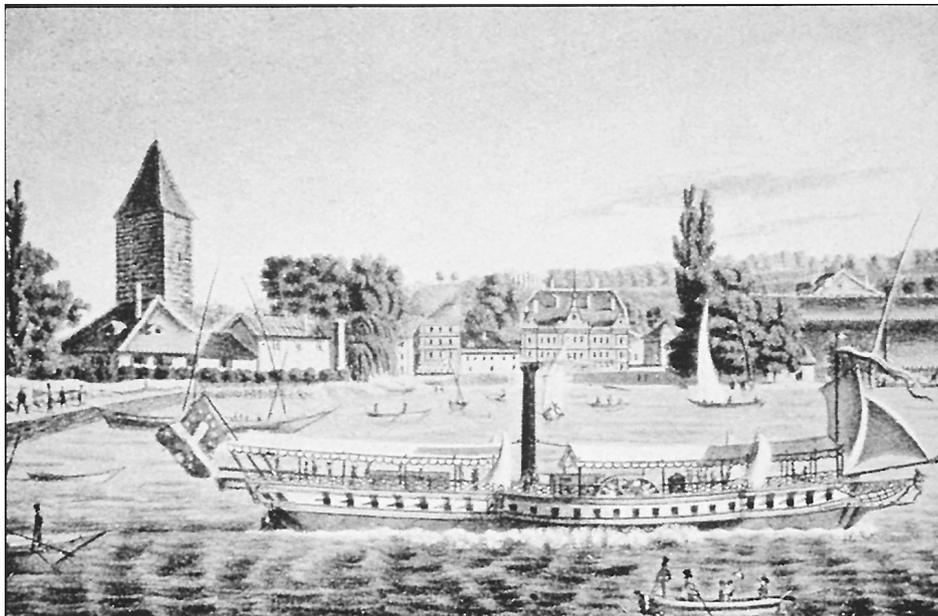


Abb. 14: Das Dampfschiff »Winkelried« verkehrte von 1823 bis 1842 als zweites Personenschiff auf dem Genfersee, Lithographie um 1830 (Museum für Kommunikation, Bern)



Abb. 15: Die Quaianlage Riva Antonio Caccia zwischen dem Hotel du Parc von Lugano und dem aufstrebenden Fremdenort Paradiso entstand in den Jahren 1906–1908, Fotografie um 1910  
(Eidgenössisches Archiv für Denkmalpflege, Bern)

Riva Antonio Caccia zwischen Lugano und Paradiso (Abb. 15). Eine der berühmtesten Anlagen, der Schweizerhofquai in Luzern, wurde in den 1840er-Jahren in mehreren Etappen vor dem gleichnamigen Hotel an Stelle einer alten Holzbrücke über die Seebucht erstellt (Abb. 10). 1857 äußerte *Leo Tolstoi* anlässlich seines zweiten Besuchs in Luzern großes Missfallen über diese bauliche Veränderung: »Gestern abend bin ich in Luzern angekommen und im Schweizer Hof, dem besten Hotel am Ort, abgestiegen. [...] Jetzt ist die alte Brücke, dank dem großen Zustrom von Engländern, ihren Bedürfnissen, ihrem Geschmack und ihrem Geld, abgetragen und an ihrer Stelle ein sockelartiger schnurgerader Kai angelegt worden.« (Wyss 1991, S. 380; in: Flückiger-Seiler 2001, S. 136)

In Interlaken, wo die größten Hotels nicht am Seeufer standen, realisierte man die Promenierallee am Höheweg, entlang einer großen freien Wiese. Diese Grünfläche (als Ersatz für das fehlende Seewasser) ermöglicht noch heute den Hotels am Höheweg einen ungestörten Blick auf die berühmten Berge Eiger, Mönch und Jungfrau (Abb. 16). Von jeglicher Bebauung frei gehalten wurde diese Wiese in den 1860er-Jahren, als ein Baugesuch innert kürzester Zeit alle Betroffenen mobilisierte, welche die gesamte Parzelle aufkauften und sie mit gegenseitigen Dienstbarkeiten sowie einem ewigen Bauverbot belegten (Urfer 1964).



Abb. 16: Die südlich des Höhewegs gelegene Höhematte wurde 1864 mit einem dauernden Überbauungsverbot belegt, Fotografie um 1895 (Museum für Kommunikation, Bern)

## 7 Hotelvielfalt am See

In der Zeit nach 1860 lässt sich in der ganzen Schweiz ein zweiter »Hotelboom« feststellen. In anderthalb Jahrzehnten konnte sich die Zahl der Hotelbauten und Pensionen in den damals vom Tourismus erschlossenen Gegenden im Durchschnitt mehr als verdoppeln. Und wiederum waren die Seeufer die großen Gewinner bei dieser Entwicklung. Am Genfersee hat sich die Hotelzahl in den 1860er-Jahren sogar mehr als verdreifacht, allein in Montreux entstanden etwa 20 neue Betriebe in bereits bestehenden Gebäuden, etwa 40 Hotels und Pensionen wurden in dieser Zeit neu erbaut und ein gutes Dutzend durch Neubauten ersetzt oder erweitert (Wysbrod 1988). In dieser Zeit entstanden nochmals zahlreiche neue Orte im Kreis der Fremdenzentren: am Thunersee beispielsweise Merligen, Gunten oder Spiez (Abb. 17), am Vierwaldstättersee Gersau, Vitznau und Flüelen.

Die zwischen 1860 und 1875 neu erbauten Hotels repräsentieren das damalige starke Wachstum der Hotelindustrie auch in ihrer baulichen Erscheinung. Entstanden beispielsweise in Montreux vor 1860 Betriebe von mehrheitlich unter 40 Betten, stieg der Durchschnitt nach 1860 auf knapp 80 Betten pro Betrieb. Die



Abb. 17: Das 1873 eröffnete Hotel Spiezerhof war ein Werk des damals bereits bekannten Hotelarchitekten Horace Edouard Davine, Fotografie 1896 (Archiv der Schweiz. Gesellschaft für Hotelkredit)

größere Bettenzahl manifestierte sich auch im Volumen der Gebäude: Diese erhielten mehr Fensterachsen und oftmals auch mehr Stockwerke. Die seit 1870 in den Schweizer Hotels eingebauten Personenlifte machten die Erhöhung der Anzahl Stockwerke erst möglich. Bei der Gestaltung der Fassaden verabschiedeten sich die Architekten von den klassizistischen Vorbildern, die den Hotelbau bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts geprägt hatten. Nun bevorzugten sie Gestaltungselemente aus Renaissance und Barock und komponierten mit diesen eine Stilvielfalt, die heute unter dem Begriff Historismus bekannt ist (Flückiger-Seiler 2003, S. 124-133).

## 8 Das »Belvédère« der 1860er-Jahre

In den 1860er-Jahren entdeckten die Touristen die Höhenlage über den Seen als Hotelstandort. Im Vordergrund stand dabei die vorzügliche Aussichtslage, die gegenüber dem Standort direkt am Ufer eine noch größere Aussicht garantierte. In zweiter Linie konnte man in diesen neuen Höhenorten auch Distanz genießen zu den bereits stark besuchten Fremdenorten am Seeufer. Der Bau von Aussichts-

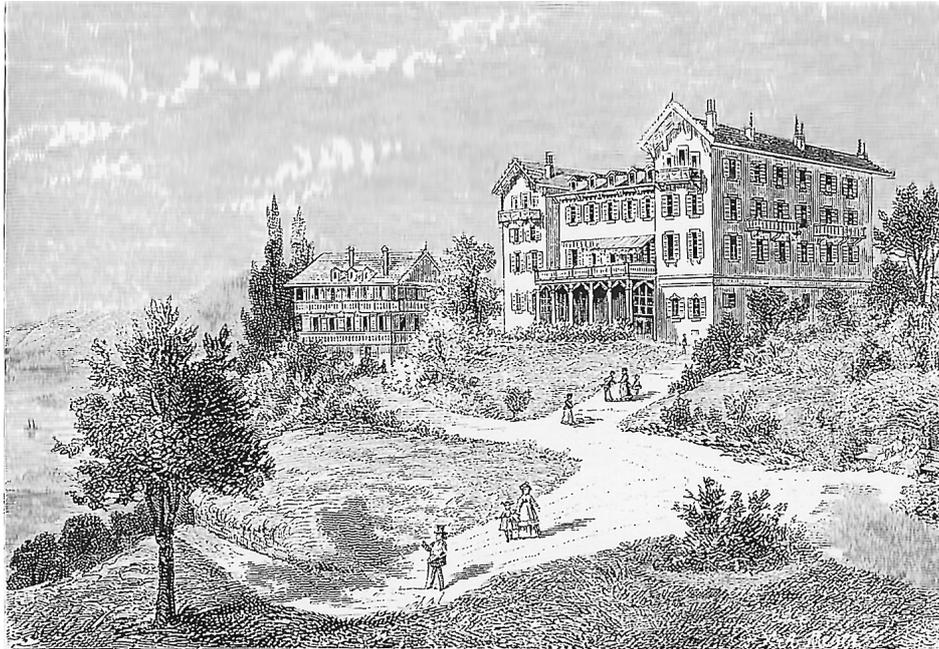


Abb. 18: Das 1855 als Sommersitz eines Genfer Bankiers erbaute Chalet in Glion war das erste Pensionsgebäude in diesem Höhenort. 1866 bereits entstand daneben das zweite Haus des Hôtel du Righi Vaudois (Société des Hôteliers de Montreux [...] 1929)

hotels über dem Wasser begann 1866 mit dem Hôtel du Righi Vaudois in Glion, einer vorerst kleinen Pension, dessen Name aber bereits Programm war (Abb. 18). Die ehemalige Alp oberhalb von Montreux entwickelte sich bald einmal zu einem der größten Fremdenorte in Höhenlage (Flückiger-Seiler 2001, S. 95 f.).

1869 kam das Hotel Axenstein oberhalb von Morschach als erstes Hotel in Höhenlage über dem Vierwaldstättersee in Betrieb. Bereits während der Bauzeit erlangte das Haus große Bekanntheit mit dem Besuch der englischen Königin Victoria (Abb. 19). Fünf Jahre später entstand auf halbem Weg zwischen Morschach und Axenstein das Hotel Axenfels. Bis in die Mitte der 1870er-Jahre bildete sich rund um den Vierwaldstättersee ein eigentlicher Kranz von Grand Hotels an bester Aussichtslage. Unbestrittene Favoriten bei diesen Aussichtshotels waren die Rigi und der Bürgenstock. Rund um die Rigi entstanden in den 1870er-Jahren gleich mehrere neue Großhotels, alle in schönster Aussichtslage. Der größte Betrieb wurde 1875 als Hotel Schreiber auf dem Gipfel des damals bekanntesten Aussichtsbirggs eröffnet (Abb. 20). Der in bewegte Architekturplastik gehüllte Zweckbau von Architekt *Edouard Davinet* wurde wegen seinen knapp bemessenen Zimmern oftmals auch als »Kasernenanlage« bezeichnet (Weber 1991,



Abb. 19: Das 1869 hoch über dem Vierwaldstättersee eröffnete Hotel Axenstein war durch den Besuch der englischen Königin Victoria bereits kurz vor seiner Eröffnung bekannt geworden, Werbekarte aus der Eröffnungszeit (Flückiger-Seiler)

S. 143). Auf dem Bürgenstock entstanden zwischen 1873 und 1904 gleich drei große Hotels in schönster Aussichtslage: 1873 das Grand Hotel (1913 erweitert), 1888 das Park Hotel und schließlich 1904 das Palace Hotel (Abb. 21). Rund um diese Betriebe gestaltete der bekannte »Hotelkönig« *Franz Josef Bucher-Durrer* eine ausgedehnte Park- und Waldlandschaft mit Wegen, Bauten und Anlagen für die Erholung. Bereits 1888 wurde diese damals schon sehr bekannte Fremdenstation mit einer Drahtseilbahn zur Dampfschiffsstation am Seeufer verbunden. Im Jahr 1900 entschloss sich *Bucher-Durrer* zur Erstellung eines Spazierwegs auf der felsigen Nordseite des Bürgenberges. Aus diesem Vorhaben entstand der berühmte Felsenweg, vom dem aus die spektakuläre Liftanlage des Hametschwandlifts senkrecht auf den Gipfel des Bürgenberges führte (*Cuonz u. Niederberger 1998; Flückiger-Seiler 2001, S. 79 ff.*).

Im Berner Oberland konnten sich Beatenberg und Aeschi als Höhenorte über dem Thunersee etablieren. Ebenfalls zu den Aussichtshotels über einem See zählt das Hotel Giessbach am Brienersee. 1875 wurde dort neben dem Wasserfall ein imposanter Neubau von Architekt *Edouard Davinet* eröffnet (Abb. 22), der neben allen bisher bekannten Annehmlichkeiten beispielsweise ein eigenes Gaswerk für die Beleuchtung sowie mehrere Badekabinette und Wasserklosetts aufwies (*Schweizer u. Rieker 2004*).

Am Bodensee wurden Heiden und Walzenhausen um die Jahrhundertwende zu regional bekannten Höhenorten (*Flückiger-Seiler 2003, S. 160*).

Auch auf der ersten Jurakrete entstanden einige Hotels in Höhenlage. Ein bedeutendes Haus findet sich auf dem Chaumont, dem Hausberg über Neuchâtel, wo der Neuenburger Architekt *Léo Châtelain* 1866 ein Grand Hotel eröffnete. Ein Jahrzehnt später entstand das Grand Hotel in Magglingen über Biel, das heute der Bundes-Sportschule als Quartier dient. Beide Häuser wurden mit einer Drahtseilbahn aus der Stadt erschlossen (Abb. 23).



Abb. 20: Das 1875 eröffnete und vom berühmten Architekten Horace Edouard Davinet entworfene Hotel Schreiber auf Rigi-Kulm wurde zur Hotelikone in den Schweizer Voralpen. Fotografie um 1900  
(Umschlagbild Flückiger-Seiler 2001)



Abb. 21: Bürgenstock mit (v.l.n.r.) Hotel Palace (1904), Park-Hotel (1888) und Grand Hotel (1873). Sichtbar ist auch das Trassee der Drahtseilbahn zur Schiffstation am Vierwaldstättersee, 1888 als erste elektrisch betriebene Anlage dieser Art in der Schweiz erbaut, Ansichtskarte um 1910  
(Sammlung Club Grand Hotel & Palace, Basel (Hans-Ueli Gubser), Basel)



Abb. 22: Blick auf die Gesamtanlage im Giessbach am Brienersee mit dem Hotel nach dem Wiederaufbau von 1884, Ansichtskarte mit einer Fotomontage um 1910 (Flückiger-Seiler)

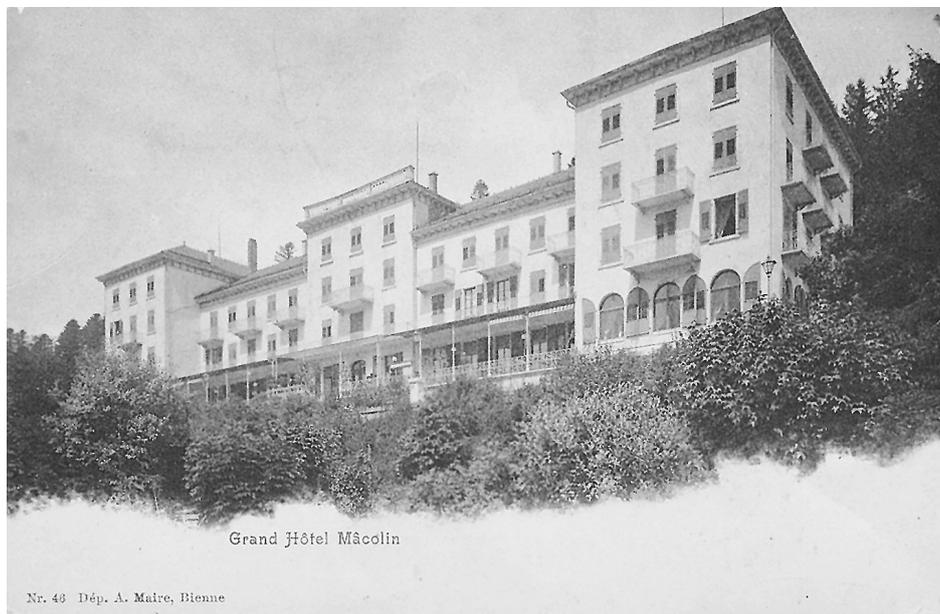


Abb. 23: Das »Grand Hôtel Mâcolin« wurde 1877 in Aussichtslage über dem Bielersee eröffnet und ein Jahrzehnt später durch eine Drahtseilbahn mit der Stadt Biel verbunden, Ansichtskarte um 1900 (Flückiger-Seiler)

## 9 Das bürgerliche Traumschloss am See in der Belle Époque

Höhepunkt und Abschluss einer großen Entwicklungswelle im Schweizer Tourismus bildeten die Jahre zwischen 1880 und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. In dieser als Belle Époque bezeichneten Zeitspanne reisten neben der Finanzaristokratie und dem Bildungsbürgertum auch schon viele Mitglieder des sogenannten bürgerlichen Mittelstands. Die Zahl der Hotels konnte sich deshalb in den gut drei Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg mehr als verdreifachen, die Bettenzahl stieg von 58.000 im Jahr 1880 auf 170.000 bei Ausbruch des Kriegs (Zur Erinnerung ... 1915, S. 23, Tab. 10, 11). Auch in dieser Zeit standen die Seeufer immer noch im Zentrum der Entwicklung, medienwirksam unterstützt beispielsweise von den königlichen Auftritten Ludwigs II. von Bayern am Vierwaldstättersee, die vielerorts echte Volksaufläufe hervorriefen. Besonders bewegt verlief die Reise von 1881, bei der ihm der Hofschauspieler Josef Kainz an den »Originalschauplätzen« jeweils aus Schillers »Willhelm Tell« zitieren musste (Bayer 1898, S. 23, S. 27 ff.).

Die Hotelarchitektur des ausgehenden 19. Jahrhunderts war geprägt von einer vorher nie gekannten Vielfalt an historisierenden Stilen. Zudem repräsentierte sie das Wachstum der Branche auch in der baulichen Ausprägung. Das Vokabular der Architekturformen inspirierte sich dabei immer stärker am repräsentativen Schlossbau. Bildeten um 1800 der einfache Grundriss und die Architektur der lokalen Wohnhäuser das Vorbild des Hotelbaus, kulminierte die Entwicklung am Ende des Jahrhunderts in der Anwendung der im Schlossbau des europäischen Hochadels gebräuchlichen Formen. War zu Beginn die Villa das Vorbild des Hotels, orientierte sich dieses in seinem Höhepunkt am Prunk von Versailles oder Schönbrunn. In der Vielfalt von Hotelnamen tauchte kurz vor 1900 der Name Palace erstmals auf (Abb. 24).

Charakteristisch für diese Zeit wurde zudem die vornehme Distanz, die man mit den Großbauten zu den Dörfern der einheimischen Bevölkerung einhielt. Der neue und reiche »Adel auf Zeit« distanzierte sich mit seinem Traumschloss bald einmal deutlich von den Einheimischen. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich dabei wiederum Standorte in Aussichts- oder am Seeufer. Man bot den Gästen dadurch, abgewendet von den sozialen Problemen der damaligen Orte, den Blick in die Ferne, auf Berge und See, oder ganz einfach in die einzigartige Landschaft. Zu den bekanntesten Beispielen gehören unter anderen das Palace in Caux über Montreux von 1902 (Abb. 25), das Palace auf dem Bürgenstock von 1904 oder das Grand Hotel über dem See von St. Moritz von 1905.

Im Innern dieser Grand Hotels der Belle Époque funktionierte das Leben wie in der autarken Welt eines Ozeandampfers. Das Hotel bot seinen Gästen in einer »Luxusoase« alles an, was diese zum uneingeschränkten Genuss ihres Aufenthalts nur wünschen konnten: Essen und Unterkunft, Unterhaltung und sportliche Erziehung gehörten damals zum Programm, das ein solches Etablissement in höchster Vollendung anbieten musste. Sogar in dem auf 2.200 Metern in völliger Einsamkeit gelegenen Hotel Jungfrau am Eggishorn im Oberwallis inszenierte der initiative Hotelier, der beste Beziehungen zur englischen Finanzaristokratie



Abb. 24: 1902/03 erstellte der vor allem im Engadin tätige Hotelarchitekt Karl Koller für den Hotelier Anton Bon neben der alten Pension Pfyster das neue schlossartige Park-Hotel, Fotografie 1943  
(Archiv der Schweiz. Gesellschaft für Hotelkredit)



Abb. 25: Die absolute »Hotel-Traumwelt« wurde von Ami Chessex, dem Hotelkönig vom Territet, mit dem 1902 eröffneten Palace Hôtel in Caux realisiert. Ansicht der gesamten Hotelanlage mit der 800 Meter langen Promenierterrasse. Rechts oben das 1893 eröffnete Grand Hôtel, Fotografie um 1910  
(Archives de Montreux)



Abb. 26: 1856 entstand an den Hängen oberhalb von Fiesch die »Hotel-Pension Jungfrau am Eggishorn«, die bald vergrößert und von Emil Cathrein in den frühen 1870er-Jahren zu einem bedeutenden Berghotel erweitert wurde, Fotografie um 1910 (Museum für Kommunikation, Bern)

unterhielt, eine autonome Hotelwelt mit Post- und Telegrafestation, englischer und katholischer Kapelle, einer großzügigen Aussichtsterrasse sowie einem Tennisplatz, einer selbständigen Landwirtschaft sowie eigenen Säumern und Bergführern (Abb. 26).

In den Jahren vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs hatte der Tourismus mit seiner technischen Perfektion den absoluten Höhepunkt erreicht. In den Grand Hotels fanden die gut betuchten Gäste eine schier unglaubliche Märchenwelt. Überall schienen sich die Touristen in der Belle Époque zu vergnügen, was bald einmal den Widerstand gegen diese Entwicklung inspirierte (Abb. 27) und beispielsweise den französischen Schriftsteller *Alphonse Daudet* zu seiner bitterbösen Satire »*Tartarin sur les Alpes*« inspirierte: »*Die Schweiz [...] ist heutzutage nur noch ein riesiger Kursaal, geöffnet von Juni bis September, ein Kasino mit Panorama, in dem sich Leute aus allen Erdteilen vergnügen. Betrieben wird dieses Unternehmen von einer Hunderte von Millionen und Milliarden reichen Gesellschaft mit Sitz in Genf und London. Stellen Sie sich nur vor, wie viel Geld es gebraucht hat, um diese ganze Landschaft mitsamt ihren Seen und Wäldern, Bergen und Wasserfällen einzurichten und auf Hochglanz zu polieren, ein ganzes Heer von Angestellten und Statisten zu unterhalten und auf den höchsten Gipfeln Luxushotels mit Gas, Telegraph und Telephon zu erbauen [...].*« (Daudet 1886, S. 117 f.)

## 10 Niedergang und Wiederentdeckung im 20. Jahrhundert

Im Sommer 1914 versank diese Traumwelt mit einem Schlag in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs. In Panik verließen die Touristen die Fremdenorte und versuchten, sich zu Hause in Sicherheit zu bringen. Die wenigen, die damals in den Hotels zurückblieben, verarmten bald in ihrem unfreiwilligen Exil und mit ihnen die Mehrzahl der schweizerischen Hotelbesitzer. Mit einer besonders schwierigen Situation hatten die Häuser außerhalb der Städte, in schöner Aussichtslage oder an den Seeufern zu kämpfen. Sie lagen weit entfernt vom spärlichen Leben, das sich in den Kriegsjahren und in der Zwischenkriegszeit in den wenigen Fremdenorten noch abspielte. Der Krieg hatte ihre einstige Standortgunst in einen Standortnachteil verwandelt. Vielerorts konnte das Unheil bis nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr abgewendet werden. So verschwanden im Laufe des 20. Jahrhunderts zahlreiche Betriebe an den Seeufern, die im 19. Jahrhundert zu den Höhepunkten des touristischen Lebens gehört hatten.

Das Hotel Byron am Genfersee repräsentiert einen der ersten Hotelverluste in der Zeit des wirtschaftlichen Einbruchs (Abb. 13). Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges öffnete es seine Tore nur noch sporadisch. Am 24. Januar 1933 fiel der Altbau einem Brand zum Opfer. Übrig geblieben ist nur die ehemalige Dependance, die nach dem Zweiten Weltkrieg zum Altersheim umgebaut wurde. Ähnlich erging es zahlreichen weiteren Hotels am Wasser. Etliche Häuser brannten für viele Beteiligten genau zur richtigen Zeit, dann nämlich, wenn die Versicherung

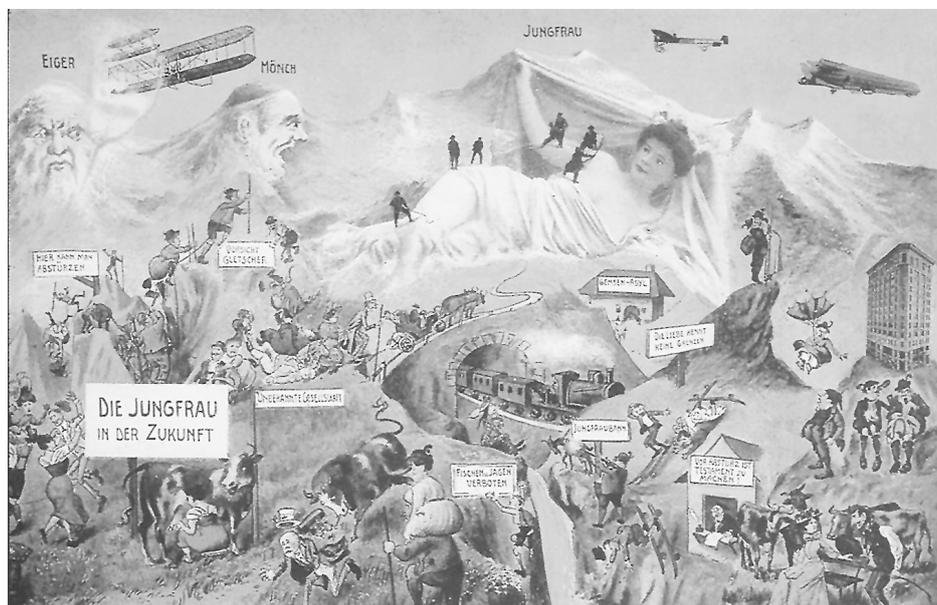


Abb. 27: »Jungfrau in der Zukunft«, Ansichtskarte um 1910 mit der Darstellung der Angst vor der Zerstörung der Bergwelt durch Mensch und Technik (Flückiger-Seiler)

noch zahlte [...]. So war in St. Moritz offensichtlich niemand traurig, als das Grand Hotel über dem St. Moritzersee gegen Ende des Zweiten Weltkriegs in den Flammen verschwand (Abb. 28). Ein weiteres prominentes Opfer findet sich in Vevey am Genfersee, wo am 9. August 1956 ein Großfeuer das seit langer Zeit leer stehende Grand Hôtel zerstörte (Abb. 29). Nur gerade zwei Monate später führte die Schweizer Armee mit Luftschutztruppen eine Sprengung der verbliebenen Mauern durch und kurz danach entstand dort der Hauptsitz der Firma Nestlé. Auch die beiden Hotels oberhalb von Brunnen, zu deren Erschließung man sogar eine



Abb. 28: Das Grand Hotel von St. Moritz wurde 1905 als damals größtes Gebäude der Schweiz eröffnet, entworfen durch den Architekten Karl Koller. Foto kurz nach der Eröffnung  
(Umschlagbild Flückiger-Seiler 2003)

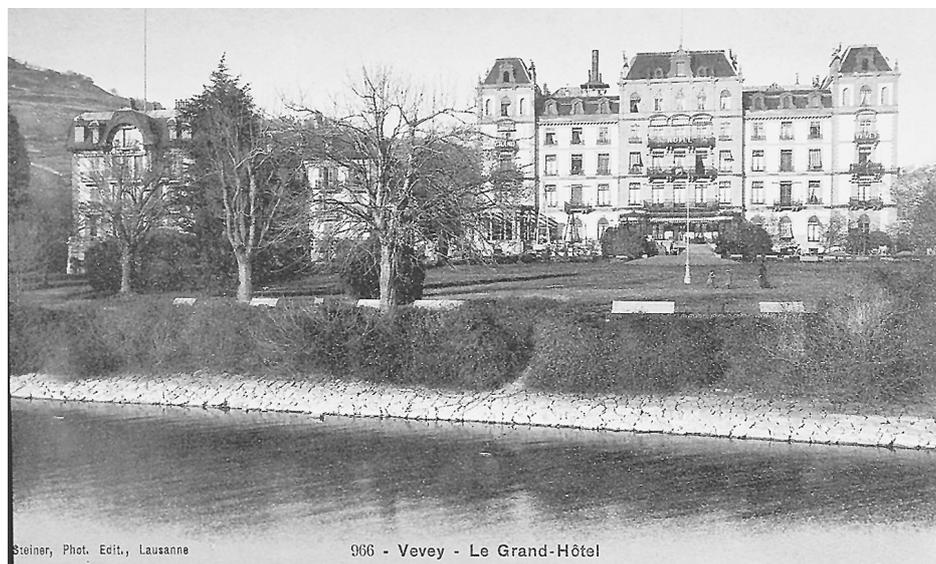


Abb. 29: Das Grand Hôtel in Vevey (1867 eröffnet) war das erste Schweizer Hotel mit einem Mansarddach und es besaß den ersten Personenlift, Ansichtskarte um 1910 (Sammlung Club Grand Hotel & Palace, Basel (Hans-Ueli Gubser), Basel)

eigene Zahnradbahn erbaut hatte, verschwanden nach dem Zweiten Weltkrieg – niemand wollte mehr in diese Hotels in schönster Aussichtslage über dem Vierwaldstättersee investieren (Abb. 30). Während das Hotel Axenfels bereits kurz nach dem Zweiten Weltkrieg gesprengt wurde, konnte sich das Hotel Axenstein immerhin noch bis 1965 als Hotel halten. 1976 ging man auch in Spiez am Thunersee an den Abbruch des Hotels Spiezerhof. Der elegante Hotelbau des bekannten Architekten *Edouard Davinet* (Giessbach, Rigi-Kulm Schreiber) direkt am See bei der Schifffländte wurde mit Unterstützung des Heimatschutzes abgebrochen und an seiner Stelle ein Uferrestaurant erstellt (Abb. 17). Die Liste mit entsprechenden Beispielen ließe sich für jede Region der Schweiz problemlos verlängern.

Seit den 1990er-Jahren hat sich das Blatt nun aber deutlich gewendet. Fanal dieser Entwicklung war der damals drohende Abbruch der bedeutenden Säle beim Luzerner Hotel Schweizerhof, der bei Denkmalpflegern und Heimatschützern in der ganzen Schweiz Empörung hervorrief. Seit der Unterstützung anlässlich einer Fachtagung 1995 in Luzern durch alle Fachverbände der Hotel- und Tourismusbranche (*Flückiger-Seiler* 1996) werden die immer noch zahlreichen »alten Hotelkästen« in der Schweiz nun als Kulturgut anerkannt, geschützt und von stolzen Hoteliers fachgerecht gepflegt und repariert. Zahlreiche Betriebe – unter ihnen einige am Seeufer – haben sich zu den »Swiss Historic Hotels« zusammengeschlossen. Sie dürfen ihr Haus mittlerweile – vom Branchenverband und den Denkmalpflegern offiziell zertifiziert – als historisches Hotel interessierten Gästen zum Aufenthalt in echter Nostalgie anbieten (Abb. 31).



Abb. 30: Übersicht mit den beiden Hotels Axenstein (oben, Abbruch 1964/65) und Axenfels (unten, Abbruch 1946/47) hoch über dem Vierwaldstättersee sowie dem Trasse der Bahnlinie Brunnen-Morschach-Axenstein, Fotografie um 1940 (Archiv der Schweiz. Gesellschaft für Hotelkredit)



Abb. 31: Das 1861 eröffnete Hôtel Beau-Rivage in Lausanne-Ouchy erhielt 1908 eine Erweiterung (linker Gebäudeflügel im Bild) durch den Architekten Eugène Jost, Luftfotografie um 1940 (Archiv der Schweiz. Gesellschaft für Hotelkredit)

### Zusammenfassung

Im Zentrum der Übersicht zur schweizerischen Hotel- und Tourismusgeschichte stehen die Rolle des Wassers, insbesondere die Bedeutung der Seen und deren Ufer im 19. Jahrhundert.

Heilende Wasser gehörten bereits in römischer Zeit und vor allem im Mittelalter zu den ersten »Publikumsmagneten«. In der Zeit der Romantik wurden die Seeufer zu beliebten Aufenthaltsorten, Wasserfälle und Gletscher zu bedeutenden Anziehungspunkten für die immer zahlreicheren Touristen. Kurz vor 1800 entstanden die ersten Unterkünfte für die Entdeckungshungrigen, mit Vorliebe in der Nähe der besuchten Naturelemente. Promotoren dieser Entwicklung waren unter anderem zahlreiche Schriftsteller, Dichter und Maler. Die Pionierrolle von Genf und dem Genfersee ist dabei auffallend: Dort entstand 1765 das erste Hotel außerhalb der Stadtmauern am Seeufer, 1834 wurde mit den Hôtel des Bergues das erste bedeutende Stadthotel der Schweiz eröffnet; bereits seit 1823 befuhr das erste Dampfschiff den Genfersee und 1829 stand dem promenierenden Publikum am Genfer Seeufer die erste Quaianlage als »urbane Aussichtsterrasse« zur Verfügung.

In zwei bedeutenden Ausbauphasen nach 1830 und 1860 entstanden zahlreiche neue Fremdenorte an den Ufern der Schweizer Gewässer. In den 1860er-Jahren entdeckte man die Höhenlage über den Seen als ideale Aussichtsterrasse. In der Zeit der so genannten Belle Époque vor dem Ersten Weltkrieg schossen an den bevorzugten touristischen Standorten die Hotels wie »Pilze aus dem Boden«. Der Erste Weltkrieg brachte diese Entwicklung zum Stillstand. Nach den Kriegsjahren hatten die meisten Betriebe mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ihre Architektur war zudem in die Missgunst des reisenden Publikums geraten. Erst in den 1990er-Jahren wendete sich das Blatt zu Gunsten der übrig gebliebenen historischen Hotels. Mit Unterstützung der Denkmalpflege schlossen sich die wertvollsten Häuser mittlerweile zur Marketingorganisation »Swiss Historic Hotels« zusammen, die durch Schweiz Tourismus auf dem internationalen Markt erfolgreich vertreten wird.

## Zitierte Literatur

- Béha, Alexandre*: Lugano und seine Umgebungen. – St. Gallen 1881.
- Bettex, Gustave*: Montreux et ses environs. – Montreux 1896.
- Beyer, Konrad*: Ludwig II. König von Bayern. Ein Charakterbild nach Mitteilungen hochstehender und bekannter Persönlichkeiten und nach anderen authentischer Quellen / Des Königs Aufenthalt am Vierwaldstättersee und sein Verkehr mit Josef Kainz. – Leipzig o. J [1898].
- Broillet, Philippe et al.*: Constructions hôtelières. – In: Les Monuments d'Art et d'Histoire du Canton de Genève, tome 1: La Genève sur l'Eau [Les Monuments d'Art et d'Histoire de la Suisse, tome 89]. Bâle 1997. S. 294–324.
- Carlen, Louis*: Kultur des Wallis 1500–1800. – Brig 1981.
- Chapuisat, Edouard*: L'Auberge de Sécheron au temps des princesses et des Berlins. – Genève 1934.
- Cuonz, Romano u. Niederberger, Hanspeter*: Hotelkönig, Fabrikant Franz Josef Bucher; Bergbahnbauer, Erfinder Josef Durrer; Kunstmaler Phantast Beda Durrer. – Kriens 1998.
- Daudet, Alphonse*: Tartarin sur les Alpes. – Paris 1886.
- De Senarclens, Jean; Van Berchem, Nathalie u. Marquis, Jean M*: L'hôtellerie genevoise. – Genève 1993.
- El-Wakil, Leïla*: L'hôtel des Bergues à Genève. – In: Unsere Kunstdenkmäler 1978/4. Bern 1978. S. 373–380.
- Enzensberger, Hans Magnus*: Eine Theorie des Tourismus. – In: *Enzensberger, Hans Magnus*: Einzelheiten. München 1962. S. 146–168.
- Zur Erinnerung an die Ausstellung der Schweizer Hotel-Industrie veranstaltet vom Schweizer Hotelier-Verein an der Landes-Ausstellung in Genf 1896. – Basel 1896.
- Flückiger-Seiler, Roland [Hrsg.]*: Historische Hotels erhalten und betreiben, Akten der Fachtagung Luzern 14.-16. September 1995. – Luzern 1996.
- Flückiger-Seiler, Roland*: Nicolas Céard. Die Entstehung der ersten Kunststrasse über die Hochalpen. – In: Blätter aus der Walliser Geschichte, XXIX. Band 1997, S. 53–90.
- Flückiger-Seiler, Roland*: Hotelträume zwischen Gletschern und Palmen. Schweizer Tourismus und Hotelbau 1830–1920. – Baden 2001.
- Flückiger-Seiler, Roland*: Hotelpaläste zwischen Traum und Wirklichkeit. Schweizer Tourismus und Hotelbau 1830–1920. – Baden 2003.
- Gratarolus, Guilielmus*: Ad Conradum gesnerum. De Thermis Rhaeticis & Valli Trascurii agri Bergomatis. – In: De Balneis. Venedig 1553.
- Gross, Jean-Daniel*: Ächtung und Rehabilitation des Historismus in Zürich. – In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Band 65, Heft 3/08. Zürich 2008. S. 231–262.
- Haas, Walter*: Hans von Waltheims Pilgerreise und sein Besuch in Freiburg (1474). – In: Freiburger Geschichtsblätter 69 1992, S. 7–39.
- Hartmann, Hermann*: Berner Oberland in Sage und Geschichte. Band II: Das große Landbuch. – Interlaken u. Bern-Bümpliz 1914.
- Malerische Reisen durch die schöne alte Schweiz. – Zürich 1982.
- Margadant, Silvio u. Maier, Marcella*: St. Moritz – Streiflichter auf eine aussergewöhnliche Entwicklung. – St. Moritz 1993.
- Meystre, Edouard*: Histoire imagée des grands bateaux du lac Léman. – Lausanne 1967.

- Ottiger, Roman*: Luzerner Hotelbauten von 1833 – 1871. Entwicklung einer Fremdenverkehrsstadt. – Zürich 1976 (Diss. phil. I.).
- Pevsner, Nikolaus*: A history of building types. – London 1976.
- Poggio-Bracciolini, Gian-Francesco*: Die Bäder zu Baden in der Schweiz: Eine Beschreibung derselben aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Mit neuen Anmerkungen. – Florenz [Zürich oder Baden] 1780.
- Räber, Anton*: Schifffahrt auf den Schweizer Seen. – Zürich 1963.
- Rousseau, Jean-Jacques*: Lettres de deux amans, Habitans d'une petite Ville au pied des Alpes. – Amsterdam 1761.
- Scheuchzer, Johann Jacob*: Hydrographia Helvetica. Beschreibung der Seen / Flüssen / Brünnen / warmen und kalten Bädern / und anderen Mineral-Wasseren des Schweitzerlands. – Zürich 1717.
- Scheuchzer, Johann Jacob*: Helveticus, sive Itinera per Helvetiae Alpines Regiones facta Annis MDCCII ... MDCCXI. – Zürich 1723.
- Schinz, Johann Rudolf*: Die vergnügte Schweizerreise anno 1773, hrg. von James Schwarzenbach. – Zürich 1952.
- Schweizer, Jürg u. Rieker, Roger*: Grandhotel Giessbach. [Schweizerische Kunstführer GSK, Serie 76, Nr. 751]. – Bern 2004.
- Société des Hôteliers de Montreux et environs 1879 – 1929. Notice Historique publiée à l'occasion du cinquantième anniversaire de sa fondation. – Montreux 1929.
- Stumpf, Johannes*: Gemeiner loblicher Eydgnoschafft Stetten, Landen und Voelckeren chronickwirdiger thaaten beschreybung. – Zürich 1547 (Reprint Winterthur 1975).
- Urfer, Hans*: Die Höhematte in Interlaken. 100 Jahre Bau- und Zerstückelungsverbot und Baumschutz – 1864/1964. – Interlaken 1964.
- Walser, Ernst*: Poggius Florentinus: Leben und Werke. – In: Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, Heft 14. Leipzig u. Berlin 1914.
- Weber, Felix*: 175 Jahre Rigi Kulm-Hotel. – Rigi Kulm 1991.
- Wyss, Beat*: Luzern. – In: Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850–1920, Band 6. Bern 1991. S. 357–512.
- Wyssbrod, Anne*: Typologie des hôtels montreusiens 1830–1914. Mémoire de licence en hist. de l'art. – Lausanne 1988.

Hans-Rudolf Egli

## Seen als Siedlungs-, Wirtschafts- und Verkehrsräume

Bericht zur 35. Tagung des »Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa (ARKUM)« vom 10.–13. September 2008 in Biel (Schweiz)

Da fast 20 Jahre seit der letzten Tagung in der Schweiz vergangen waren, war es angebracht, uns wieder einmal im südlichen Einzugsgebiet unserer Mitglieder zu einem intensiven wissenschaftlichen Austausch zu treffen. Nachdem wir uns 1989 in Spiez mit den besonderen Verhältnissen im Alpenraum auseinandergesetzt hatten, waren die Seen und ihre Umgebung als Kulturlandschaften ein naheliegendes Thema. Einerseits sind sie seit dem Neolithikum und bis heute bevorzugte Siedlungsräume und andererseits stand mit Biel am östlichen Ende des Bielersees und im Übergangsraum zwischen dem schweizerischen Mittelland und dem Jura ein Tagungsort zur Verfügung, der siedlungsgeschichtlich und forschungsgeschichtlich besonders interessant ist.

Die Tagung wurde im Auftrag des Arbeitskreises vom Geographischen Institut der Universität Bern (*Hans-Rudolf Egli*) in Zusammenarbeit mit dem Archäologischen Dienst des Kantons Bern (*Armand Baeriswyl*) und der Pädagogischen Hochschule Bern (*Rolf Tanner*) organisiert. Tagungsort war das Kirchgemeindehaus Wyttenbach in Biel, das sich mit seinen Räumlichkeiten und durch die Lage im Zentrum der Stadt und unmittelbar am Rande der Altstadt ausgezeichnet geeignet hat. Mit 64 Teilnehmerinnen und Teilnehmern war die Tagung sehr gut besucht.

Wie gewohnt wurde bereits am Nachmittag des Anreisetages eine Stadtführung angeboten. *Armand Baeriswyl* führte die Gruppe durch die um 1230 vom Bischof von Basel gegründete Altstadt. Von der vermuteten römischen Siedlung konnten bis heute mit Ausnahme eines bedeutenden Münzfundes in der »Römerquelle« keine Spuren gesichert werden.

Am Abend gab der in Biel aufgewachsene und an der Universität Bern tätige Geograph *Hans-Rudolf Egli* in seinem öffentlichen Vortrag einen Überblick über die Siedlungsentwicklung seit dem Mittelalter im Gebiet der drei Juraseen von Biel, Neuenburg und Murten, nachdem der Vorsitzende des Arbeitskreises Prof. *Winfried Schenk* aus Bonn die zahlreichen Mitglieder und Gäste begrüßt hatte. Der Referent stellte das Dreiseenland als Begegnungszone vor. Die Gegend beidseits des Bielersees ist altes Grenzland: zwischen welsch und aleman-

nisch geprägten Grafenhäusern, zwischen eidgenössischem Bern und fürstbischöflichem Basel, zwischen französisch- und deutschsprachiger Schweiz, aber auch zwischen flachem Aareschwemmland und ansteigenden Jurahöhen. Durch die großflächige Entsumpfung im 19. Jahrhundert mit Absenkung des Wasserstandes im Bielersee veränderten sich die naturräumlichen Verhältnisse im Seeland grundlegend und das ehemals größte Flachmoor der Schweiz konnte im 20. Jahrhundert landwirtschaftlich intensiv genutzt werden. Es wurden aber auch mehrere flächenintensive Großprojekte entwickelt, die nicht realisiert wurden.

Privatdozent Dr. *Matthias Hardt* (Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V., Leipzig) zeigte in seinem Einführungsreferat am Donnerstag die verschiedenen Funktionen und Bedeutungen der Seen in Mitteleuropa vom Neolithikum bis heute. Zu Beginn vorwiegend zur Ernährung, später besonders als Verkehrs- und Kommunikationswege und die Inseln als Schutzräume. Seit Jahrtausenden spielt auch das Wundersame und Göttliche eine große Rolle, indem Seen mit der Ewigkeit in Verbindung gebracht werden. Könige machten Seenlandschaften zu Refugien ihrer inneren Einkehr. Im 20. Jahrhundert wurden sie zunehmend zu Freizeit- und Erholungslandschaften sowie zu Trinkwasserreservoirs und ökologisch wichtigen Lebens- und Ergänzungsräumen.

Im zweiten Vortrag stellte der Berner Physische Geograph Prof. *Martin Grosjean* die Seesedimente als Quellen für die Siedlungs- und Landschaftsgeschichte vor. Kurz- und langfristige Umweltereignisse und –prozesse (Vulkanausbrüche, Klimawandel u.a.) haben Ablagerungen in den Seen zur Folge, die heute mikroanalytisch und chemisch analysiert werden können. Gleichzeitig können auch Rückschlüsse auf die frühere Umgebung der Seen und damit auf die Landnutzungsgeschichte gezogen werden.

Dr. *Albert Hafner* vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern bot einen Überblick über den Stand der Erforschung der Pfahlbauten des Alpenvorlandes. Der Bielersee und seine Uferbereiche sind wegen der hohen Siedlungsdichte und den besonderen Fundumständen von zentraler Bedeutung. Durch die Absenkung des Seespiegels im Rahmen der 1. Juragewässerkorrektur im 19. Jahrhundert wurden zahllose Siedlungsreste sichtbar oder wurden Funde frei gelegt. Durch die Nationalstraßen- und Kanalbauten im 20. Jahrhundert wurden nochmals einzigartige Funde gemacht. Heute spielt die Unterwasserarchäologie, ergänzt mit den naturwissenschaftlichen Analysemethoden eine wichtige Rolle. Die natürliche Erosion im ufernahen Bereich gefährdet die Siedlungsplätze in starkem Maße. Zum Schluss wies der Referent auf die Kandidatur der »Pfahlbauten in Seen und Mooren rund um die Alpen« als UNESCO-Welterbe hin.

Dr. *Ossolya Heinrich-Tamáska* und *Sylvia Hipp* (beide vom Geisteswissenschaftlichen Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V., Leipzig) zeigten uns in ihrem Referat zur Landschafts- und Siedlungsentwicklung im Gebiet des Balaton (Plattensee) im heutigen Westungarn von der Spätantike bis ins Frühmittelalter. Durch die geringe Tiefe des heute rund 600 km<sup>2</sup> großen Sees haben bereits geringe Veränderungen der naturräumlichen Faktoren sowie anthropogene Veränderungen wie Entsumpfungen, Deichbau und Uferverbauungen

große Auswirkungen auf die See- und Ufergestalt. Die beiden Referentinnen zeigten eindrücklich die Notwendigkeit der Methodenkombination und das Potenzial der naturwissenschaftlichen Methoden in Kombination mit der Archäologie.

Dr. *Heidemarie Hüster Plogmann* vom Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie der Universität Basel referierte über die Bedeutung der Fische in Wirtschaft, Ernährung und Kultur in Europa in den letzten 2000 Jahren. Sie konnte Aussagen machen zum großräumigen Handel von Fischprodukten zur Römerzeit und zur wirtschaftlichen Notwendigkeit und gesellschaftlichen Neuorientierung im Mittelalter bis zur frühen Neuzeit. Auch auf der Ebene der Speisefische spielen die internationalen Kontakte seit Jahrhunderten eine wichtige Rolle. Die Referentin wies besonders auf die methodischen Schwierigkeiten, die die kleinen, lange Zeit unbeachteten Fischknochen bei der Analyse und Interpretation bieten.

Einen Einblick in drei Jahrtausende Holzschiffbau im schweizerischen Mittelland anhand der im Wasser gefundenen Schiffswracks, ergänzt mit Bild- und Schriftquellen, bot uns anschließend Dr. *Thomas Reitmaier* von der Abteilung für Ur- und Frühgeschichte der Universität Zürich. Bis zur Einführung der Dampfschiffahrt und zum Ausbau des Eisenbahnnetzes im 19. Jahrhundert waren hölzerne Segelschiffe auf allen Schweizer Seen das wichtigste Lastentransportmittel.

Prof. Dr. *Thomas Meier* vom Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Jena (heute an der Universität Heidelberg) zeigte in seinem Referat die besondere Bedeutung der Seen und der Inseln als Klosterstandort auf. Als Übergangsräume zwischen Wasser und Land und zwischen der profanen und der sakralen Welt wurden Uferbereiche und Inseln bevorzugt. Die Inseln waren einerseits Orte der Abgeschiedenheit und Einsamkeit, andererseits lagen sie aber vielfach an den wichtigen Transportrouten und somit an wirtschaftlich wichtigen Standorten. Der Referent wies aber auch auf die besondere optische und akustische Bedeutung von Inseln hin, indem diese von weitem sichtbar und die Kirchenglocken auf große Distanzen über das Wasser vernehmbar sind.

Die jüngste Periode wurde mit dem Vortrag von Dr. *Hans-Ulrich Schiedt*, Leiter der Forschungsabteilung von ViaStoria, zu den Seen der Schweiz als Verkehrs- und Siedlungsräume eingeführt. Bis 1850 dominierte die Schifffahrt als Massenverkehrssystem, danach folgte eine kurze Phase, in der sich Schifffahrt und Eisenbahn ergänzten, ab etwa 1870 verdrängte die Eisenbahn den Güterschiffsverkehr weitgehend und die Personenschifffahrt entwickelte sich selbständig als Teil des aufkommenden Massentourismus. *Schiedt* wies besonders darauf hin, dass die Seeschifffahrt zwar kaum weggebunden ist, aber mit den Schiffen, Hafenanlagen, Uferverbauungen und Seeregulierungen in vielfacher Weise von technischen Einrichtungen abhängig ist. Im letzten Teil des Referates wurde aufgezeigt, dass die Bevölkerung in den seenahen Bezirken der Schweiz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert rund viermal so stark gewachsen ist wie in den Bezirken ohne Seeanstoß. Der Zusammenhang zwischen See und Siedlungsentwicklung ist signifikant, ohne dass allerdings die Ursachen und Zusammenhänge dieses Prozesses bekannt sind.

Zum Abschluss des ersten Tages trafen wir uns beim nahe des Tagungsorts gelegenen Museum Schwab zum Empfang durch die Leiterin des Museums Frau *Madeleine Betschart* und den Stadtpräsidenten *Hans Stöckli*. Er begrüßte uns an diesem sehr schönen Herbstabend im Park des Museums, stellte uns kurz die Stadt vor und gab seinem großen Interesse an der historischen Forschung, besonders im Zusammenhang mit der älteren und jüngeren Entwicklung der Region Ausdruck, was dadurch bestätigt wird, dass er seit Jahren Mitglied des Historischen Vereins des Kantons Bern ist. Das Museum wurde 1873 für die Privatsammlung des Amateurforschers Oberst *Friedrich Schwab* (1803–1869) erbaut. *Schwab* hatte während der 1. Juragewässerkorrektur systematisch Funde aus der Pfahlbauzeit, die durch die Absenkung der Seespiegel in außerordentlich großer Zahl zum Vorschein kamen, durch Private suchen lassen. Ergänzt wurde die Sammlung durch die Funde der 2. JGK und die bahnbrechende Grabung des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern in den 1970er Jahren in Twann sowie durch die jüngsten Unterwasser-Prospektionen. Beeindruckt waren wir auch vom Atelier »Erlebnisarchäologie für Schulen«.

Dr. *Armand Baeriswyl* (Archäologischer Dienst des Kantons Bern) eröffnete mit seinem Referat die Vortragsfolge am Freitag und ging der Frage nach, welche Bedeutung die Seen für die Stadtgründungen und die Stadtentwicklung in der Schweiz hatte. Besonders für Biel stellte er fest, dass der See bei der Gründung keine Bedeutung hatte. Auch Zürich, Thun, Unterseen und weitere Städte wurden nicht am See, sondern am Fluss gebaut, allerdings nahe am Ausfluss der jeweiligen Seen und damit am Umladeort vom See- auf die Flussschifffahrt. Die Stadt Biel wurde städtebaulich erst im 20. Jahrhundert gegen den See hin erweitert, nachdem sie 1860 durch den Bau der Eisenbahnlinie nach Neuchâtel durch einen Damm zusätzlich vom Seeuferbereich getrennt worden war. *Baeriswyl* wies aber auch auf Städte wie Murten und Neuchâtel, die unmittelbar am Seeufer, ohne Bezug zu einem Fluss, gegründet wurden.

Im folgenden Vortrag stellte Dr. *Rolf Tanner*, Geographiedozent an der Pädagogischen Hochschule Bern, die großen Flusskorrekturen der Kander (Berner Oberland, 1711–1714), der Linth (Kanton Glarus, 1807–1816) und der Juragewässer (Kantone Bern, Freiburg und Neuchâtel, 1868–1890 und 1962–73) vor. Durch die Umleitung der großen Flüsse wurde die Sedimentfracht in die Seen abgelagert, so dass in den unterliegenden Flussabschnitten die Überschwemmungsgefahr abnahm. Im Seeland genügte allerdings die Ableitung der Aare in den Bielersee nicht und der Seeabfluss musste aufwändig reguliert und in den 1960er Jahren die Kanäle erweitert werden, um Überschwemmungen im Uferbereich der Seen zu verhindern.

Dr. *Roland Flückiger*, Architektur- und Hotelhistoriker und stellvertretender Denkmalpfleger der Stadt Bern, zeigte uns die große Bedeutung des Wassers in der Tourismusgeschichte. Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert entstanden die ersten Hotels an den Seeufern. Genf spielte dabei eine zentrale Rolle, indem die Stadt wichtiger Ausgangspunkt für den Besuch der Region Chamonix mit dem Mont-Blanc-Massiv war. Die Gäste kamen vorwiegend aus England und Frankreich. Der Bau großer Hotels an allen alpennahen Seen und die Entwicklung der

Dampfschiffahrt verliefen zeitlich parallel und waren eng miteinander verbunden. Mit dem Ersten Weltkrieg setzte der Niedergang des mondänen Hoteltourismus ein. Der Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg betraf vorwiegend den weltweiten Massentourismus. Die Mehrzahl der großen Hotels an den Seeufern konnte davon nicht profitieren. Erst in den letzten Jahren ist deren Wert als Kulturgut erkannt worden, was 2004 in der Gründung des Vereins »Swiss Historic Hotels« zum Ausdruck kommt.

Im letzten Beitrag zum Tagungsthema zeigte Prof. *Guus Borger* aus Amsterdam die große Bedeutung der Seen für die wirtschaftliche Entwicklung der Niederlande auf. Die Japanerin *Maria Kubota*, die zur Zeit als Stipendiatin in Bonn studierte, berichtete in ihrem Referat, das sie mit dem zur Tagung eingeladenen aber aus gesundheitlichen Gründen nicht anwesenden Prof. *Toshihiro Yoshida* vorbereitete, über die Entwicklung der Historischen Geographie und deren Beitrag zur Kulturlandschaftspflege in Japan.

Im Rahmen der »Börse« berichteten am Freitagnachmittag *Philip Lüth*, *Florian Huber* und *Magdalena Wieckowska* (Kiel, Lehrstuhl Prof. *Ulrich Müller*) über ein laufendes Projekt zur frühen Besiedlung der Inseln in den Seen Schleswig-Holsteins und zur Rekonstruktion der Landschaft seit dem Neolithikum. *Christoph Schuppert* vom Geographischen Institut Bamberg (Prof. *Andreas Dix*) stellte die GIS-gestützte historisch-geographische Untersuchung im Umfeld frühkeltischer Fürstensitze vor, eine Untersuchung des DFG-Schwerpunktprogrammes »Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse – Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstensitze und ihres territorialen Umlandes«. *Thomas Porada* berichtete anschließend über ausgewählte Ergebnisse seiner kürzlich abgeschlossenen Dissertation »Das pommersche Bergwerk – Die Bodden, Haffe und Strandseen Pommerns in der fürstlichen Herrschaftspraxis vom 15. bis frühen 17. Jahrhundert« und erläuterte, dass mit dem »Pommerschen Bergwerk« die Erträge der Fischerei auf dem Stettiner Haff bezeichnet wurden. *Johannes Hofmeister* vom Geographischen Institut Nürnberg berichtete über seine Untersuchung zur Klimarekonstruktion in Mittelhessen seit dem 16. Jahrhundert auf der Grundlage zeitgenössischer schriftlicher Quellen. Als Abschluss der Kurzbeiträge stellte *Ulf Hannemann* aus Karlsruhe sein Dissertationsprojekt zur Erfassung und Bewertung identitätsstiftender Merkmalen von Kulturlandschaften vor.

Im Anschluss an die Kurzvorträge fand im Tagungsort die ordentliche Jahresversammlung von ARKUM statt.

Am Samstag trafen sich die 33 Exkursionsteilnehmerinnen und -teilnehmer um 8.15 Uhr auf dem Neumarktplatz in Biel. Die Fahrt mit dem Bus führte unter der Leitung von *Rolf Tanner* und *Raphael Singeisen* dem nördlichen Ufer des Bielersees entlang nach Ligerz, wo nach einer kurzen Fahrt mit der Drahtseilbahn bei der Kirche mitten im Rebberg über die Entwicklung des Rebbaus orientiert wurde. Im Dorf Ligerz, das im »Inventar der Ortsbilder von nationaler Bedeutung« aufgeführt ist, wurden die Siedlungsentwicklung und die Probleme der Ortsbildpflege in einem stark vom Durchgangsverkehr geprägten Dorf dargestellt. Mit dem Schiff fuhren wir anschließend auf die St. Petersinsel, wo uns

Dr. *Daniel Gutscher* vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern die Untersuchungen zur römischen Tempelanlage und zur Geschichte des ehemaligen Cluniazenserpriorates erläuterte. Die Insel selbst wurde vor allem durch den Aufenthalt Jean-Jaques Rousseaus im Jahre 1765 europaweit bekannt. Nach dem Mittagessen im ehemaligen Kloster (Restaurant und Klosterhotel St. Petersinsel) führen wir wieder zurück nach Ligerz und von dort mit dem Bus nach Hauterive, wo wir das 2001 eröffnete, direkt am See gelegene archäologische Museum des Kantons Neuenburg besuchten. Die Sammlung bietet auf einer Ausstellungsfläche von 2200 m<sup>2</sup> einen Überblick über die Siedlungsentwicklung von der Jungsteinzeit bis ins Mittelalter. Besonders eindrücklich sind auch der archäologische Park und die Lage direkt am See. Auf dem »St. Jodel«, einer Anhöhe nördlich von Ins, die nach einer in der Reformationszeit abgebrochenen Theoduls-Kapelle benannt ist, wurden die Flurentwicklung, die Entsumpfungen im 19. Jahrhundert und die großräumigen Meliorationsmaßnahmen im 20. Jahrhundert erläutert. Der letzte Exkursionsstandort war dann auf der Brücke über den Hagneckkanal, wo Dr. *Rolf Tanner* die Maßnahmen der 1. Juragewässerkorrektion erklärte, die bereits in verschiedenen Vorträgen angesprochen worden waren. Kurz vor 18.00 Uhr trafen wir beim Bahnhof Biel ein, womit die Exkursion und die ARKUM-Tagung 2008 zu Ende ging.

Toshihiro Yoshida und Marie Kubota

## Kulturlandschaftspflege und Geographie – Wege zu einem bewussten Umgang mit der Kulturlandschaft in Japan

Mit 2 Abbildungen

### 1 Der rasche Wandel der japanischen Kulturlandschaft in den letzten Jahrzehnten als Verlusterfahrung

Der Wandel der japanischen Kulturlandschaft in den vergangenen 30 Jahren war für uns Historische Geographen ein durchaus schmerzlicher Prozess, denn die Agrarlandschaften wurden durch Flurbereinigungen und Dorferneuerung überwiegend komplett umgestaltet, so dass aus der Vergangenheit überkommene Landschaftselemente wie ehemalige Raine, Bewässerungsgräben und Feldwege weitgehend verschwanden. Waren diese älteren Strukturen meist in Anpassung an die Geländeformen entstanden, prägen nun planmäßige, rechteckige Parzellen das Bild. Auch in den Stadtzentren wurden traditionelle Gebäude aus Holz nahezu überall durch solche aus Stein ersetzt, in den größeren Städten nicht selten als Hochhäuser ausgeführt. Die Motive dafür mögen ehrenwerte gewesen sein wie die Förderung der Agrarwirtschaft oder die Stadtentwicklung. Doch lässt sich nicht leugnen, dass wir dabei viel verloren haben.

Vor diesem Hintergrund rückt das Thema »Kulturlandschaftspflege«<sup>1</sup> endlich auch aus administrativer Perspektive in den Fokus der Wissenschaft in Japan. Grundlage ist seit 1950 das »Gesetz zum Schutz kultureller Anlagen«. Dem wurde im Jahre 2004 im Zuge einer Novellierung »Kulturlandschaft« als eine neue

---

1 Dieser Terminus ist in Japan nicht üblich, da das in Deutschland entwickelte gleichnamige Planungskonzept zwar in die Historische Geographie Japans schon eingeführt wurde, aber über den Umweg des Englischen meist unter der Wendung »landscape conservation« läuft; siehe dazu *Winfried Schenk* (2008): Cultural Landscape Management in Europe: a Survey in Consideration of Historical-geographical Contributions. – In: *The Historical Geography* 50 (1, 237), S. 119–129 (in japanischer Sprache) und *Winfried Schenk* (2005): Historical Geography – an environmental historical bridge between History and Geography. – In: *Rekishi-chiri-gaku* 9 (The Historical Geography). Tokyo, S. 112. Der Aufsatz wurde in japanischer Sprache von Prof. *Toshihiro Yoshida* von der Kokugakuin-Universität Tokio verfasst und von *Marie Kubota* M.A. der Historischen Geographie ins Deutsche übersetzt und von mir sprachlich geglättet. Frau *Kubota* ist Schülerin von Prof. *Yoshida* und promoviert in Bonn bei mir über den Vergleich von Konzepten der Kulturlandschaftspflege in Japan und Deutschland (Anmerkung von *Winfried Schenk*).

Kategorie der kulturellen Güter hinzugefügt (*Schenk, Nienkemper u. Kubota 2007*). Man kann bedauern, dass dieser Schritt erst zu einem relativ späten Zeitpunkt erfolgte, er ist jedoch trotzdem als außerordentlicher Fortschritt für die Kulturlandschaftspflege anzusehen, denn er bietet nun der Geographie, insbesondere aber der Historischen Geographie in Japan, die sich seit geraumer Zeit mit der Landschaft an sich auseinandersetzt und eine Fülle von Ergebnissen aus landschaftlichen Untersuchungen vorgelegt hat, die Chance, aktiv zur »Kulturlandschaftspflege« beizutragen. In diesem Beitrag soll der Fragestellung nachgegangen werden, was die Geographie zur Kulturlandschaftspflege beizusteuern vermag.

## 2 Der japanische Weg zur Kulturlandschaftspflege

Seit langem zeichnet sich ab, dass die Kulturlandschaft einen immensen Wert als Kulturerbe besitzt und daher geschützt werden soll. In die japanische Gesetzgebung floss diese Idee schrittweise ein. So wurde schon 1976 in einer Novellierung des oben erwähnten Gesetzes das Kulturgut der »historischen Bauwerke« hinzugefügt. Um Bezirke traditioneller Gebäude zu erhalten, entstand der Gedanke der »Stadterhaltung« (*Hohn 1997; 2000*), der nach und nach auf regionaler Ebene umgesetzt wurde. Allerdings kommt das Konzept der »Atadterhaltung« nur dort zum Tragen, wo historische Gebäude den Mittelpunkt eines Baubezirkes bilden. Dazu gehören also weder Agrarflächen noch Wälder, die ebenso Produktionsräume darstellen. Da die meisten Gebäude darüber hinaus in Privatbesitz sind, kann nur die unmittelbare Umgebung des jeweiligen Hauses als Schutzgut betrachtet werden. Die Innenausstattung, mittels derer die traditionelle Lebensweise und Kultur folgenden Generationen überliefert werden können, wurde wenig, bisweilen sogar überhaupt nicht berücksichtigt.

Innerhalb der geographischen Siedlungsgeschichte wird der methodische Schwerpunkt seit jeher auf die Rekonstruktion der Landschaften gelegt. Dabei lassen sich in Japan zwei Intensitätsphasen der Forschung erkennen. Die erste Phase kann als ein regelrechter Landschaftsforschungs-Boom ab den 1960er Jahren beschrieben werden, als die historischen Kulturlandschaften vielerorts noch weitgehend als intakt anzusehen waren. Mit Beginn der zweiten Phase in den 1990er Jahren hegte man im Gegensatz dazu angesichts der mehr und mehr verschwindenden historischen Landschaftsstrukturen zunehmend Befürchtungen um deren Erhalt. In diesem Kontext wurde die mittelalterliche Gutshoflandschaft einschließlich agrarwirtschaftlicher Anlagen wie Teiche oder Bewässerungsgräben, die jeweils bedeutende Elemente des traditionellen Reisbaus sind, als wertvoll erkannt, und so wurde erstmals die »Ruine des mittelalterlichen *Shôen*-Gutshofs<sup>2</sup>« als nationale Kulturanlage registriert. Hierzu gehören des Weiteren

---

2 *Shôen*: Die japanische Grundherrschaft zwischen dem 8. Jahrhundert und 16. Jahrhundert, deren Umfang, Inhalt und Form sowohl zeitlich als auch räumlich unterschiedlich sind.

beispielsweise die Gutshöfe *Hine-no-shô* in der Provinz Izumi (8.12.1998) und *Nitta-no-shô* in der Provinz Kôzuke (1.11.2000). An beiden Orten werden nun zwar einige Punkt- sowie Linienelemente der Kulturlandschaft als kulturelle Güter geschützt, insgesamt wurden sie jedoch nicht als räumliches Gut betrachtet, so dass man die raschen Veränderungen innerhalb der Fluren infolge der Mechanisierung nicht bremsen konnte.

Als Beispiel eines neuen Weges zum Schutz der Agrarlandschaft hat der Gutshof *Tashibu-no-shô* in der Provinz Bungo große Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dieser mittelalterliche *Shôen*-Gutshof wurde vom Historischen Museum Fudoki-no-oka in der Präfektur Ôita in den Mittelpunkt der Untersuchungen gerückt. Auf breiter Forschungsbasis argumentieren hier Historiker sowie geschichtswissenschaftliche Arbeitskreise für die Erhaltung dieser Agrarlandschaft. So hat der Ort Tashibuôski (in Bungotakata) eine innovative Flurerneuerung durchlaufen, da der Schwerpunkt der Maßnahmen auf der Erhaltung historisch angelegter Bewässerungsgräben und Feldraine lag. Charakteristisch für den Ort Ôski sind das wellige Gelände und die entsprechend kleinen, gewundenen Nassreisfelder. Mithin war die Mechanisierung der Produktion hier schwierig, was sicherlich dazu beitrug, dass die Dorfbewohner ertragssteigernde Maßnahmen nur in vorsichtiger Weise durchführten, nachdem sie den Wert ihrer Landschaft einzuschätzen verstanden hatten. Da nun in dieser ländlichen Region das Problem der alternden Gesellschaft sehr deutlich spürbar wird, wird dieses Projekt zur Erhaltung der Agrarlandschaft in Zusammenarbeit nunmehr gemeinsam mit der Kommune fortgeführt.

Dieses Beispiel der Kulturlandschaftspflege in Tashibuôski wurde übrigens seit 2001 mit Förderung des »Entwicklungs-/Reinigungsprojekts agrarischer Räume« des Ministeriums für Agrar-, Forstwirtschaft und Fischerei durchgeführt. Dieses Förderungsprojekt basiert auf der Idee der Erneuerung solcher Agrarräume und folgt dem Konzept des sogenannten Eco-Museums. Im Rahmen dieses Projektes wurden zwischen 1998 und 2002 insgesamt 52 Orte amtlich registriert.

### 3 Weltkulturerbe und »Kulturlandschaft«

Auf der Tagung der UNESCO im Jahr 1972 wurde die »Konvention zum Schutz des Kultur- und Naturerbes« verabschiedet. Ihr sind bis heute fast 200 Mitgliedsstaaten beigetreten. Die Definition von Weltkulturerbe umfasst dabei die drei Kategorien Kulturerbe, Naturerbe sowie die Kombination von Kultur- und Naturerbe. Im Jahr 1992 wurde die »Kulturlandschaft« der Kategorie »Kulturerbe« hinzugefügt. Während bei der bisherigen Einordnung Natur und Kultur als Gegensätze betrachtet wurden, legt nun die Kategorie »Kulturlandschaft« Wert auf die Integration von Natur und Kultur.

Im Jahr 1992 ratifizierte Japan die Konvention zum Schutz des Kultur- und Naturerbes. Nachdem mit den Terrassenreisfeldern in den philippinischen Kor-dilleren erstmals Reisfelderlandschaften als Weltkulturerbe registriert wurden, wurde auch in Japan der Schutz von Terrassenreisfeldern zum Thema. So wurde

vom japanischen Kulturministerium (Agency of Cultural Affairs) der Schutz des Gebiets Obasute in Angriff genommen. Obasute wurde als »Stätte landschaftlicher Schönheit« registriert. Damit wurde es notwendig, die rechtlichen Grundlagen des Landschaftsschutzes zu benennen. Zu diesem Zweck begann das Kulturministerium im Jahr 2000 mit einer Grundlagenstudie. Nachdem im Juni 2003 das Protokoll dieser Studie veröffentlicht worden war, wurde im folgenden Jahr nun auch die »Kulturlandschaft« im Kontext des erwähnten Kulturgütergesetzes ein Schutzgut.

Im Jahr 2005 wurden Ômihachiman (Shiga-Präfektur) als erste und im Jahr 2006 Honedera (Ichinoseki, Iwate-Präf.) als zweite sogenannte »besondere Kulturlandschaft« ausgewählt. Vor allem im Falle von Honedera wird erwartet, dass sie als erste japanische Agrarlandschaft als UNESCO Weltkulturerbe anerkannt wird. Leider verzögert sich diese Registrierung seit Juli 2008, denn die UNESCO-Kommission hält noch ausführlichere Untersuchungen und die Erstellung eines weiteren Gutachtens zur Landschaftsgeschichte für notwendig. Unabhängig davon beschäftigen sich die Dorfbewohner und die Projektbeteiligten weiterhin aus eigenem Antrieb intensiv mit der Pflege ihrer Kulturlandschaft.

#### 4 Kulturlandschaft des Dorfes Honedera (Ichinoseki)

Verfasser (T. Y.) beschäftigt sich seit 1977 mit der historisch-geographischen Untersuchung des Dorfes Honedera, wo der mittelalterliche Gutshof des bekannten Tempels Chûson-ji existierte. Dabei ging er immer der Frage nach, welchen Beitrag die Geographie, insbesondere aber die Historische Geographie, zum Schutz der Kulturlandschaft erbringen kann.

Vom Herbst 1993 bis zum Sommer 1998 wurden insgesamt sieben Untersuchungsprojekte zusammen mit Studenten sowie Doktoranden der Kogugakuin-Universität Tokio durchgeführt. Der Schwerpunkt der Untersuchung wurde zunächst auf die Identifizierung der Tempel und Schreine, die auf der handgezeichneten Altkarte der mittelalterlichen Gutshöfe, der sog. *Shôen-ezu*<sup>3</sup> (Abb. 1), dargestellt sind, gelegt. Während die mittelalterlichen Gutshöfe selbst immer wieder intensiv untersucht wurden, bezog sich unser Interesse auch auf die Agrarräume. Dabei zeigte sich, dass trotz Weiterlaufens der Modernisierung der Agrarwirtschaft die an die Geländeformen angepassten, kurvenreichen Bewässerungsgräben und netzartigen Raine auch heute noch sehr gut zu erkennen sind, weil in diesem Dorf keine Flurbereinigung durchgeführt wurde. Honedera ist wie der

---

3 *Ezu*: Allgemeiner Begriff für handgezeichnete Altkarten (*e*: Gemälde, *zu*: Zeichnung, Plan) aus der Zeit zwischen dem 8. und dem 16. Jahrhundert. Sie wurden aus der Vogelperspektive dargestellt, mit Tusche gezeichnet und eventuell koloriert, meistens im Format ca. 30–140 × 60–200 cm. Besonders von den Grundherren (Tennô-Familie, Adlige, Samurai und Tempel) wurden zahlreiche Ezu-Altkarten angefertigt, um die Grenze ihres Lehensguts (*shôen*) zu sichern, beispielsweise bei einer Grenzfeststellung oder bei einem Grenzkonflikt. Von diesen *Shôen-ezu* sind bis heute ca. 200 Blätter erhalten geblieben.

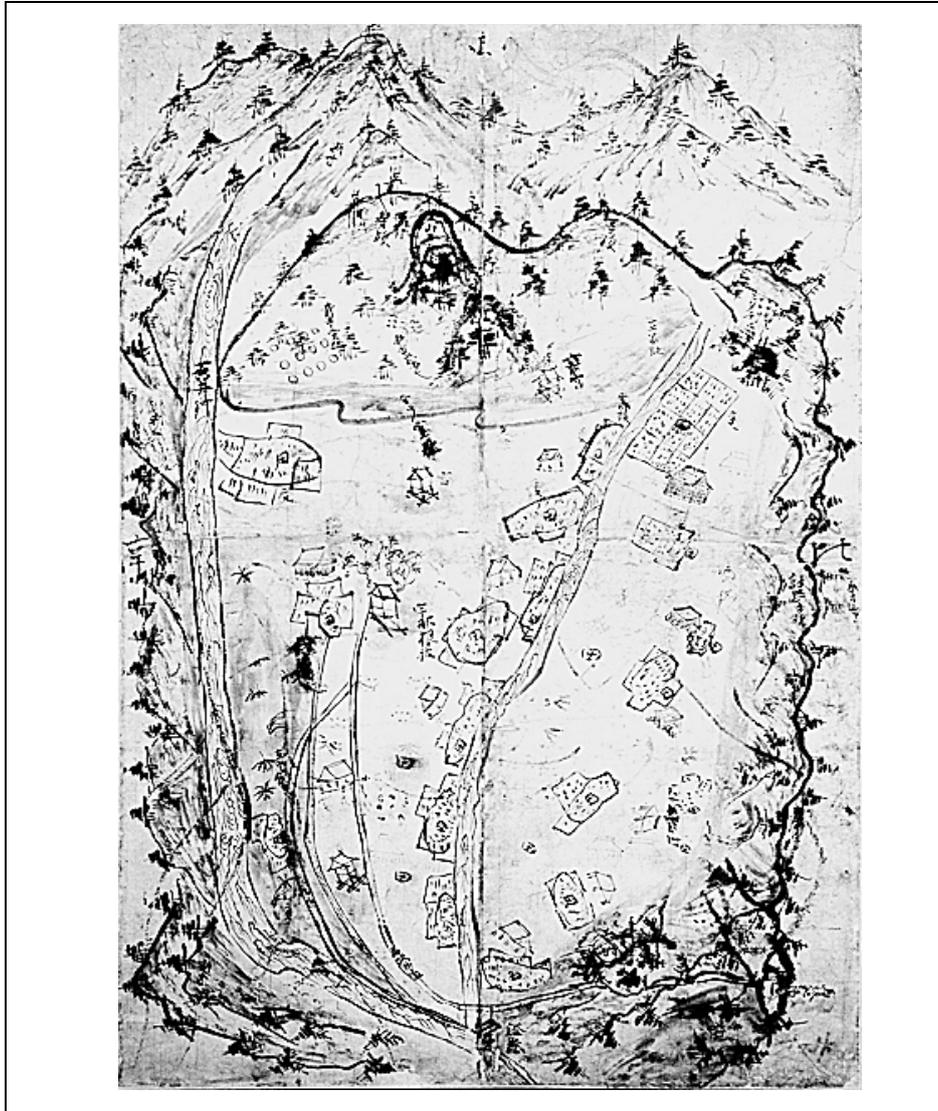


Abb. 1-1: Ezu-Altkarte von Honedera (83,0 × 56,0 cm, ca. 14. Jahrhundert, Tempel Chûson-ji)

Gutshof *Tashibu-no-shô* eine der gut erhaltenen mittelalterlichen Siedlungen Japans. Der Verfasser appellierte daher wiederholt an die Dorfbewohner, ihre Dorflandschaft als Kulturgut registrieren zu lassen.

Schließlich wurde das Dorf Honedera im Jahr 2003 zur möglichen Weltkulturerbe-Kernzone erklärt, im Frühling 2005 wurden die Tempel- und Schreinkomplexe, die auf der Altkarte *Shôen-ezu* dargestellt sind, als nationales Kulturgut und dann im Jahr 2006 als »besondere Kulturlandschaft« registriert. Zurzeit wird



Abb. 1-2: Ezu-Altkarte von Honedera (83,8 × 55,0 cm, ca. 14. Jahrhundert, Tempel Chûson-ji)

– wie schon gesagt – die Vorbereitung für die Registrierung als Weltkulturerbe vorangetrieben.

Es ist von großer Bedeutung, dass der Schutz dieser mittelalterlichen Gutshof-Landschaft verwirklicht wurde. Jedoch gibt es momentan mehrere Probleme, die dringend gelöst werden müssen. Um die Reisfelder-Landschaft in einem Dorf, das langsam überaltert, zu erhalten, ist es vor allem erforderlich, das Entwässerungssystem und die Feldwege vorsichtig zu renovieren.

Während der Durchführung dieses Projektes stellten die Dorfbewohner stets die Frage, welche Elemente für diese Landschaft wirklich wesentlich sind, denn es ist unmöglich, den Agrarraum, in dem heute noch Menschen leben, wie einfaches Kulturgut gleichsam einzufrieren. Beim Schutz der Landschaft sind vielmehr die wichtigen Elemente aus wissenschaftlicher Sicht sorgfältig auszuwählen und zusammen mit ihrer Struktur sowie ihrem Funktionssystem zu erhalten.

Der Begriff »Landschaft« wird manchmal nicht eindeutig verwendet, indem man eher von »schöner Landschaft« oder »hoher Landschaftsqualität« spricht. Für die Frage, ob etwas schützenswert ist, sind ästhetische Elemente eine unerlässliche, aber nicht ausreichende Bedingung. Dementsprechend ist es notwendig, die den wissenschaftlichen Wert beinhaltenden Elemente der schützenswerten Landschaft abzuleiten.

Hieran waren bereits die Dorfbewohner interessiert, aber es war sehr fraglich, ob das Dorf Honedera in diesem Sinne ausreichend untersucht worden war. In den Untersuchungen bis 1998 wurde der Schwerpunkt auf die Rekonstruktion der mittelalterlichen Dorflandschaft gelegt. Dabei wurden die Veränderungen in den folgenden Zeiten oft zu wenig berücksichtigt. Da es jedoch darum geht, dass die heutige Landschaft geschützt werden soll, muss der Entwicklungsprozess der Siedlung bis heute ausführlich untersucht werden. Unter dieser Fragestellung wurde ein Projekt vom Historisch-Geographischen Seminar der Universität Kokugakuin in Tokio mit dem Ziel durchgeführt, den Entwicklungsprozess der Dorflandschaft von Honedera zu klären. Die Veröffentlichung dieser Untersuchungsergebnisse ist zurzeit in Arbeit.

## 5 Authentizität der Kulturlandschaft von Honedera

Bisher bestand die Bedeutung der Agrarlandschaft von Honedera vor allem darin, dass man die auf der Altkarte dargestellte Shôen-Landschaft noch heute ablesen konnte. Ist das allerdings der richtige Maßstab? Die heute wahrgenommene Landschaft um Honedera ist seit der Mitte der Frühneuzeit langsam gewachsen und wurde durch die Modernisierung in den 1970er Jahren überformt. Allerdings blieben einige Häuser und sogar die meisten Bewässerungsgräben seit Mitte der Frühneuzeit, die als älteste Elemente der Dorflandschaft heute noch wahrzunehmen sind, erhalten.

Abb. 2 zeigt die aktuelle Flurkarte (1:2.000) und die Flurkarte aus dem Jahr 1889, die durch Übereinanderlegen miteinander verglichen wurden. Danach sind die Bewässerungsgräben überraschend unverändert geblieben. Die meisten sind zudem nicht gepflastert, sondern nur einfach gegraben und bieten sich von daher als Biotop für Schmerlen und japanische Reiscichthosen an. Die Bewässerungsgräben sind ein wesentliches Element der traditionellen Landschaft dieses Dorfes. In der Meiji-Zeit (1868-1912) waren die Nassreisfelder noch in kleine Parzellen aufgeteilt, die oft nicht mit Bewässerungsgräben verbunden waren. Beim Reisanbau in einem Kaltgebiet ist eine niedrige Wassertemperatur immer ein Problem, da sie den Ernteertrag negativ beeinflussen kann. Im Fall dieses Dorfes wurde eine



Abb. 2: Flurkarte von 1889 und die aktuelle Flurkarte (Maßstab 1:2.000)  
Yoshida 2006

besondere Bewässerungsform benutzt, bei der das Wasser nacheinander von Reisfeld zu Reisfeld geleitet wurde, so dass sich das Wasser erwärmte (das sog. »*Tagoshi-no-kangai*«-System). Dieses Bewässerungssystem funktioniert zusammen mit den kurvenreichen Bewässerungsgräben noch heute.

Darüber hinaus hilft dieses Netz aus Bewässerungsgräben bei der Rekonstruktion der mittelalterlichen Dorflandschaft, welche für die Erklärung der Entwicklungsgeschichte des Dorfes wesentlich ist.

Auf der *Ezu*-Altkarte vom Gutshof Honedera in der Provinz Mutsu ist die Agrarlandschaft des 14. Jahrhunderts dargestellt, allerdings war das Land noch locker besiedelt, was auf ein Anfangsstadium der Rodung hindeutet. Auf dem Kartenbild sind Wohnhäuser sowie Nassreisfelder eingezeichnet, die vermutlich zu den sog. *Zaike*-Bauern, den Vollbauern, gehörten. Sie waren mit den Nassreisfeldern eng verbunden und zur Grundsteuer sowie zu den verschiedenen Abgaben verpflichtet. Auf der Flurkarte aus dem 19. Jahrhundert sind die Familiennamen eingezeichnet, die in den mittelalterlichen Quellen erkennbar sind. Zu den direkt vor ihrem Wohngebäude liegenden Nassreisfeldern verlaufen die Bewässerungsgräben aus den Bächen, Wasserquellen und dem Fluss Nakagawa. Dieses Bewässerungsgraben-Netz funktioniert heute noch.

Seit dem Mittelalter hat das Dorf Honedera mehrere Phasen der Rodung zur Anlage von Nassfelder durchlaufen, sodass, wie schon aus der Flurkarte des 19. Jahrhunderts ersichtlich, heute das Flachland auf beiden Seiten des Flusses Honedera fast vollständig mit Nassreisfeldern bedeckt ist. Bemerkenswert ist,

dass bei diesem Rodungsprozess die bereits bestehende Bewässerungsstruktur weiterhin genutzt und erweitert wurde, wobei das Prioritätsrecht der bisherigen Benutzer nicht in Frage gestellt wurde. Bei der Nassreisfelder-Erschließung blieben also bei erweiterten Bewässerungsstrukturen die Prioritätsrechte der alten Benutzer erhalten. Genau dies, die Erhaltung des Bewässerungsrechts der alten Benutzer, weist auf die Authentizität des Bewässerungsnetzes dieses Dorfes hin.

Bei der Bewertung von Kulturlandschaft als Weltkulturerbe wird der Schwerpunkt vor allem auf Authentizität sowie Integrität gelegt. Im Falle der Agrarlandschaft in Honedera lassen sich dafür das erwähnte Bewässerungssystem nennen. Im vorherigen Jahr hat sich die Stadt Ichinoseki dazu entschlossen, diese Bewässerungsgräben ohne Pflasterung zu erhalten. Das war eine Entscheidung von Bedeutung.

## 6 Schlusswort

Die Wege zur Pflege der Agrarlandschaft können je nach Zielsetzung verschieden sein, denn sie stellen vielerorts noch für die Einwohner den Lebens- und Produktionsort dar. In den genannten Beispielen wird als hauptsächliches Ziel der Landschaftspflege gesehen, dass die Landschaft als Kulturgut verstanden und die traditionelle Lebensweise und Kultur den nachfolgenden Generationen überliefert wird. Hierfür ist es notwendig, die historischen Elemente zu untersuchen und den jeweils geeigneten Weg zum Schutz zu suchen. Darüber hinaus ist es wünschenswert, nicht nur sichtbare Landschaftsbilder selbst, sondern auch die traditionelle Lebensweise und Kultur zu bewahren.

Die Geographie beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit der Landschaftsanalyse sowie der Landschaftsforschung, könnte allerdings zur Kulturlandschaftspflege einen noch aktiveren Beitrag leisten. Für eine adäquate Beurteilung der Landschaft ist die Beteiligung der Geographie sicher notwendig. Von der Geographie wird nun erwartet, die vielerorts vorliegenden traditionellen Landschaften wieder zu entdecken und zur Erklärung ihrer Authentizität beizutragen.

## Literatur

- Hohn, Uta (1997):* Townscape preservation in Japanese urban planning. – In: *Town Planning Review*, 68-2. Liverpool, S. 213–255.
- Hohn, Uta (2000):* Stadtplanung in Japan; Geschichte – Recht – Praxis – Theorie. – Dortmund.
- Pohl, Manfred u. Mayer, Hans Jürgen [Hrsg.] (1998):* Länderbericht Japan: Geschichte, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur. – Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftreihe Bd. 355).
- Schenk, Winfried; Nienkemper, Pamela u. Kubota, Marie (2007):* Kulturlandschaften als kulturelle Schutzgüter in Japan – rechtliche Grundlagen und Auswahlverfahren. – In: *Legeland M.-L. u.a. [Hrsg.]: Von Bauern, Beamten und Banditen. Beiträge zur historischen Japanforschung für Detlev Taranczewski zur seinem sechzigsten Geburtstag von seinen Schülern und Kollegen.* Bonn (Bonner Japanforschung, 27), S. 297–310.
- Schenk, Winfried (2008):* Cultural landscape management in Europe: A survey in consideration of historico-geographical contributions. – In: *The Historical Geography* 50-1 (No. 237), pp. 119–129 (in japanischer Sprache).
- Schwind, Martin (1967):* Das japanische Inselreich. Band I: Die Naturlandschaft. – Berlin.
- Schwind, Martin (1981):* Das japanische Inselreich. Band II: Kulturlandschaft. – Berlin.
- Taranczewski, Detlef (1988):* Lokale Grundherrschaft und Ackerbau in der Kamakura-Zeit – dargestellt anhand des Nitta no shô in der Provinz Kôzuke. – Bonn (Bonner Zeitschrift für Japanologie, 10).
- Ukita, Tsuneyoshi and Ashikaga, Kenryo (1976):* Historical Geography. – In: *Geography in Japan.* Tokyo, pp. 215–235.

Christof Schuppert

## GIS-gestützte historisch-geographische Untersuchungen im Umfeld ausgewählter frühkeltischer Fürstensitze in Südwestdeutschland

Forschungsprojekt im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms  
»Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse –  
Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstensitze  
und ihres territorialen Umlandes«

Mit 5 Abbildungen

Die frühkeltischen »Fürstensitze«<sup>1</sup> waren prähistorische Zentren, deren Entstehung und Funktion bis heute nicht ausreichend geklärt sind. Ihre Genese geht zurück in die Späthallstattzeit, also ins 7.–5. vorchristliche Jahrhundert. Während dieser Zeit lag Mitteleuropa am Rande des kulturellen Einflussbereiches der Griechen, der sich über den gesamten Mittelmeerraum erstreckte. Griechische Erzeugnisse wie Amphoren mit Wein oder Trinkgeschirr fanden jedoch über das Rhône-tal oder über die Alpenpässe auch den Weg nach Mitteleuropa, teilweise sind sogar griechische Einflüsse in der Architektur (etwa an der Heuneburg, siehe unten) erkennbar.

Als »Fürstensitze« werden in der Prähistorischen Archäologie – entsprechend der von *Kimmig* (1969) entwickelten Modellvorstellung – befestigte Siedlungen der späten Hallstattzeit bezeichnet, für die eine innere Strukturierung in Burg (Akropolis) und Unterstadt, ein topographischer Bezug zu gleichzeitigen Prunkgräbern sowie mediterrane Importfunde nachweisbar sind. Archäologische Fundstätten, die diese Kriterien erfüllen, sind schwerpunktmäßig in Ostfrankreich, Südwestdeutschland und der Nordwestschweiz bekannt.

---

1 Der Begriff, der ursprünglich auf *Eduard Paulus* den Jüngeren zurückgeht, ist heute innerhalb der vorgeschichtlichen Archäologie umstritten und wird im Folgenden mit Anführungszeichen verwendet, um zu verdeutlichen, dass es sich bei der eisenzeitlichen Elite nicht um Fürsten handelte, wie wir sie aus dem Mittelalter oder der Frühen Neuzeit kennen.

## Ziele

Die Überprüfung und Hinterfragung dieses nunmehr vierzig Jahre alten Modells, nach dem streng genommen nur die Heuneburg an der oberen Donau als »Fürstensitz« bezeichnet werden kann, ist eines der wichtigsten Ziele des Schwerpunktprogramms »Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse – Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstensitze und ihres territorialen Umlandes«, das durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft von 2004 bis 2010 unterstützt wird. Neben der weiteren Erforschung bekannter und potenzieller »Fürstensitze« stehen auch die Faktoren, die zu ihrer Genese geführt haben könnten, im Zentrum der Arbeiten innerhalb des Schwerpunktprogramms.<sup>2</sup> Zu beiden Ebenen kann das im Folgenden vorgestellte historisch-geographisch arbeitende Projekt Erkenntnisse beisteuern. Dazu wurden die Untersuchungsstandorte Glauberg am Rand der Wetterau nordöstlich von Frankfurt, die Heuneburg an der oberen Donau, der Hohenasperg nordwestlich von Stuttgart und der Ipf am westlichen Rand des Nördlinger Ries' ausgewählt.

An diesen Standorten wird je eine lokale und eine regionale Untersuchungsebene unterschieden. Auf der lokalen Untersuchungsebene werden Archivrecherchen in einem Radius bis zu etwa einem Kilometer durchgeführt, innerhalb dessen eine Rekonstruktion der historischen Topographie hinsichtlich heute verschwundener Kulturlandschaftselemente, wie z.B. Wälle, Gräben, Wegeverläufe oder auch Grabhügel, stattfindet. Als Quellen dienen hier vor allem großmaßstäbige Flurkarten der ersten Landesaufnahmen des 19. Jahrhunderts und, soweit verfügbar, auch ältere großmaßstäbige Karten. Die aus den Karten gewonnenen Erkenntnisse werden durch weitere landschaftsbeschreibende Informationen aus schriftlichen Quellen ergänzt. Dazu zählen vor allem Urbare bzw. Lagerbücher, die teilweise eine Beschreibung der Landschaft seit dem ausgehenden Mittelalter liefern. Hinzu kommen Prozess- und Visitationsakten, die ebenfalls landschaftsgeschichtliche Informationen enthalten können. Ab dem frühen 19. Jahrhundert sind auch Akten zu Straßen- und Wasserbau verfügbar, anhand derer Landschaftsveränderungen rekonstruierbar sind.

Auf der regionalen Untersuchungsebene steht die Erfassung von potenziell persistenten Faktoren, die zu den eisenzeitlichen Zentralisierungsprozessen führten, im Mittelpunkt. Dabei wurde ein Radius von zehn Kilometern um die Untersuchungsstandorte gewählt. Diese Festlegung erfolgte nach pragmatischen Überlegungen bezüglich der Durchführbarkeit (ein Radius von zehn km ergibt bereits eine zu bearbeitende Fläche von 314 km<sup>2</sup>). Der flächenbezogene und diachrone Charakter der Studie lässt Strukturen sichtbar werden, die mit archäologischen Methoden oft nicht oder nur lückenhaft erfasst werden können. Dabei handelt es sich vor allem um die Entwicklung von Verkehrsverbindungen und Nutzung natürlicher Ressourcen, die einen bislang noch nicht genau fassbaren Beitrag zu den eisenzeitlichen Zentralisierungsprozessen leisteten. Wiederum fungierten

---

2 Siehe dazu *Krausse* 2008.

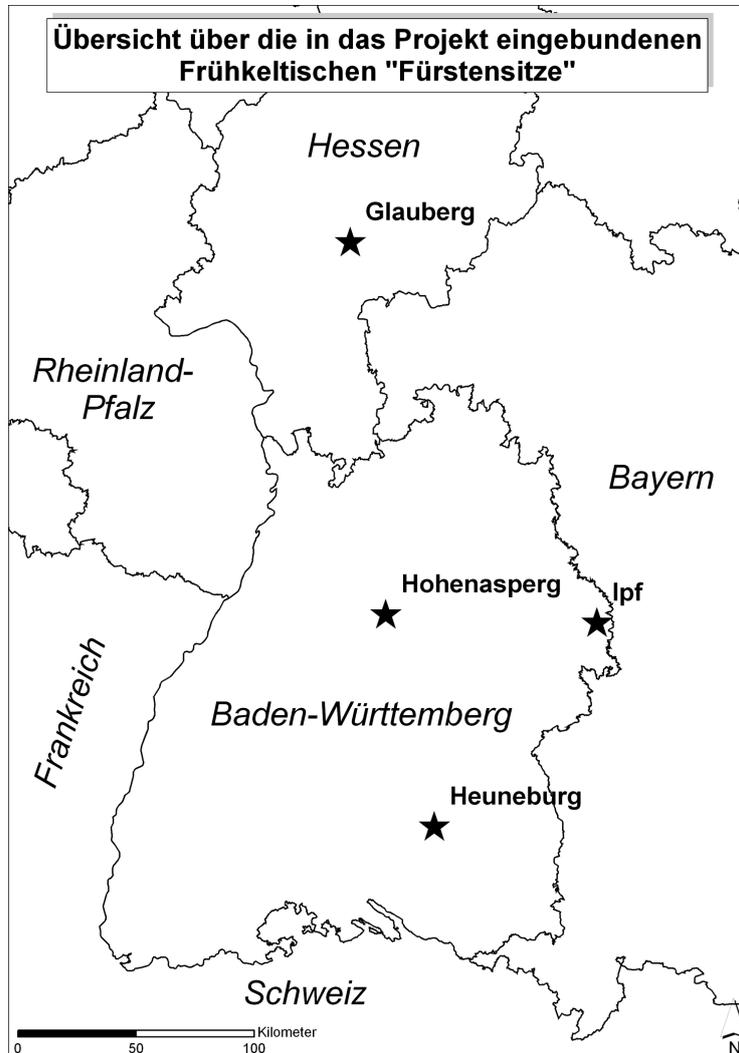


Abb. 1: Übersicht über Untersuchungsstandorte

hier als Quellen großmaßstäbige historische Karten in einem Maßstab bis zu etwa 1:80.000 sowie schriftliche Quellen zur Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte. Das theoretische Gerüst der Studie bildet auf der regionalen Ebene die Annahme, dass es sich bei den »Fürstensitzen« um komplexe Zentren (nach *Gringmuth-Dallmer* 1996) gehandelt hat, die mehrere zentrale Funktionen in sich vereinigten und die eine beherrschende Rolle in einem größeren Gebiet spielten. Zu diesen zentralen Funktionen zählen neben Herrschaft, Schutz und Kult auch die Rohstoffgewinnung und der Handel, die in der Studie für die vier ausgewählten Untersuchungsstandorte aus historisch-geographischer Sichtweise untersucht werden.

## Methodik

Grundsätzlich steht also die Erschließung archivalischer Quellen als Ergänzung des landschaftsgeschichtlichen Quellenspektrums im Vordergrund. Durch archivalische Quellen lassen sich persistente landschaftliche Strukturen fassen, die durch starke Überprägung seit dem Beginn der Industrialisierung verloren gegangen sind. Zu diesen Prozessen zählen die massive Ausweitung der Siedlungen, welche zu großen Freiflächenverlusten führte, der landwirtschaftliche Strukturwandel, der eine großflächige Beseitigung von Strukturen der gewachsenen Kulturlandschaft zur Folge hatte, die Globalisierung der Ressourcenförderung und -verarbeitung, die die Aufgabe lokaler Ressourcennutzung mit sich brachte, und die Anlage von Straßen nach modernen Bedürfnissen, die zur Aufgabe alter Verkehrsverbindungen führte. Die Summe dieser Entwicklungen bewirkte schließlich einen markanten Kulturlandschaftswandel, der im 19. Jahrhundert einsetzte, bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts andauerte und zum Verlust vorindustrieller persistenter Raumstrukturen führte. Historische Quellen dokumentieren also vorindustrielle Kulturlandschaften und können somit Hinweise auf vorgeschichtliche Strukturen liefern, die heute auch archäologisch oft nicht mehr nachweisbar sind.

Die große zeitliche Lücke zwischen der Eisenzeit und dem Einsetzen historischer Quellen stellt eine methodische Herausforderung dar. Dieser gilt es mit möglichst weit zurückreichenden und möglichst vielfältigen Quellen zu begegnen. Um Ergebnisse der historisch-geographischen Untersuchungen in räumlichen Bezug zu den bekannten vorgeschichtlichen Spuren an den »Fürstensitzen« zu bringen, müssen diese außerdem mit archäologischen Fundstellendaten und mit Daten moderner Prospektionsmethoden wie laserbasierte digitale Geländemodelle oder geophysikalische Messungen verknüpft werden. Daher wird im vorgestellten Projekt die klassische historisch-geographische Archivrecherche mit einem Geoinformationssystem (GIS) verbunden. Die Möglichkeiten und Grenzen des Einsatzes von GIS in der Landschaftsarchäologie und Kulturlandschaftsforschung hat *Posluschny* (2007) zusammengefasst. Er betont, dass es sich dabei um keine neuartige Methode handelt, sondern um ein Werkzeug.<sup>3</sup> Um die Menge an raumbezogenen Daten (vor allem in Form historischer Flurkarten), die innerhalb der vorgestellten Studie erhoben werden, überhaupt systematisch und flächendeckend bearbeiten zu können, ist der Einsatz eines GIS unvermeidlich.<sup>4</sup> So bietet ein GIS die Möglichkeit, historische raumbezogene Daten aus Karten oder schriftlichen Quellen, moderne Geobasisdaten sowie Geofachdaten aus anderen Disziplinen wie der Archäologie oder der Geologie für einen Raumausschnitt zusammenzuführen. Diese Datenintegration führt vielfach zu neuen Er-

---

3 Zum Einsatz von GIS in der Landschaftsarchäologie und Kulturlandschaftsforschung siehe außerdem *Bender* 2007; *Domaas* 2005; *Dross* 2006; *Plöger* 2003.

4 Zur Integration historischer Karten in GIS siehe *Gregory et al.* 2007; *Große* 2003; *Kalke et al.* 2002; *Madry* 2006; *Walz et al.* 2003; *Witschas* 2006.

kenntnissen. So bringt etwa die Überlagerung historischer Flurkarten mit hoch aufgelösten digitalen Geländemodellen, die mittels flugzeuggestütztem Laser-scanning (LiDAR-Daten) aufgenommen wurden und eine Auflösung von einem Meter und weniger aufweisen, oftmals neue Ergebnisse.<sup>5</sup> Schließlich dient das GIS auch zum Aufbau einer Geodatenbank, die alle erfassten Strukturen enthält und den archäologischen Denkmalfachbehörden als Grundlage für weitere Untersuchungen digital zur Verfügung steht.

## Ergebnisse

Im Folgenden werden exemplarisch einige Ergebnisse der Untersuchungsstandorte Heuneburg und Glauberg vorgestellt.

### Heuneburg

Die Heuneburg, ein zur Donau vorgeschobener Talsporn südwestlich von Riedlingen, stellt den aus archäologischer Sicht besterforschten frühkeltischen »Fürstensitz« dar.<sup>6</sup> In der Späthallstattzeit war das Heuneburg-Plateau zeitweise durch eine große Mauer befestigt, die in Lehmziegelbauweise errichtet wurde. Diese Architektur ist zu dieser Zeit nur im Mittelmeerraum bekannt und ist deutlicher Hinweis auf die griechischen Einflüsse, die hier besonders stark gewesen sein müssen.

An der Heuneburg konnten auf der Basis von kartographischen und schriftlichen Quellen heute nicht mehr vorhandene Graben- und Wallabschnitte rekonstruiert werden. Dabei wurde auf Flurkarten aus den Jahren 1810 (Abb. 2, unten links) und 1824 (Abb. 2, oben rechts) auch eine Toröffnung im äußeren Wall westlich des Heuneburg-Plateaus entdeckt.<sup>7</sup> Hier wurde in den Jahren 2005–2008 ein steinernes Kammertor ausgegraben, das in die Späthallstattzeit datiert wurde und mit dieser Zeitstellung für den Raum nördlich der Alpen bislang einmalig ist (Abb. 2, unten rechts).

Anhand schriftlicher Aufzeichnungen, die in den Jahren 1830–1845 im Zuge der sogenannten Schanzabhebung entstanden, konnten auch die Ausmaße der eingeebneten Wälle und Gräben rekonstruiert werden.<sup>8</sup> Es wird beispielsweise im Jahr 1830 von »*Verschanzungen mit sehr schmaler Brustwehr und steilen Böschungen*« berichtet. In einem Text von 1842 ist die Höhe eines eingeebneten Wallabschnitts mit 21 württembergischen Fuß (etwa 5,80 m) angegeben. An anderer Stelle ist im Jahr 1842 von »*bedeutenden Vertiefungen nach der ganzen*

5 LiDAR = Light Detection and Ranging; siehe dazu auch *Bofinger et al.* 2006.

6 Für eine zusammenfassende Darstellung der aktuellen archäologischen Forschungen an der Heuneburg und in ihrem Umfeld siehe *G. Kurz* 2008 bzw. *S. Kurz* 2008.

7 Staatsarchiv Sigmaringen: Wü 125/21 T1, Bü 526 bzw. Staatsarchiv Ludwigsburg: 234 II, Bü 1683, Qu 56.

8 Staatsarchiv Ludwigsburg: E 234 II, Bü 1683 und E 236, Bü 3037.

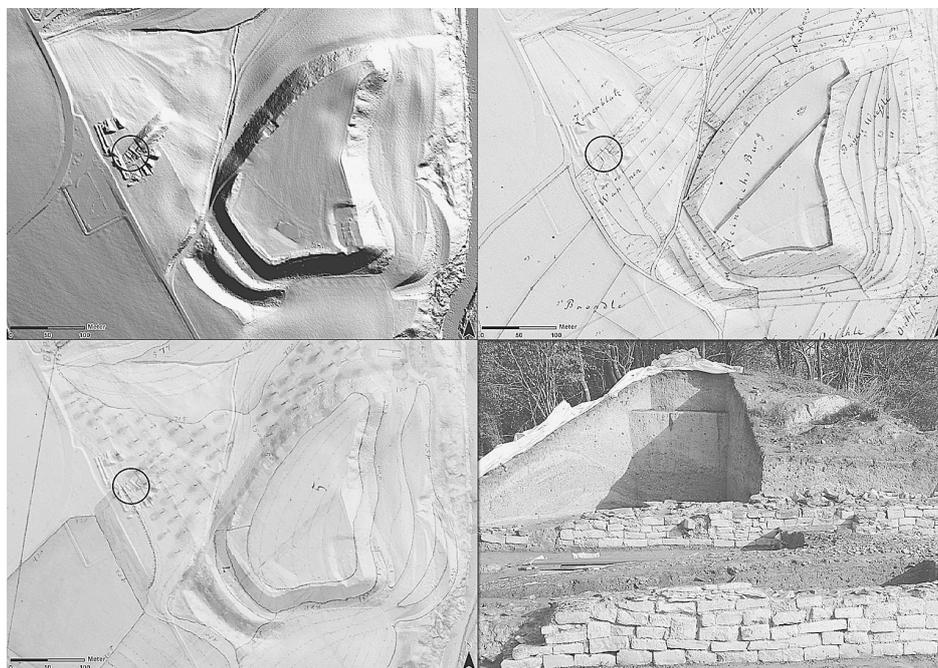


Abb. 2: Heuneburg-Plateau mit westlich vorgelagerter Toranlage,

Links oben: LiDAR-Daten 2008

© Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg), Links unten LiDAR-Daten überlagert mit Flurkarte von 1810 (© Landesarchiv Baden-Württemberg), Rechts oben: LiDAR-Daten überlagert mit Flurkarte von 1824 (© Landesarchiv Baden-Württemberg), Rechts unten: Torfundamente während der Ausgrabung 2008 mit Wallabschnitt im Hintergrund (Foto: C. Schuppert)

«Länge der Schanze» die Rede, dabei handelt es sich offensichtlich um die den Wällen ehemals vorgelagerten Spitzgräben, die damals noch offen gestanden haben müssen. Im Jahr 1844 wird von einem Schanzabschnitt berichtet, dessen Ein-ebnung nur bei ausreichend zahlungsunfähigen Schuldnern in Angriff genommen werden konnte, da er offenbar ein »Gebäude« enthielt. Vermutlich betrifft dies die stark zerstört vorgefundenen Torfundamente. Interessant ist auch die Bemerkung: »Außer einer Menge Beiner von verschiedenen Thiergattungen hat man bei der Abhebung der Schanze nichts ausgegraben«. Die Auswertung und Verortung dieser reichhaltigen Schriftquellen zur Schanzabhebung ist noch nicht abgeschlossen.

Abb. 3 zeigt die Kartierung der Landschaftselemente, die bislang auf der Basis von kartographischen oder schriftlichen Quellen im Umfeld der Heuneburg auf der lokalen Untersuchungsebene rekonstruiert werden konnten. Dazu zählt neben den erwähnten eingeebneten Wall- und Grabenabschnitten zum Beispiel auch die Entwicklung der Waldflächen, die einen deutlichen Rückgang des Waldes im 19. Jahrhundert für den Bereich der Heuneburg zeigen. Dass die

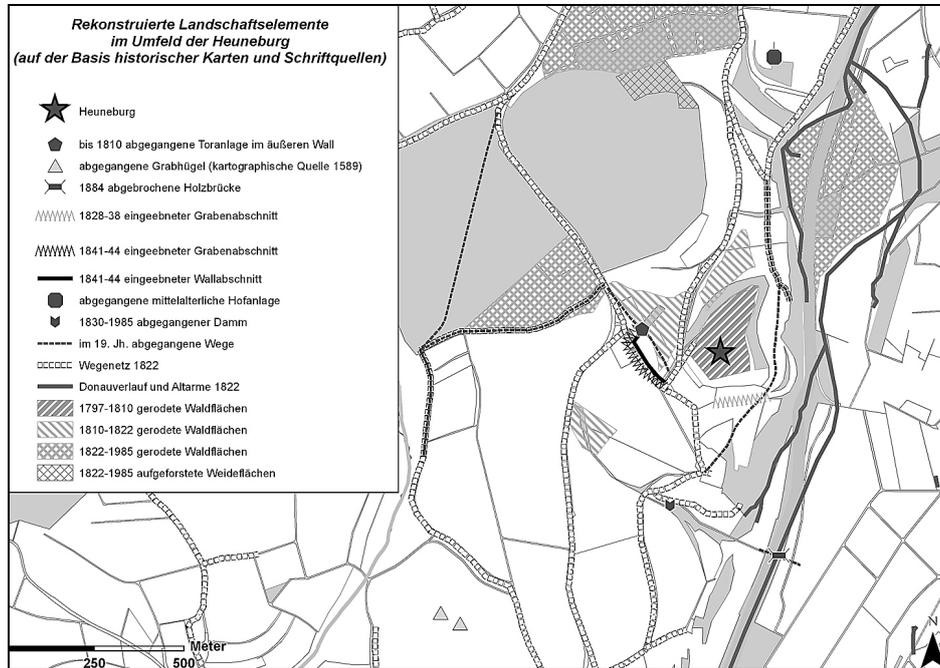


Abb. 3: Überblick über die Ergebnisse auf der lokalen Untersuchungsebene an der Heuneburg

Kartengrundlage Basis-DLM, © Landesamt für Geoinformation und Landesentwicklung Baden-Württemberg

Waldverteilung als starker archäologischer Quellenfilter fungiert, konnte durch die Überlagerung der digitalisierten Waldflächen der Jahre 1822 und 2006 mit der räumlichen Verteilung der bekannten vorgeschichtlichen Grabhügel gezeigt werden. Dabei wird deutlich, dass praktisch alle heute bekannten Grabhügel im Bereich westlich der Heuneburg zu mindestens einem der beiden Zeitschnitte, die meisten sogar zu beiden, unter Wald lagen (Abb. 4). Ein möglicher Zusammenhang zwischen der Verteilung der Grabhügel und der Bodenart ließ sich nicht feststellen. Das Ergebnis zeigt, dass in diesem Bereich höchstwahrscheinlich weitere Grabhügel vorhanden waren, die durch landwirtschaftliche Tätigkeit zerstört wurden. Einen Hinweis darauf gibt beispielsweise eine Landtafel des oberen Donauebietes, die sogenannte Renlinsche Karte, die 1589 durch den Ulmer Stadtmaler *Philipp Renlin* angefertigt wurde und eine ehemalige Grabhügelgruppe südwestlich der Heuneburg auf dem sogenannten Kreuzbühl zeigt.<sup>9</sup>

9 Landesmuseum Württemberg: E 1234.

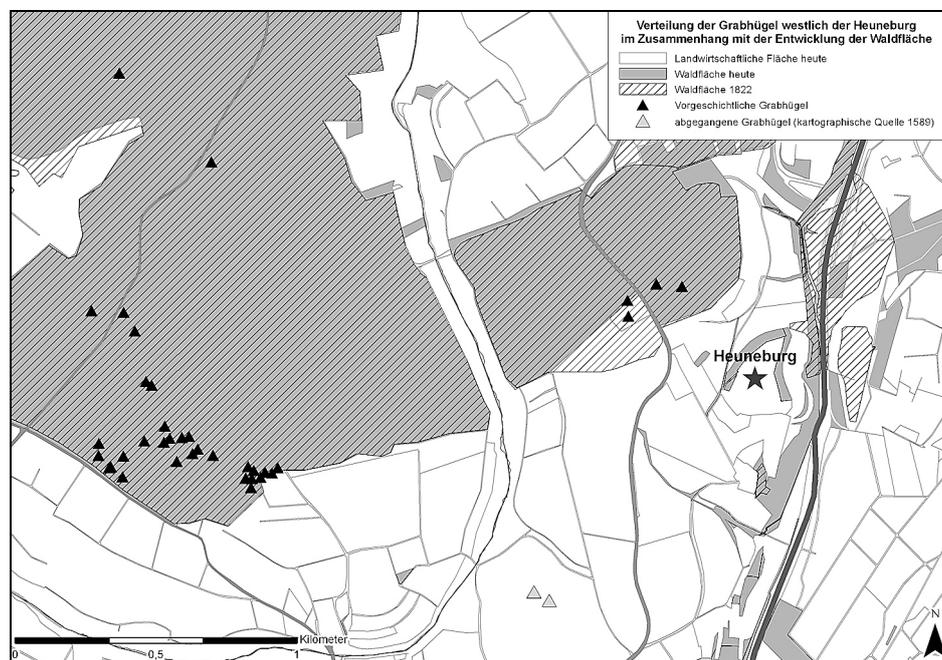


Abb. 4: Verteilung der Grabhügel westlich der Heuneburg im Zusammenhang mit der Entwicklung der Waldfläche  
Kartengrundlage Basis-DLM, © Landesamt für Geoinformation und Landesentwicklung Baden-Württemberg

In Abb. 3 sind auch alte Wegeverläufe aus dem Württembergischen Flurkartenwerk (1822), aus einzelnen Flurkarten des Thalhofs (1810, 1824, 1838) sowie aus Forstkarten des nahe gelegenen Klosters Heiligkreuzthal (18. und 19. Jahrhundert) kartiert. Hier sind besonders die alten Wegeverläufe im Westen und im Osten der Heuneburg hervorzuheben, die im Zusammenhang mit den Toren der Anlage gestanden haben könnten. Des Weiteren wurden auch ehemalige Donauverläufe rekonstruiert. Da sich der Lauf der Donau in den letzten 2.500 Jahren jedoch ständig veränderte, sind hier ohne naturwissenschaftliche Methoden kaum Aussagen über die eisenzeitlichen Verhältnisse möglich. Die massiven wasserbaulichen Maßnahmen auf Höhe der Heuneburg der letzten 150 Jahre sind jedoch größtenteils dokumentiert und so kann durch die retrogressive Vorgehensweise ein Eindruck vermittelt werden, welchen Charakter das Donautal vor großangelegten anthropogenen Eingriffen hatte.

Die Rekonstruktion ehemaliger Donauverläufe führt unmittelbar zu einer weiteren Fragestellung, der auf der regionalen Untersuchungsebene nachgegangen wird. So ist die Schiffbarkeit der Donau auf Höhe der Heuneburg bislang nicht ausreichend geklärt. In diesem Zusammenhang helfen einige histo-

rische Ansichten, die eine Befahrung der Donau in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit flachen Lastkähnen, sogenannten Zillen, auf der Höhe von Sigmaringen und Haussen im Tal zeigen (ca. 20 bzw. ca. 35 km donauaufwärts). Dieser Bootstyp wurde mit Hilfe von Stechpaddeln auch stromaufwärts bewegt.<sup>10</sup> Einen weiteren Beleg für die Schiffbarkeit der Donau vor den größeren wasserbaulichen Eingriffen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zeigt ein Bericht zur geplanten Schiffbarmachung der Donau für größere Binnenschiffe zwischen Riedlingen und Ulm. Zu diesem Zweck wurde der Flussabschnitt befahren und die Wassertiefe in regelmäßigen Abständen gemessen. Dabei wurde trotz des erwähnten niedrigen Wasserstandes zum Zeitpunkt der Messungen eine Wassertiefe von mindestens einem Meter gemessen, was zur Befahrung mit flachen Lastkähnen ausreichend ist.<sup>11</sup> Daher kann die Donau auch in vorgeschichtlicher Zeit auf Höhe der Heuneburg und vermutlich auch noch weiter stromaufwärts als schiffbar gelten. Freilich fehlt hier immer noch der letzte archäologische Beweis, idealerweise in Form eines hallstattzeitlichen Bootsfundes im Donautal. Dass während der Späthallstatt- und Frühlatènezeit mit der Nutzung der Flüsse als Transportwege in Mitteleuropa zu rechnen ist, zeigt etwa das sogenannte Goldschiffchen vom Dürrnberg bei Hallein, 15 km südlich von Salzburg.<sup>12</sup>

### Glauberg

Der Glauberg stellt den letzten Ausläufer des Vogelsbergs am östlichen Rand der Wetterau dar, einer Region mit günstigem Klima und guten Böden. 1987 wurde mit Hilfe der Luftbildarchäologie am Südosthang des Berges ein Großgrabhügel entdeckt, dessen Ausgrabung in den Jahren 1994 und 1995 reiche Funde aus dem 5. Jahrhundert v.Chr. zum Vorschein brachte. Dazu zählte unter anderem eine lebensgroße Sandsteinstatue, die offenbar den Bestatteten darstellt. Weitere Untersuchungen zeigten, dass der sogenannte Fürstengrabhügel von einem planmäßig angelegten Wall-Graben-System umgeben war, dessen Bedeutung bis heute nicht eindeutig geklärt ist. Eine Grabenstruktur, die vom Grabhügel aus in Richtung Südosten verläuft, wird im Hinblick auf mögliche kultische Handlungen als »Prozessionsstraße« bezeichnet (Abb. 5, links unten).<sup>13</sup>

Bei Archivrecherchen wurde im Hessischen Staatsarchiv Marburg eine bislang unbeachtete Karte aus dem Jahr 1730 entdeckt, die das Gebiet südlich des Glaubergs im Zusammenhang mit Grenzstreitigkeiten der Häuser Hanau und Stolberg zeigt.<sup>14</sup> Die Karte ist nach Südwesten ausgerichtet, zur Orientierung wurde der Glauberg beschriftet (Abb. 5, links oben). Auf dieser Karte ist der »Fürstengrab-

10 Siehe *Weber, Schuster u. Heim* (2009), Abb. 23 und 78.

11 Staatsarchiv Ludwigsburg: E 166, Bü 4932.

12 Dabei handelt es sich um ein 6,5 cm langes goldenes Modell, das offenbar einen keltischen Lastkahn für die Flussschifffahrt darstellt.

13 Für eine zusammenfassende Darstellung der bisherigen archäologischen Forschungen siehe *Hansen* 2008.

14 Hessisches Staatsarchiv Marburg: P II 13669.



Abb. 5: *Oben Links: Ausschnitt aus historischer Karte von 1730*  
 © Hessisches Staatsarchiv Marburg),  
 Oben rechts: Hohlweg ins Niddertal (Foto: C. Schuppert), Unten links: LiDAR-Daten  
 mit Verlauf des Bethweges (© Römisch-Germanische Kommission, DFG-Projekt »Fürs-  
 tentische & Umland«), Unten rechts: Wegenetz 1905  
 (Kartengrundlage DTK25 © Bundesamt für Kartographie und Geodäsie

hügel«, der damals noch im Gelände sichtbar war, eingezeichnet und in der Legende als »Mehlberg« eingetragen. Noch weitaus interessanter ist allerdings die Beschriftung eines Weges nahe des Grabhügels: In der Kartenlegende ist dieser Weg als »Bethweg« bezeichnet. Dabei handelt es sich offensichtlich um den Strang des sogenannten Bettenweges oder Bettenstraße, eines wichtigen Fernhandelsweges vom Rhein-Main-Gebiet nach Thüringen, dessen Alter bislang nicht geklärt ist. Die Menge an Grabhügeln entlang des Weges weist jedoch auf eine vorgeschichtliche Nutzung hin. Im LiDAR-basierten digitalen Geländemodell ist deutlich der weitere Verlauf des Weges Richtung Westen zu erkennen (Abb. 5, links unten). Auch im Gelände ist der alte Straßenverlauf noch an einigen Stellen sichtbar. So konnte bei einer Geländebegehung im Wald nördlich des Enzheimer Köpfchens, einer Erhebung unmittelbar südlich des Glaubergs, ein heute ungenutzter Hohlweg mit dem alten Straßenverlauf in Verbindung gebracht werden (Abb. 5, rechts oben). Ein Wegabschnitt auf der topographischen Karte von 1905 (Abb. 5, rechts unten in weiß), der heute aufgrund von Flurbereinigungsmaßnahmen nicht mehr vorhanden ist, folgte ebenfalls der Richtung des besagten Bethweges aus der Karte von 1730 Richtung Osten (der Bereich ist in Abb. 5, rechts unten, mit einem schwarzen Kreis markiert).

Offensichtlich liegt der Glauberg direkt an einem alten Fernhandelsweg, der dicht an »Fürstengrabhügel« und Wall-Graben-Anlage auf der Südseite des Berges vorbeiführte. Das ist nicht ungewöhnlich, da viele Grabhügel wohl aus Repräsentationsgründen an vorgeschichtlichen Fernwegen gelegen sind.<sup>15</sup>

In der Umgebung des Glaubergs lassen Eisenvorkommen in Form des Basalt-eisensteins und zahlreiche historische Flurnamen, die auf Eisenerzabbau und -verarbeitung hinweisen, eine späthallstatt-/frühlatènezeitliche Nutzung dieser Ressource denkbar erscheinen. Potenziell vorgeschichtliche Abbauspuren in Form von Pingen sind bislang jedoch nur in der näheren Umgebung des Glaubergs in der Flur Eisenkaute bekannt. Erste Belege für den Abbau von Eisenerz finden sich im nahe gelegenen Vogelsberg bereits im Frühmittelalter in Urkunden des Klosters Fulda. Durch Archivrecherchen konnte an einigen Stellen in der unmittelbaren Umgebung des Glaubergs Eisenerzabbau noch für das 19. Jahrhundert historisch belegt werden. Die Tatsache, dass diese Eisenerzvorkommen damals noch abbauwürdig erschienen, wirft die Frage auf, ob diese Ressource nicht schon in frühkeltischer Zeit abgebaut und verarbeitet wurde. Die Archäologie müsste auch hier noch einen eindeutigen Beweis liefern, wobei der Nachweis aufgrund späterer Überprägungen der Abbaustätten äußerst schwierig ist.

Die ausführlichen Ergebnisse zu allen Standorten des Projektes werden in der Dissertation des Verfassers publiziert.

## Fazit

Die im Projekt angewandte historisch-geographische Methodik der Archiv-recherche kann einen Beitrag zu einer komplexen primär archäologischen Fragestellungen liefern, da so Informationen erschlossen werden, die der archäologischen Forschung ansonsten nicht verfügbar wären. Allerdings erfordern diese historischen Informationen die Verknüpfung mit archäologischen und naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen. Diese methodische Basis zur Integration unterschiedlicher Quellentypen, die auch für andere Forschungsbereiche auf dem Gebiet der Landschaftsarchäologie und Kulturlandschaftsforschung wünschenswert ist, kann nur mit Hilfe eines GIS erreicht werden.

---

15 Bezüglich des Verlaufs des Bettenweges direkt entlang des Glaubergs bestätigt sich damit die Vermutung von *Loewe* (1956), auf die *Baitinger* (2008) erneut hingewiesen hat. Die neuen Erkenntnisse weisen allerdings auf einen Verlauf des Weges nördlich des Enzheimer Köpfcens ins Niddertal hin statt auf einen Verlauf östlich davon, wie bislang angenommen wurde. Denkbar ist jedoch auch eine Verlagerung im Laufe der Zeit oder eine gleichzeitige Nutzung beider Abschnitte.

## Literatur

- Baitinger, H. (2008):* Der Frühkeltische Fürstensitz auf dem Glauberg (Hessen). – In: *Krausse, D. [Hrsg.]: Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse – Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstensitze und ihres territorialen Umlandes. Kolloquium des DFG-Schwerpunktprogramms 1171 in Blaubeuren, 9.–11. Oktober 2006. (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 101), S. 39–56.*
- Bender, O. (2007):* Analyse der Kulturlandschaftsentwicklung der Nördlichen Fränkischen Alb anhand eines katasterbasierten Geoinformationssystems. – Leipzig (Forschungen zur Deutschen Landeskunde, Bd. 255).
- Bofinger, J.; Kurz, S. and Schmidt, S. (2006):* Ancient maps – modern data sets: different investigative techniques in the landscape of the Early Iron Age princely hill fort Heuneburg, Baden-Württemberg. – In: *Campana, S. and Forte, M. [eds.]: From space to place. 2<sup>nd</sup> International Conference on Remote Sensing in Archaeology (Proceedings 2<sup>nd</sup> International Workshop Rome, Italy 2006). (BAR Internat. Ser., 1568), pp. 87–92.*
- Domaas, S.T. (2005):* Structural analyses of features in cultural landscapes based on historical cadastral maps and GIS. (Acta Universitatis agriculturae Sueciae) (<http://diss-epsilon.slu.se/archive/00000900/> (16.10.09).
- Dross, K. (2006):* Zum Einsatz von Geoinformationssystemen in Geschichte und Archäologie. – In: *Historical Social Research*, Vol. 31, No. 3, S. 279–287.
- Gregory, I.N. and Ell, P.S. (2007):* Historical GIS. Technologies, methodologies and scholarship. – Cambridge (Cambridge Studies in Historical Geography, 39).
- Grosse, B. (2003):* Bedeutung digitaler Altkarten für GIS-Anwendungen in der Landschaftsforschung – Möglichkeiten und Probleme der digitalen Aufbereitung und Nutzung von Altkarten. – Freiburg.
- Gringmuth-Dallmer, E. (1996):* Kulturlandschaft und Siedlungssysteme. – In: *Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie* 14, S. 7–31.
- Hansen, L. (2008):* Neue Grabungen und Forschungen am Glauberg. Der Glauberg in keltischer Zeit. Zum neuesten Stand der Forschung. Öffentliches Symposium 14.–16. September 2006 Darmstadt. – *Fundberichte Hessen, Beih. 6*, S. 21–34.
- Kalke, R.; Kenneweg, H. u. Seyfert, E. (2002):* Zur Erfassung langjähriger Landschaftsveränderungen aus historischen und aktuellen Luftbildern und Karten. – In: *Photogrammetrie – Fernerkundung – Geoinformation*, Heft 3, S. 181–192.
- Kimmig, W. (1969):* Zum Problem späthallstädtischer Adelssitze. Siedlung, Burg und Stadt. Studien zu ihren Anfängen. – In: *Festschrift Paul Grimm. Deutsche Akademie der Wissenschaften Berlin Schr. Sect. Vor- u. Frühgeschichte* 25, S. 95–113.
- Krausse, D. (2008):* Das DFG-Schwerpunktprogramm »Frühkeltische Fürstensitze« – Fragestellungen, Methoden, erste Ergebnisse. – In: *Krausse, D. [Hrsg.]: Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse – Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstensitze und ihres territorialen Umlandes. Kolloquium des DFG-Schwerpunktprogramms 1171 in Blaubeuren, 9.–11. Oktober 2006. (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 101), S. 1–8.*
- Kurz, G. (2008):* Ein Stadttor und Siedlungen bei der Heuneburg (Gemeinde Herberlingen-Hundersingen, Kreis Sigmaringen). Zu den Grabungen in der Vorburg von 2000 bis 2006. – In: *Krausse, D. [Hrsg.]: Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse – Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstensitze und ihres territo-*

rialen Umlandes. Kolloquium des DFG-Schwerpunktprogramms 1171 in Blaubeuren, 9.–11. Oktober 2006. (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 101), S. 185–208.

- Kurz, S. (2008):* Neue Forschungen im Umfeld der Heuneburg. Zwischenbericht zum Stand des Projektes »Zentralort und Umland: Untersuchungen zur Struktur der Heuneburg-Außensiedlung und zum Verhältnis der Heuneburg zu umgebenden Höhensiedlungen«. – In: *Krausse, D. [Hrsg.]: Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse – Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstensitze und ihres territorialen Umlandes. Kolloquium des DFG-Schwerpunktprogramms 1171 in Blaubeuren, 9.–11. Oktober 2006. (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 101), S. 163–183.*
- Loewe, G. (1956):* Fernstraßen der Vorzeit im südwestlichen Vogelsberg. – In: *Kreis Büdingen, Wesen und Werden I, S. 129–142.*
- Madry, S. (2006):* The integration of historical cartographic data within the GIS Environment. – In: *Archer, S. N. u. Bartoy, K. M. [eds.]: »Between dirt and discussion: Methods, materials, and interpretation in historical archaeology«, pp. 33–60.*
- Plöger, R. (2003):* Inventarisierung der Kulturlandschaft mit Hilfe von Geographischen Informationssystemen (GIS). Methodische Untersuchungen für historisch-geographische Forschungsaufgaben und für ein Kulturlandschaftskataster. – *Bonner Dissertationen & Habilitationen online* ([http://hss.ulb.uni-bonn.de/diss\\_online/phil\\_fak/2003/ploeger\\_rolf/ploeger.htm](http://hss.ulb.uni-bonn.de/diss_online/phil_fak/2003/ploeger_rolf/ploeger.htm) (16.10.09)).
- Posluschny, A. (2006):* Erkenntnisse auf Knopfdruck? GIS und PC in der Kulturlandschaftsforschung. Grundsätzliche Überlegungen. – In: *Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 24, S. 289–312.*
- Walz, U. u. Berger, A. (2003):* Georeferenzierung und Mosaikherstellung historischer Kartenwerke – Grundlage für digitale Zeitreihen zur Landschaftsanalyse. – In: *Photogrammetrie – Fernerkundung – Geoinformation, Heft 3, S. 213–219.*
- Weber, E.E.; Schuster, H.-J. u. Heim, A. [Hrsg.] (2009):* Das Obere Donautal in alten Ansichten. Malerei – Grafik – Fotografie. – *Messkirch.*
- Witschas, S. (2006):* Exploration historischer Karten – leicht gemacht? – In: *9. Dresdner Sommerschule für Kartographie und 13. Kartographiehistorisches Colloquium, 20.9.–23.9.2006. – Institut f. Kartographie der TU* ([http://www2.ioer.de/recherche/pdf/2006\\_witschas\\_khc\\_exploration\\_hist\\_karten.pdf](http://www2.ioer.de/recherche/pdf/2006_witschas_khc_exploration_hist_karten.pdf) (16.10.09)).



Frank Möller

## Geschichte und Gedächtnis

### Zur Sicherung und Bewahrung der Erinnerungskultur entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze

Mit 44 Abbildungen

#### 1 Ausgangslage und überraschende Erkenntnisse

Im Sommer 2008 hatte ich die Gelegenheit, für den Deutschlandfunk ein knapp einstündiges Feature über die Erinnerungskultur entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze zu produzieren.<sup>1</sup> Dabei erschloss ich mir Grenze und Grenzregion mit dem Rad und fuhr deren südlichen Teil ab. Der Ausgangspunkt für die rund 800 Kilometer lange Tour lag nördlich von Goslar, Ende der Reise war am ehemaligen Dreiländereck von Bundesrepublik, DDR und Tschechien, südlich von Hof in Bayern.<sup>2</sup> Mein Interesse galt in erster Linie den verschiedenen Elementen von Erinnerung, von Gedenken und von inszenierter Grenzgeschichte, die sich im Laufe eines halben Jahrhunderts herausgebildet haben.

Die Recherchen für das Rundfunk-Feature sowie eine Reihe früherer Grenzbesuche lieferten mir hinreichend Material und Erkenntnis, das Thema »Grenzgeschichte & Grenzerinnerung« anschließend auch in Form eines Vortrags auszuarbeiten, den ich seit 2009 vor unterschiedlichen Zielgruppen – Zeithistoriker, Geographen, Naturkundler, Heimatpfleger, Denkmalschützer – gehalten habe. Die Erfahrungen, die ich bei den anschließenden Diskussionen machen konnte, haben mich zum Teil überrascht. Dazu nur vier Punkte:

- 
- 1 Die Sendung »Grenzerfahrungen – Reise durch eine deutsch-deutsche Erinnerungslandschaft« wurde am 3.10.2008 von 20.05 bis 21.00 Uhr vom Deutschlandfunk ausgestrahlt.
  - 2 Unterstützende Hinweise lieferte mir im Vorfeld der Europa-Abgeordnete der Grünen *Michael Cramer*, der einen historisch fundierten und wegetechnisch präzisen Radwanderführer zur Grenzregion verfasst hat (*Cramer* 2010).  
Einen anregenden Beitrag zum Thema Grenze hat auch der ostdeutsche Autor *Landolf Scherzer* verfasst, in dessen Mittelpunkt die Frage steht, wie weit die beiden deutschen (Grenz-)Gesellschaften inzwischen zusammengewachsen sind bzw. was sie weiterhin oder neuerdings trennt, eine mentale Spurensuche also. Scherzer wurde auf den letzten Etappen seiner Wanderung zwischen Gräfenenthal und Vacha von *Günter Wallraff* begleitet (*Scherzer* 2006).

1.) Das Interesse an den Relikten der ehemaligen innerdeutschen Grenze – immerhin eines der größten Flächendenkmäler Deutschlands, wenn nicht das größte überhaupt – schwindet, je weiter man sich geografisch von der Grenze entfernt. Das ist für Denkmäler durchaus nicht selbstverständlich.

2.) Beschäftigungen mit der Grenze haben meist lokalen oder regionalen Charakter. Detailreichen Lokaluntersuchungen steht aber eine erstaunliche Gleichgültigkeit gegenüber der Grenze als Gesamtobjekt entgegen.

3.) Die Beschäftigung mit der Grenze ist einerseits vielfältig; für grenznahe Heimatpfleger, Naturschützer, Tourismusentwickler, Museumsleiter ist sie selbstverständliches Objekt. Für Zeithistoriker und Geographen ist sie dagegen nach wie vor eher etwas Abseitiges. Auch das ist nicht selbstverständlich, entspricht aber der Erfahrung, dass sich akademische Disziplinen oft schwer damit tun, Fragestellungen ausgehend von großflächigen oder weiträumigen baulichen Manifestationen eines Regimes her zu entwickeln. Auch eine seriöse wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem von Basel bis Kleve über 630 Kilometer reichenden, von den Nationalsozialisten errichteten Westwall hat erst vor kurzem begonnen und bedurfte dazu eines »Weckrufs« von außen.<sup>3</sup>

4.) Zusammenarbeit zwischen der universitären Forschung und den so genannten Heimatforschern findet kaum statt. Zugespitzt: Man pflegt eine Koexistenz aus gegenseitiger Ignoranz. Das ist bedauerlich, denn es wäre nahe liegend, akademischen Sachverstand, der seine Stärken im methodischen Denken, in der kritischen Quellenanalyse und in der Kenntnis der Makrogeschichte z.B. des Kalten Krieges und der Deutschlandpolitik hat, mit regional- und lokalgeschichtlichen Sammlungs- und Forschungserkenntnissen zu beiderseitigem Nutzen zu vernetzen. Das Problem ist altbekannt und in mancher Hinsicht spezifisch deutsch. Vorurteilen auf der akademischen Seite gegenüber den »unwissenschaftlich« operierenden Freizeitforschern vor Ort stehen Besorgnisse gegenüber, die Intervention von Wissenschaft könne für Unruhe im lokalen, meist ländlichen Umfeld sorgen, manches zu Tage fördern, was man nicht aufgearbeitet wissen möchte und so zur Bedrohung kollektiver Geschichtsbilder werden. Man wird die Zusammenarbeit zwischen den beiden verschiedenen Milieus nicht erzwingen können. Es dürfte aber von Nutzen sein, wenn Grenzgänger aus beiden Milieus oder Institutionen, die beide Milieus zusammenbringen können, gezielter auf eine Vernetzung und auf den Ausbau von Kontakten hinwirken würden. Bereitschaft dazu, so mein

---

3 Erst nach der von der Kölner »Gesellschaft für interdisziplinäre Praxis« angestoßenen und mit tatkräftiger Unterstützung vor allem durch den »Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa«, den »Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten NRW« und die »Konejung Stiftung: Kultur« durchgeführten Tagung »Zukunftsprojekt Westwall. Wege zu einem verantwortungsbewussten Umgang mit den Überresten der NS-Anlage« setzte auch eine seriöse universitäre Beschäftigung mit dem Thema ein. Die Tagung fand vom 3. bis 4. Mai 2007 in Bonn statt. Ihre Ergebnisse wurden dokumentiert in: *Fings, Karola u. Möller, Frank [Hrsg.]: Zukunftsprojekt Westwall. Wege zu einem verantwortungsbewussten Umgang mit den Überresten der NS-Anlage.* – Weilerswist 2008.

Eindruck, ist bei einer Reihe von Einzelpersonen auf beiden Seiten vorhanden. Es bedarf aber der Vermittlungsarbeit.

## 2 Die Grenze als unbearbeitetes Forschungsfeld

Warum soll man sich als Zeithistoriker oder als Geograph überhaupt mit der Grenze beschäftigen? Warum ist das wissenschaftlich relevant? Auch diese Frage, die mir im Anschluss an meine Vorträge gerade vom wissenschaftlichen Nachwuchs unerwartet häufig gestellt wurde, hat mich überrascht, zeugt sie doch von einem recht gering entwickelten Vermögen, von eigenen Forschungsfeldern zu abstrahieren und Schlüsse methodischer wie inhaltlicher Art für die Erforschung der Grenzgeschichte abzuleiten. Zur Verdeutlichung: Niemand würde heute noch ernsthaft vertreten, dass man sich beispielsweise dem Nationalsozialismus ausschließlich politik- und strukturgeschichtlich nähern dürfe, von mentalitäts-, alltags- und sozialgeschichtlichen Fragen aber die Finger lassen solle. Niemand käme auf die Idee, Forschungsansätze prinzipiell infrage zu stellen, die auf das Verhältnis von NS-Lagergesellschaften zu den jeweiligen zivilen Umgebungsgesellschaften zielen. Und selbst regionalspezifischen Detailfragen nach landschaftsprägenden und -überformenden Aspekten des Nationalsozialismus wird am Beispiel des Westwallbaus oder der Architektur von NS-Ordensburgen (Sonthofen, Vogelsang) oder -Freizeitanlagen (Prora) nachgegangen.<sup>4</sup>

Wieso liegen vergleichbare Fragestellungen bezogen auf die ehemalige innerdeutsche Grenze für die Forschung da nicht auf der Hand? Ist die Vorstellung, dass die Grenzgeschichte eben nicht vollständig in einer Struktur- und Politikgeschichte des Kalten Krieges aufgeht, tatsächlich so wenig selbstverständlich? Ein paar Anregungen, bevor ich – nach einem kurzen Exkurs zur Geschichte der Grenzentwicklung – zu meinen Beobachtungen von der Grenztour komme.

1.) Bis in jüngste Zeit wurde die deutsch-deutsche Nachkriegsgeschichte überwiegend als voneinander getrennte Geschichte zweier Teilstaaten geschrieben. Davon abweichende Herangehensweisen, wie zum Beispiel in den Arbeiten *Christoph Kleßmanns*,<sup>5</sup> waren selten. Erst in den letzten Jahren haben Bemühungen zugenommen, diese methodisch verengte deutsch-deutsche Geschichtsschreibung aufzubrechen und damit der getrennten Entwicklung beider deutscher

---

4 Siehe dazu: *Dix, Andreas*: Der Westwall im Rahmen von Raumplanung und Strukturpolitik in der NS-Zeit. – In: *Fings, Karola u Möller, Frank [Hrsg.]*: Zukunftsprojekt Westwall (Anm. 3), S. 59–66; *Schmitz-Ehmke, Ruth*: Die ehemalige Ordensburg Vogelsang: Architektur – Bauplastik – Ausstattung – Umnutzung. – 3. erw. Aufl., Worms 2008; *Bartetzko, Dieter*: Zwischen Zucht und Ekstase. Zur Theatralik von NS-Architektur. – Berlin 1985.

5 Vgl. hier vor allem: *Kleßmann, Christoph*: Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955. – 4. erg. Aufl., Bonn 1986; *Christoph Kleßmann*: Zwei Staaten, eine Nation. Deutsche Geschichte 1955–1970. – Bonn 1988.

Staaten ebenso gerecht zu werden wie ihren gegenseitigen Verflechtungen, die damit stärker ins Blickfeld rücken. Dass dieser Ansatz z.B. für die Erforschung der gemeinsamen Wurzeln und getrennten Wege von Sozialstaatlichkeit beider deutscher Staaten oder für die Bestimmung der Rolle von Wissenschaft und Technik im Systemkonflikt ertragreich sein kann, gilt inzwischen als ausgemacht.<sup>6</sup> Aber wie steht es um Abgrenzung und Verflechtung beider deutscher Staaten bei der Errichtung des Grenzregimes durch die DDR? War das tatsächlich bloß im Interesse der DDR-Machthaber oder hat Westdeutschland durch die in Folge der Grenzziehung eintretende Stabilisierung der politischen Lage in Europa und die Verschiebung des Systemkonflikts in Länder der sog. Dritten Welt nicht gleichfalls profitiert?<sup>7</sup> Wie weit hat das gemeinsame politische Interesse von DDR und BRD an klaren Grenzverhältnissen den Umgang miteinander auf Regierungsebene bestimmt? Tatsache ist zum Beispiel, dass bereits in den 1950er Jahren seitens des Bonner Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen durchaus der Wunsch bestand, die Fluchtbewegung aus der DDR Richtung Westen deutlich einzudämmen; es lag ganz einfach nicht im Interesse der westdeutschen, auf Überwindung der Teilung ausgerichteten Politik, wenn gerade die antikommunistisch eingestellten Teile der DDR-Bevölkerung ihrer östlichen Heimat den Rücken kehrten. Hinzu kam die Sorge, die immensen Lasten, die die Unterbringung und Betreuung der Flüchtlinge nach sich zogen, könnten zu einer Destabilisierung der inneren Ordnung der Bundesrepublik beitragen.<sup>8</sup>

Und als Annex: Seit den 1970er Jahren hält sich hartnäckig das Gerücht, Teile der Grenzbefestigung seien vom Westen geliefert worden. Lässt sich das an Hand von Akten bestätigen oder widerlegen? Die Grenze als deutsch-deutsches Gemeinschaftsprojekt – das wäre in der Tat einer der blutigsten Treppenwitze der deutschen Geschichte.

2.) Es ist inzwischen zwar recht viel über die Grenztechnik bekannt, recht wenig ist aber nach wie vor zur Alltagsgeschichte entlang der innerdeutschen Grenze geforscht worden. Folgt man den Ergebnissen einer Kommission um den Potsdamer Historiker *Martin Sabrow* aus dem Jahr 2006 – das nur als knapper Hinweis – dann hat die Erforschung der DDR insgesamt an einem Grundproblem

---

6 Vgl. dazu: Gemeinsame Wurzeln und getrennte Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. Gespräch mit Hans Günter Hockerts, Der ökonomische Strukturwandel der 70er und 80er Jahre und die Rolle von Wissenschaft und Technik im Systemkonflikt. Gespräch mit Ralph Jessen. – In: *Möller, Frank u. Mählert, Ulrich [Hrsg.]: Abgrenzung und Verflechtung. Das geteilte Deutschland in der zeithistorischen Debatte.* Berlin 2008, S. 75–90, S. 61–74.

7 Den Wandel der verschiedenen Aggregatzustände des Kalten Krieges und die damit verbundenen Schauplatzwechsel von Europa zur »Dritten Welt« beschreibt anschaulich: *Stöver, Bernd: Der Kalte Krieg. Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947–1991.* – München 2007; dazu auch: *Stöver, Bernd: Die Befreiung vom Kommunismus. Amerikanische Liberation Policy im Kalten Krieg 1947–1991.* – Köln, Weimar u. Wien 2002.

8 Vgl. hierzu: *Creuzberger, Stefan: Kampf für die Einheit. Das gesamtdeutsche Ministerium und die politische Kultur des Kalten Krieges 1949–1969* (Schriften des Bundesarchivs, Bd. 69). – Düsseldorf 2008, hier insbesondere S. 257–262, S. 285.

gelitten: nämlich an einem Mangel an forscherscher Verknüpfung von Herrschaft und Alltag. »Die spannungsreiche Wechselbeziehung von Herrschaft und Gesellschaft, von Akzeptanz und Auflehnung, missmutiger Loyalität und Nischenglück«, so die Kommission, sei bislang nicht genügend deutlich geworden.<sup>9</sup> Hier besteht auch heute noch erheblicher Nachholbedarf. Das lässt sich auch und gerade mit Blick auf die Geschichte feststellen, die vom Vorhandensein der Grenze und den damit verbundenen Besonderheiten bestimmt gewesen ist. Wie war zum Beispiel das Verhältnis von Grenzregime zu Umgebungsgesellschaft? Welche Varianten zwischen Kontroll- und Repressionserfahrung, Alltagsarrangement und Chancenwahrnehmung (z.B. die Möglichkeit junger Frauen, durch Heirat eines Soldaten der Enge des eigenen Dorfes zu entkommen) bestanden und wie wurden sie genutzt?

3.) 1952 und 1961 fanden umfangreiche Umsiedlungsaktionen aus dem Grenzraum der DDR statt, die für die Betroffenen in vielen Fällen als traumatisierende Gewalterfahrung im Gedächtnis geblieben sind. Dazu liegen zwar eine ganze Reihe verstreuter Berichte vor, es gibt aber bislang keine zusammenhängende Gesamtdarstellung. Und überhaupt nicht nachgegangen wurde bisher der Frage, inwiefern bei der Auswahl der zu räumenden Höfe, Wohnhäuser und Dörfer nicht allein aktuelle Aspekte der Grenzsicherung zum Tragen kamen, sondern auch länger zurückliegende interpersonelle Konflikte aus der Zeit des Nationalsozialismus neu oder mit veränderten Vorzeichen entscheidungsleitend wurden, inwiefern bei der Auswahl der Umzusiedelnden also »alte Rechnungen« unter neuen Machtverhältnissen beglichen wurden. Indizien dafür gibt es.

4.) Bislang allzu wenig zum Gegenstand von Forschung und Deutung gemacht worden ist auch die Geschichte der Erinnerung und des Gedenkens entlang der innerdeutschen Grenze. Welche Spuren des Grenzgeschehens sind wann und auf welche Weise in die memoriale Konstruktion eingeflossen? Welche Interessen waren damit verknüpft? Welche Erinnerungsinszenierungen hatten Bestand, welche wurden wieder »überschrieben« und was waren die Anlässe dafür? Bislang wurde diese Thematik nahezu ausschließlich von der Oldenburger Kunsthistorikerin *Maren Ullrich* angegangen.<sup>10</sup> Sie hat umfangreiches Material dazu vorgelegt. Eine systematische Verknüpfung der »Erinnerungslandschaft« innerdeutsche Grenze mit der Geschichte der Politik des Kalten Krieges und ihren

---

9 Vgl. dazu insbesondere *Sabrow, Martin u.a. [Hrsg.]: Wohin treibt die DDR-Erinnerung? Dokumentation einer Debatte.* – Göttingen 2007. *Hüttmann, Jens* gebührt das Verdienst, die Geschichte der westdeutschen Forschung zur DDR aufgearbeitet zu haben. In seiner Dissertation finden sich zahlreiche frühe Hinweise aus den Publikationen *Gerd Meyers*, *Lutz Niethammers* und *Alf Lüdkes* auf die Entfremdung der Forschung von den Menschen in der DDR und ihrer Lebenswelt: *Hüttmann, Jens: DDR-Geschichte und ihre Forscher. Akteure und Konjunktoren der bundesdeutschen DDR-Forschung.* – Berlin 2008, u.a. S. 261, S. 328, S. 379–382, S. 395.

10 *Ullrich, Maren: Geteilte Ansichten. Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze.* – Berlin 2006.

»Agenturen« – zu nennen wären für den Westen u.a. das Ministerium für gesamtdeutsche Fragen, das Kuratorium unteilbares Deutschland, die Ostbüros der Parteien etc. – steht dagegen noch aus.

### 3 Kurzer Abriss zu Geschichte und Begriff der innerdeutschen Grenze

Zum Gegenstand der Erinnerung selbst: Bekanntlich erstreckt sich die innerdeutsche Grenze über knapp 1.400 Kilometer von der Lübecker Bucht im Norden bis zum »Dreiländereck« bei Hof im Süden. Nimmt man den Zeitraum ihrer Existenz von 1945 bis 1989/90 ins Visier, dann ist es allerdings zu allgemein von *der* Grenze zu sprechen. Die Grenzentwicklung durchläuft mindestens vier größere Phasen, die ihr Aussehen, ihre Durchlässigkeit und das Leben im Grenzbereich jeweils deutlich verändert haben. Es ist daher ratsam, sich diese Entwicklung zunächst einmal in Erinnerung zu rufen. Ich orientiere mich bei diesem Überblick weitgehend an einer knappen aber präzisen Abhandlung *Robert Lebegerns*, welche die Entwicklungsgeschichte der Sperranlagen zwischen 1945 und 1990 anschaulich mit der Politikgeschichte verknüpft. *Lebegern* leitet das Grenzlandmuseum von Mödlareuth.<sup>11</sup>

#### 3.1 Die »Grüne Grenze« (1945–52)

Schon mehr als sieben Monate vor der Kapitulation der Deutschen Wehrmacht im Mai 1945 hatten sich die USA, Großbritannien und die UdSSR im Londoner Protokoll der »Europäischen Beratenden Kommission« über die Aufteilung Deutschlands in drei Besatzungszonen und Groß Berlins in drei Sektoren geeinigt. Um den provisorischen Charakter der Abgrenzungen zu betonen, wurden die Grenzlinien anfangs als Demarkationslinien bezeichnet. Diese Linien wurden zunächst noch ausschließlich von Soldaten der Besatzungsmächte bewacht. Die Verantwortung ging dann aber zunehmend auf deutsche Stellen über. Die Demarkationslinie war noch eine »Grüne Grenze«. Zwar wurden zonenübergreifende Straßen schon durch Schlagbäume gesperrt, vereinzelt Drahtzäune errichtet und es gab Markierungen an Bäumen oder durch Holzpfähle, aber eben noch keine durchgängige Barriere. In dieser Zeit passierten noch Hunderttausende illegal in beiden Richtungen die Grenze. Diese erste Phase reicht bis ins Frühjahr 1952.

#### 3.2 Der Ausbau erster Sperranlagen (1952–61)

Im Mai 1952 tut sich dann auf beiden Seiten der Grenze Entscheidendes: Am 26. Mai unterzeichnete die Bundesregierung den Deutschlandvertrag mit den drei Westalliierten, der die Aufhebung des Besatzungsstatuts und den Beitritt zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft vorsah. Für die DDR-Führung war das

---

<sup>11</sup> *Lebegern, Robert*: Zur Geschichte der Sperranlagen an der innerdeutschen Grenze 1945–1990. – 2. unveränd. Aufl., Erfurt 2004.

der Anlass, noch am selben Tag die Demarkationslinie zu sperren und ein Grenzgebiet zu schaffen. Die »Grüne Grenze« wurde damit zum »Eisernen Vorhang«.

Für die Grenzseite der DDR bedeutet das konkret, dass entlang der Demarkationslinie nun ein zehn Meter breiter Kontrollstreifen angelegt wurde, daran anschließend ein 500 Meter breiter Schutzstreifen, diesem vorgelagert eine 5.000 Meter breite Sperrzone. Die Gesamtfläche des Sperrgebietes entlang der knapp 1.400 km langen Grenze umfasste jetzt über 3.000 km<sup>2</sup>. Das entsprach immerhin ca. 2,8 % des Gebietes der gesamten DDR oder – um einen anderen Vergleich zu bemühen – mehr als der Fläche des Großherzogtums Luxemburg. Diese Dimension muss man sich immer vor Augen halten, wenn man über die Grenze spricht und wenn man als Wissenschaftler seinen geographischen Untersuchungsraum ins Auge fasst.

Das Überschreiten des Kontrollstreifens war verboten. Die Demarkationslinie durfte nun nur noch an eigens dafür vorgesehenen Kontrollpunkten passiert werden. Personen, die im Grenzgebiet wohnten, wurden registriert und mussten eine Sondergenehmigung zum Betreten beantragen.

Ebenfalls im Mai fand die erste große Zwangsaussiedlungswelle aus dem Grenzgebiet der DDR statt – unter dem zynischen Decknamen »Aktion Ungeziefer«. Diese Aktion betraf über 8.000 Bürger, die als politisch unzuverlässig galten oder deren Höfe, Häuser, Mühlen, Gastwirtschaften im unmittelbaren Grenzraum lagen und als denkbare Ausgangspunkte für Fluchtversuche galten. 1961 folgte eine zweite Aussiedlungsaktion, die »Aktion Kornblume«. Insgesamt wurden bei beiden Aktionen über 12.000 Menschen ausgesiedelt, Straßen, Häuser und kleinere Ortschaften abgerissen. Es entstanden jetzt erste Befestigungen und Stacheldrahtverhaue entlang der Grenzlinie, Rodungen fanden statt, Holzbeobachtungstürme sowie erste mobile Signal- und Alarmvorrichtungen wurden angelegt. Eine vollständige Grenzsicherung kam dennoch in dieser Phase nicht zustande, dazu waren die pioniertechnischen Anlagen noch zu lückenhaft; und außerdem existierte noch die offene Grenze nach West-Berlin.

### 3.3 Der weitere Ausbau der »Staatsgrenze West« (1961–70)

Die dritte Phase des Grenzausbaus beginnt mit dem Mauerbau in Berlin im August 1961. Der Bau machte im Sinne der DDR-Machthaber nur dann wirklich Sinn, wenn gleichzeitig die innerdeutsche Grenze vollständig geschlossen wurde. Erst so bestand Aussicht, die Abwanderung von Teilen der Bevölkerung, insbesondere von Fachkräften in den Westen zu unterbinden. In dieser dritten Phase begann der Ausbau der Grenze mit Drahtsperrern, Minenfeldern, Signalvorrichtungen und festen Beobachtungstürmen aus Beton. Zwischen 1961 und 1983 verlegten Pioniere der Grenztruppen und der NVA über eine Million Bodenminen auf einer maximalen Länge von 800 Kilometer. Außerdem wurden verschiedene Typen von Spreng- oder Splitterminen angebracht, die bei Druckbelastung oder beim Durchlaufen von Drahtschlaufen explodieren sollten. Im Laufe dieser dritten Phase reduzierten sich die Grenzdurchbrüche und Fahnenfluchten des Grenzpersonals deutlich.



Abb. 1: Reste der Grenzanlagen, wie hier nahe Mödlareuth, sind nur noch vereinzelt zu finden: Kolonnenweg, Kontrollstreifen, Kfz-Sperrgraben, vordere Grenzsicherungssperranlage (von rechts nach links)

#### 3.4 Ausbau, Planungen, Demontage (1971–90)

Im Oktober 1970 begann die DDR mit der Installation von neuen Splitterminen des Typs SM 70 (= Splittermine 70). Die Minen waren an der so genannten Freundseite des Metallgitterzauns angebracht, versandten scharfkantige Splitter – später Wälzlagerkugeln – und konnten tödliche Verletzungen verursachen.

Mitte 1983 gab es auf 450 Kilometer Länge etwa 60.000 SM-70. Das Image der DDR litt allerdings erheblich unter dem Einsatz der Minen. Und da gleichzeitig die Finanzprobleme des Staates weiter gewachsen waren, entschied die Staatsführung um *Erich Honecker* im Herbst 1983, zeitgleich mit der Gewährung des oft zitierten Milliardenkredits durch die Bundesrepublik an die DDR, die Splittermine wieder entfernen zu lassen. Die Grenzanlagen sollten unblutiger aber nicht uneffektiver werden.

»Unblutiger« aber nicht »uneffektiver« bedeutete zunächst die Errichtung neuer, modernerer Signalzäune, aber auch die Entwicklung weiterer Planungen zu einer High-Tech-Grenze. Bis zum Jahr 2000 – so diese Planungen – sollte sichergestellt werden, dass potentielle Flüchtlinge bereits im Hinterland erkannt



Abb. 2: Ein roter Faden entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze – der Kolonnenweg, hier im Eichsfeld unweit Duderstadt

und festgenommen würden. Es sollte eine flächendeckende Sensortechnik im Grenzbereich zum Einsatz kommen, außerdem Infrarotschranken und einiges mehr. Es ging also darum, dem internationalen Ansehensverlust entgegenzuarbeiten, gleichzeitig aber die Grenze zum Westen vollkommen hermetisch abzudichten.

Bekanntlich verlief die Geschichte anders: Im Zuge der friedlichen Revolution wurden 1989 all diese Pläne zu Makulatur. Mit dem Vollzug der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion am 1. Juli 1990 wurden sämtliche Kontrollen an der innerdeutschen Grenze eingestellt. Knapp drei Monate später erging der Befehl zur Auflösung der DDR-Grenztruppen, und am 3. Oktober erfolgte die Wiedervereinigung.

Unmittelbar nach der Grenzöffnung ordnete die Koalitionsregierung unter *Lothar de Maizière* an, dass Arbeitskommandos zum Abbau der Grenzsperranlagen zu bilden seien; die verwertbaren Teile der Anlage sollten verkauft werden. Nach der Wiedervereinigung wurde die Demontage im Auftrag des Bundesverteidigungsministeriums weitergeführt. Nur wenige setzten sich damals für den Erhalt und die Sicherung der Anlagen ein. Im Rückblick muss man sagen, dass wir ihnen heute sehr viel verdanken.

## 4 Die Grenze als Erinnerungslandschaft

### 4.1 Spuren in der Landschaft und im Alltag

Einen verlässlichen roten Faden entlang der Grenze bildet über weite Strecken der Kolonnenweg. Ich betone einschränkend »über weite Strecken«, weil er – anders als auf Abb. 1 und 2 zu sehen – vielerorts bereits zerstört, übererdet, unsichtbar gemacht geworden ist. Weitere Spuren der Grenzanlagen über den Kolonnenweg hinaus sind mitunter schon recht schwer zu finden und bedürfen des genauen Hinschauens. So gibt es beispielsweise Spuren im Alltag. Dass sie noch sichtbar sind, entspringt oft einem individuellen Interesse an der Bewahrung der Grenzgeschichte, meist aus Gründen, die in den jeweiligen Lebens- und Erfahrungsgeschichten einzelner Menschen zu suchen sind. Zum Beispiel in Wahlhausen (Thüringen). Das Dorf lag zu DDR-Zeiten innerhalb der 500-Meterzone an der Grenze, und diese Grenze führte unmittelbar durch den Garten von *Pia Krebs*, die hier heute ein Café betreibt.

Pia Krebs zählt zu denjenigen Grenzlandbewohnern, die es für wichtig halten, die Erinnerung an den Grenzverlauf und an die mit der Grenze verbundenen Geschichten weiter wach zu halten und ihnen auch nachzugehen. Sie hat damit begonnen, entsprechende Geschichten zu sammeln und in ihrem Café auf die lokale



Abb. 3: *Pia Krebs aus Wahlhausen in ihrem Garten vor der Werra. Streckmetall als Erinnerungsobjekt, das Grenzfundament als Beetbegrenzung und eine Speisekarte als geschichtliches Informationsmedium*

Grenzgeschichte hinzuweisen. »Liebe Gäste, Sie befinden sich hier an historischer Stätte, gerade mal 10 m von der ehemaligen DDR-Grenze entfernt«, kann man auf ihrer Speisekarte lesen. »Die damaligen Bewohner dieses Hauses konnten wohl über die Werra in den Westen blicken, allein dorthin zu gelangen war ein schier unmögliches Unterfangen. Etliche nahmen das Risiko der Flucht in Kauf, auch hier an dieser Stelle.«

Speisekarten – das mag verwundern – stellen eine eigene Quellengattung des Grenzraums dar. Zum einen sind sie ein Indiz für das touristische Interesse an lokalen Grenzgeschichten, zum anderen liefern sie Ausschnitte des lokalen Grenzgeschehens, die in der Erinnerung der Bewohner besonders haften geblieben sind. Dabei vermischen sich Aspekte der »großen« Geschichte mit denen der regional oder lokal bedeutsamen. Bei einer Übernachtung unweit des Grenzlandmuseums Eichsfeld am ehemaligen Grenzübergang Duderstadt-Worbis, einst einer der meist frequentierten innerdeutschen Grenzübergänge, den zwischen 1973 und 1989 mehr als 5 Mio. Bürger frequentierten, habe ich im Familienhotel Hahletal erneut solche Grenzinformationen auf der Speisekarte gefunden, eine Chronologie lokaler Ereignisse; ein Auszug:

»30. Juni 1945: Die Straße wird mit Schlagbäumen geschlossen. / 4. Juli 1945: Sowjetische Truppen rücken in Teistungen ein. / 9. November 1964: Die B 247 wird durch Sprengung unterbrochen. / 22. Dezember 1964: Sieben Kinder aus Ecklingerode überschreiten am Lindenberg die Grenze; sie wollten sich die Schaufenster in Duderstadt ansehen – sie wurden um 18.00 Uhr an der B 247 wieder »übergeben«. / 14. November 1972: Gescheiterte Flucht bei Teistungenburg; der Flüchtling verstarb durch Einwirkung einer SM 70. / 20. Juni 1973: Der Metallgitterzaun wird an der B 247 entfernt. Gegen Abend haben sich ca. 4.000 Zuschauer eingefunden. / 21. Juni 1973: Null Uhr: Öffnung des Grenzübergangs. / Ostern 1975: Auf Grund des Ostreiseverkehrs bricht im Eichsfeld der Verkehr zusammen. / November 1989: Im Eichsfeld bricht der Verkehr erneut zusammen und verschwindet unter einer blaugrauen Dunstwolke: Grenzöffnung!«

Zu den Alltagserinnerungen zählt auch eine Geschichte, die mir *Wolfgang Steiner* aus dem bayrischen Dorf Schauberg erzählt hat. Sein Gasthaus, das seit 1840 als Familienunternehmen existiert, liegt in Bayern nur wenige Meter von der Grenze zu Thüringen entfernt. Von der hoch gelegenen Terrasse des Hauses blickt man direkt hinüber auf die ehemalige Grenze. Bis zu Beginn der 1960er Jahre lag dort noch Rottenbach, ein kleines, grenznahe Dorf, das zur Gemeinde Sonneberg gehörte. »Der Todesstreifen verlief hier oben seitlich am Berg. Überall wo angrenzend auf westdeutschem Gebiet Orte waren, war die Grenze vermint. Da waren auch Hundeläufe.« *Steiner* hat als Kind miterlebt, wie das benachbarte Dorf Rottenbach »platt gemacht« wurde. »Und zwar ist es passiert im September, Ende September 1961. Wir haben drüben Kirchweih gefeiert. Freitagfrüh sind die angerückt mit ihren Raupenschleppern, haben riesige Seile um die Häuser rumgezogen, haben die angezerrt und die ganzen Häuser platt gemacht. Hat drei Tage gedauert, dann war nur noch ein Dreckhaufen da und sonst nichts mehr. Wir haben das alles gesehen, die Bäume hinter mir gab es ja noch nicht, das war alles frei.«



*Abb. 4:  
Wolfgang Steiner verfolgte als Kind  
den Abriss des Dorfes Rottenbach  
(Thüringen). Sein Gasthaus liegt in  
Bayern, direkt an der Landesgrenze*

Nach *Steiners* Erinnerungen hatten in Rottenbach 25 bis 30 Personen gewohnt. »Da war ein Sägewerk mit drüben, eine Gastwirtschaft, alles gleich hinter der Bahnschiene. Die Menschen sind nach der Zerstörung zum Teil in der DDR verblieben oder gleich nach der Grenzziehung bei Nacht und Nebel mit Sack und Pack über die Grenze herüber. Wir hatten auch eine Tante, die drüben gewohnt hat, die musste ein paar Jahre drüben bleiben, und dann ist sie zu uns und hat bei uns praktisch ihren Lebensabend verbracht und ist dann mit 98 Jahren bei uns gestorben.«

Geschichten wie diese gibt es viele entlang der Grenze. In einigen Fällen sind die Zerstörungen der Grenzdörfer gut dokumentiert, wie zum Beispiel im Fall des 1978 zerstörten Dorfes Billmuthausen, an dessen Existenz heute eine Gedenkstätte erinnert.<sup>12</sup> In anderen Fällen ist man auf Erinnerungen, wie diejenigen *Wolfgang Steiners*, angewiesen. Für deren systematische Sicherung wird bislang jedoch so gut wie nichts getan. Sofern Zeitzeugenbefragungen stattfinden, ge-

<sup>12</sup> Vgl. dazu: *Fuchs, Norbert*: Billmuthausen. Das verurteilte Dorf. Hildburghausen 1991; außerdem die Broschüre: Förderverein Gedenkstätte Billmuthausen e.V., Gedenkstätte Billmuthausen. Ein geschleiftes Dorf. – Hildburghausen 2002.

\*) Das Modell Billmuthausens auf der folgenden Seite (Abb. 5) stand zum Zeitpunkt meiner Reise im Rathaus von Bad Colberg-Heldburg. Es wurde von einer 10. Klasse der Staatlichen Regelschule Heldburg angefertigt.



Abb. 5: Heute nur noch als Modell unter Glas anzuschauen: Billmuthausen, das 1978 zerstörte Dorf<sup>\*)</sup>



Abb. 6: Pragmatische Entscheidung – das Kürzel »DDR« wurde in Philippsthal nach der Wende kurzerhand überklebt



Abb. 7: Multifunktional nutzbar: Die Streckmetallplatten als Gartenzaun ...



Abb. 8: ... oder als Ummantelung kunstvoll gestapelter Holzvorräte

schieht dies in der Regel aus lokalem Interesse und ohne dass es einen zentralen Ort gäbe, an dem die Informationen darüber gesammelt würden.

Zu den Alltagsspuren in der Landschaft, die man bei aufmerksamem Hinsehen entdecken kann, zählt auch das Streckmetall, mit dem der Grenzzaun in weiten Teilen abgedeckt war. Nach dem Ende der DDR hat sich mancher diese Plattenelemente für öffentliche oder private Zwecke gesichert. Er gilt als nahezu unverwundlich und wurde zum Beispiel beim Bau von Zäunen oder bei der Umrandung von Holzstapeln verwendet (Abb. 7 und 8).

Auch dort, wo sonst nicht mehr viel an die Grenze erinnert, kann man noch auf Spuren stoßen. Namensgebungen können Hinweise beinhalten. Im thüringischen Hirschberg (Saale-Orla-Kreis) erinnert zum Beispiel noch das »Grenzcafé Kuhmühle« daran, dass hier einst die innerdeutsche Grenze verlief. Und manchmal müssen die Licht-Schatten-Verhältnisse schon günstig für Entdeckungen sein. Im hessischen Philippsthal fand ich auf einem Verkehrsschild den überklebten Hinweis, dass das benachbarte Vacha in der DDR liegt – genau gesagt in Thüringen (Abb. 6).

#### 4.2 Denkmäler, Mahntafeln und bauliche Relikte

Es gibt inzwischen eine lange Geschichte der Denkmäler entlang der innerdeutschen Grenze. Sie beginnt in den 1960er Jahren und reicht bis in die 90er und sogar darüber hinaus. Auch das wäre eine interessante Aufgabe: die Geschichte und Geschichten der Denkmalsetzungen zunächst einmal zu erfassen und in Beziehung zu setzen zum jeweiligen zeithistorischen Kontext, also zeithistorische »Tiefenbohrungen« an verschiedenen Orten vorzunehmen. Sehr gute Ansätze dazu hat bereits *Maren Ullrich* geliefert.<sup>13</sup> Auf ihrem Standardwerk »Geteilte Ansichten« werden weitere Studien aufbauen können. Nach *Ullrich* entstanden in den 1960er Jahren im westlichen Grenzraum zahlreiche Findlingsdenkmäler, die die Wiedererlangung der nationalen Einheit forderten; außerdem Kreuzdenkmäler, die die Toten an der Grenze im Sinne einer Anklage gegen das kommunistische Regime der SED ideologisierten. Aus den 1970er und 80er Jahren findet sich dann eine ganze Gruppe von Kreuzdenkmälern, deren Initiatoren über die Verbrechen an der Grenze aufklären wollten. Häufig hielten sie das Schicksal der an der Grenze getöteten Flüchtlinge der offiziellen Entspannungspolitik der Regierung anklagend entgegen und verstanden sich damit ebenfalls als öffentliche politische Stellungnahmen. Im östlichen Grenzraum wurden dagegen nur Denkmäler im Auftrag der Staats- bzw. Grenztruppen-Führung errichtet. Sie erinnerten an das getötete oder verunglückte Grenzpersonal aus den eigenen Reihen, das in den Status von Helden erhoben und damit gleichfalls ideologisiert dargestellt wurde.

Das erste Denkmal, auf das ich näher eingehen möchte, wirkt auf den ersten Blick recht unspektakulär. Es steht im Harz zwischen den Ortschaften Braunlage (Niedersachsen) und Elend (Sachsen-Anhalt) auf dem ehemaligen Gebiet der DDR.

Auf Abb. 9 ist die Bundesstraße 27 zu sehen, die den hier noch erhaltenen Kolonnenweg durchschneidet; außerdem der Gedenkstein selbst, der aus einem maschinell getrennten Findling besteht und oben künstlich mit Mörtel verschlossen ist. Im oberen Teil des Steins ist eine eingelassene Platte sichtbar. Neben dem Stein befinden sich zudem ein kleines Schild und eine Bank. Die übrigen Schilder bieten Informationen für Wanderer.

Blickt man genauer hin, stellt man fest, dass das eigentliche Denkmal einen vorgelagerten, gepflasterten Untergrund aufweist. Es ist also auf Dauer gesetzt und soll von der umgebenden Natur nicht allzu sehr bedrängt und dadurch zum Verschwinden gebracht werden können. Die Beigabe in Form einer stabilen Bank weckt Assoziationen an Anordnungen in Fußgängerzonen oder auf Rastplätzen. Das gesamte Arrangement ist recht typisch. Es findet sich auch bei ganz anderen Denkmälern, nicht zuletzt bei denjenigen des »Heldengedenkens« des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 und der beiden folgenden Weltkriege. Die Initiatoren wollten offensichtlich mit der Feier der Wiedervereinigung einen inszenatorischen Abschluss unter ein Geschichtskapitel setzen.

---

<sup>13</sup> *Ullrich*, vgl. Anm. 10.



Abb. 9: Findling, Pflasterung, Bank und Interpretationshilfe – ein klassisches Arrangement, nicht nur bei Grenzdenkmälern

Abb. 10: Detailansicht der eingelassenen Platte mit Eichenlaub- und Stacheldrahtsymbol



Das mag einem zunächst selbstverständlich erscheinen, zumal die meisten nach 1989 entstandenen Vereinigungs-Denkmäler diesem Muster folgen. Mich hat es aber eher zu der Überlegung angeregt, ob es nicht auch in Zeiten, die zu solchem »Abschlussdenken« geradezu einladen mögen, Denkmalinszenierungen geben könnte, die auch Kontinuitäten verdeutlichen oder einen aktuellen Stand von Geschichte oder auch Anfänge von Entwicklungen problematisieren könnten; dann hätte man zum Beispiel die Hitlerbegeisterung vieler Deutscher mit

thematisieren müssen, die den eigentlichen Ausgangspunkt für die spätere Teilung Deutschlands gebildet hat. All das ist hier jedenfalls nicht geschehen, mehr noch: Es sollte bewusst ausgeklammert werden. Deshalb hat man nicht nur bei der Umfeldgestaltung nichts dem Zufall überlassen, sondern auch bei der Interpretation der kleinen eingelassenen Platte (Abb. 10).

Links von dem eigentlichen Gedenkstein wurde nämlich noch eine kleine Tafel aufgestellt, und auf ihr kann man lesen: »Bremke-Begegnungsstätte. Grenzöffnung am 12.11.89. Der Granitstein bedeutet: Spaltung und Wiedervereinigung. Zehn + fünf Eichenblätter symbolisieren die Bundesländer. Der Stacheldraht die Trennung durch den ›Eisernen Vorhang‹. Die Kronen der Eichen werden zusammenwachsen. Die Anlage wurde 1996 von den ehem. Grenzorten und dem Landkreis Wernigerode geschaffen.«

Das ist der zweite Punkt, der mir wichtig ist. Sehr häufig besteht bei denjenigen, die Gedenksteine setzen, offensichtlich ein erhebliches Misstrauen gegenüber der Mehrdeutigkeit künstlerischer Aussagen. Da man aber die Kunst bei der Gestaltung nicht ganz außen vor lassen möchte, fängt man ihre tendenzielle Mehrdeutigkeit durch eindeutige Auslegungen wieder ein. Das ist ein Muster, von dem es auch nur recht selten Abweichungen gibt.

Noch ein letzter Hinweis, der zum Nachdenken anregen mag. Auffällig erscheint mir auch der häufige Rückgriff auf die Eichensymbolik, sowohl bei Denkmälern wie auch in der Kunst. Eichen mögen zwar als Symbol für die Ewigkeit stehen und seit Klopstock auch als deutscher Nationalbaum angesehen werden. Die Symbolik der Eichen und des Eichenlaubs sind aber auch immer von allen politischen Seiten für ihre jeweiligen Zwecke adaptiert worden. Auch die SS hatte einen starken Hang zur Eichensymbolik. Und der Adler im Parteiemblem der NSDAP trug ebenfalls einen Eichenkranz in seinen Fängen. Das wurde später dann sogar zum Hoheitszeichen des »Dritten Reiches«. Und die Kragenspiegel der NVA-Offiziere der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung der DDR wiesen ebenfalls einen halben bzw. ganzen (Stabsoffiziere) offenen Eichenlaubkranz auf. Es wäre interessant zu wissen, wie weit diese Tatsachen den Initiatoren des Steins bekannt waren oder ob sie ihnen bedeutungslos erschienen.

Andererseits: Auch *Joseph Beuys* startete 1982 bei der Documenta 7 in Kassel eine Pflanzaktion, an deren Ende 7.000 Eichen gesetzt sein sollten – und nicht etwa Buchen oder Platanen. Es scheint also fast so, als gäbe es einen Fundus an Symbolen, der – unbeschadet seiner jeweiligen historischen Nutzung – seinen scheinbar »neutralen« Charakter bewahrt und damit stets aufs Neue und ohne historische Last verwendet werden kann. Selbstverständlich ist das nicht, denn wir kennen mit dem Hakenkreuz, das ursprünglich als religiöses Symbol Verwendung fand und kulturgeschichtlich über etliche Jahrhunderte auf weiten Teilen der Welt verbreitet wurde, auch ein Zeichen, dessen weitere Nutzung nachhaltig diskreditiert ist, zumindest im mitteleuropäischen Raum. Es wäre somit interessant, der Frage nachzugehen, was Symbole – wie das Hakenkreuz – zu Unzeichen machen kann und wo die Grenze dafür verläuft.

Zurück zu den Denkmälern. Unter ihnen finden sich häufig auch solche, die unmittelbar auf christliche Ikonographien Rückgriff nehmen. Wie zum Beispiel



Abb 11: *Gedenken und Mahnung – das Streckmetall-Kreuz der CSU*

Abb. 12: *Detailansicht des Kreuzes*

das aus dem Material des Streckmetallzaunes gefertigte Kreuz auf Abb. 11. Es wurde vom Ortsverband Alslöben der CSU gestiftet und ebenfalls durch die gängigen Accessoires – Pflasterung und Bank – vervollständigt.

Bei der Wahl der Inschrift hat die Partei auf einen bekannten »Textbaustein« zurückgegriffen. Er findet sich auf Abb. 12.

Interessant ist nun Folgendes: Nimmt man aus dem Gedenkspruch die drei Worte »an der Grenze« heraus, dann ergibt sich exakt eine jener Formeln, die nach dem Ende des II. Weltkrieges weite Verbreitung in West-Deutschland gefunden haben. Sie waren nicht zuletzt deshalb so beliebt, weil sie alle Reflexion über Kriegsursachen, Schuld und historische Verantwortung ausklammerten und damit einem breiten gesellschaftlichen Konsens entsprachen, der bis in die 1960er Jahre Bestand hatte und erst danach schrittweise aufgeweicht wurde. Bemerkenswert ist allerdings schon, dass sich die Stifter dieses ästhetisch durchaus ansprechend und modern gestalteten Kreuzes dieser abgegriffenen Formel im Jahr 1992 meinten, wieder bedienen zu müssen. Offensichtlich ist sie bis heute nicht »vernutzt« und offensichtlich hat die Ausblendung historischer Zusammenhänge in Teilen der Politik nach wie vor Konjunktur.

Bislang hatte ich nur Beispiele von Gedenk- und Erinnerungsinszenierungen gezeigt, die Anspruch auf Dauerhaftigkeit und »Abschluss« erheben. Es gibt unter den Gedenksteinen aber auch solche, bei denen die dauerhafte Inszenierung nachrangig erscheint und bei der es auch keiner zusätzlichen Aufladung durch christliche Symbole bedarf. Oft wird dann ein regional begrenztes, sehr konkret bestimmbares Ereignis thematisiert, das für die »Große Geschichte« nicht beson-



*Abb. 13:  
Behrungen –  
Der Fund einer Tretmine  
durch einen Zehnjährigen  
als erinnerungsrelevantes  
Ereignis*

ders wichtig war, die Menschen vor Ort offensichtlich aber stark bewegt hat. Ein Beispiel dafür bieten Stein und Tafel aus Behrungen aus dem Jahr 2001 (Abb. 13)

Das öffentliche Erinnern erfährt also auch im neuen Jahrtausend durchaus noch weitere Ergänzungen, die Grenzgeschichte ist nicht abgeschlossen. Das hat seinen Grund auch darin, dass die Auseinandersetzung um die Erinnerung, um ihre Darstellung und um die Finanzierung dieser Darstellung weitergeht. Mahntafeln können deshalb auch die Form eines aktuellen politischen Protestes annehmen.

Das zeigt der mit dem Gestus der Empörung verfasste Text auf Abb. 15. Die Tafel befindet sich an einem Grenzwachturm, der zu einem großräumigen Freilichtmuseum nahe Sorge (Sachsen-Anhalt) gehört. Was dieses Beispiel auch verdeutlicht: Die Frage des Umgangs mit der deutschen Teilungsgeschichte ist längst auch in eine Auseinandersetzung gemündet, wie mit dem »Gedächtnis der Dinge«,<sup>14</sup> um einen Titel von *Detlef Hoffmann* zu zitieren, aktuell und künftig umgegangen werden soll und was der Gesellschaft dieser Umgang materiell Wert ist.

<sup>14</sup> *Detlef Hoffmann* hat am Beispiel von KZ-Relikten mit dem »Gedächtnis der Dinge« die »Spuren am Ort, die Relikte mit den an und in ihnen aufgehobenen Informationen, die es – oft auf mühseligem Weg – zu deuten gilt« bestimmt und ergänzt, dass darunter »in einem weiteren Sinne auch die Vorgeschichte des Ortes« zu verstehen sei. *Hoffmann, Detlef [Hrsg.]: Das Gedächtnis der Dinge. KZ-Relikte und KZ-Denkmäler 1945–1995.* – Frankfurt a.M. u. New York 1998, S. 17.



Abb. 14: Grenzwachtturm mit Protesttafel in der Nähe des Landschaftskunstwerks »Ring der Erinnerung« bei Sorge



Abb. 15: Anonymer Protest am Grenzwachtturm, Detailansicht

Ein eigenes Kapitel – das kann hier nur knapp angedeutet werden – betrifft den erinnerungspolitischen Umgang der DDR mit ihren offiziellen Grenzopfern, also mit denjenigen Angehörigen der Grenztruppen, die bei ihrem Einsatz ums Leben gekommen sind, sei es durch Unfälle oder in Auseinandersetzungen mit Flüchtenden. Es gibt einige Kreuze, meist unscheinbar und aus Holz, auf denen dieser Personen gedacht wird. Interessant wäre es zu untersuchen, wie mit diesen Erinnerungsobjekten nach der Wende umgegangen wurde und wie viele von den ursprünglich vorhandenen noch existieren.



Abb. 16: Gedenkstein für Helmut Kleinert bei Hohegeiß, 1971 errichtet

Zum Abschluss dieses Kapitels noch ein Beispiel, an dem sich deutlich machen lässt, was verloren zu gehen droht, wenn man auf eine Sicherung der Grenz-erinnerungen und des -gedenkens verzichten würde. Es geht um die Erinnerung an *Helmut Kleinert*. *Kleinert* wurde am 1. August 1963 von Angehörigen der Grenztruppen der DDR bei dem Versuch erschossen, zusammen mit seiner Frau die Grenze zu überqueren. Er war damals knapp 24 Jahre alt. Heute findet sich am Rande von Hohegeiß (Niedersachsen) direkt an einem großen Parkplatz, der früher vor allem von Bussen angefahren wurde, die mit westdeutschen Besuchern auf Grenzlandtour waren, ein Gedenkstein, der an *Kleinerts* Tod erinnert. Bemerkenswert ist nicht der Stein an sich, sondern dass er am vorläufigen Ende einer Erinnerungskette steht und eine Vorgeschichte hat. Es gibt entlang der Grenze nämlich nicht nur Gedenksteine, -tafeln und andere -objekte aus verschiedenen Jahrzehnten, die Aufschluss über die jeweils zeitgebundenen gesellschaftlichen Geschichtsbilder und Erinnerungsbedürfnisse geben. Die mit einem Ereignis verbundenen Inszenierungen und Interpretationen können sich mit den Jahren auch verändert haben. Der Gedenkort bei Hohegeiß ist ein Beispiel von vielen dafür.

Bevor der Stein (Abb. 16) mit der nüchternen Information im Jahr 1971 gesetzt wurde, gab es andere Gedenk- und Erinnerungsinzenierungen.

Abb. 17:  
Die Gedenkstätte mit dem  
Jägerzaun. Im Hinter-  
grund ist der Wachturm auf  
dem Gebiet der DDR  
erkennbar.  
Aufnahme vom 27.4.1966

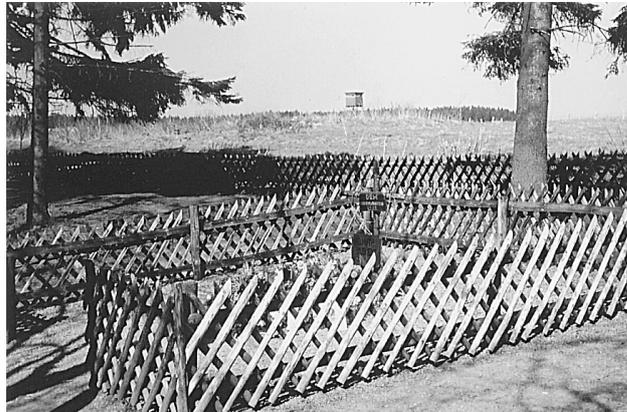


Abb. 18:  
Die »Zonengrenze« als  
Postkartenmotiv und  
touristischer Stimulus der  
1960er Jahre. Das Jahr, in  
dem die Postkarte entstand  
ist unbekannt, wahrschein-  
lich um 1964



Unmittelbar nach dem Tod *Kleinerts* errichteten Jugendliche, die zufällig in Hohegeiß ihre Ferien verbracht hatten, aus Betroffenheit ein schlichtes Holzkreuz. Anfangs war offensichtlich der Name des Getöteten noch nicht bekannt. Daher stand oben auf dem Kreuz noch »dem Unbekannten«. Als *Kleinerts* Identität schließlich bekannt wurde, fand eine Gedenkstunde an dem Ort statt, und das Kreuz wurde um die weitere Information ergänzt.

Im Dezember 1963 erfolgte die Erweiterung zur »Gedenkstätte«; es wurde ein Platz angelegt und ein Jägerzaun gezogen.

Das Umfeld des Gedenkortes wurde nun auch zum Ort politischer Demonstration: Der DGB ließ eine große Tafel mit der Aufschrift aufstellen »Scharfe Schüsse gefährden die Entspannung. Grenzpolizisten morden keine Menschen.«. Das »Kuratorium Unteilbares Deutschland« platzierte unmittelbar in Sichtweite eines DDR-Beobachtungsturmes das Schild »Hier ist Deutschland noch geteilt. Auch drüben ist Deutschland!«. Solche Schilder wurden von dem Kuratorium an vielen Stellen der Grenze aufgestellt, um zu mahnen, alles für die Überwindung der Teilung zu tun und die politische Situation nicht als unabänderbar zu akzeptieren.

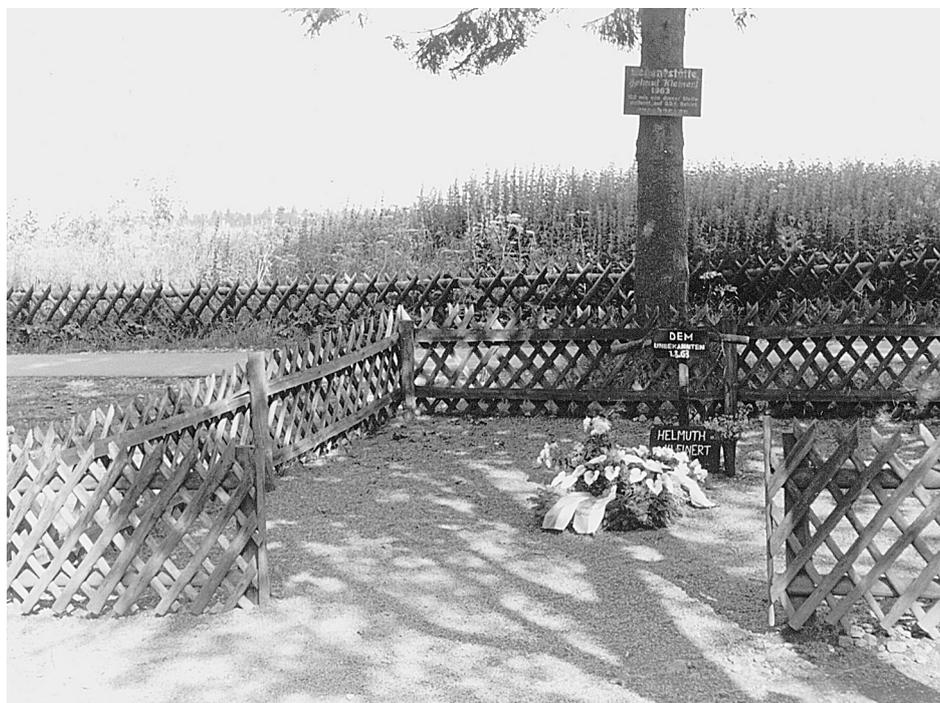


Abb. 19: Am 17.8.1970 wurde das Holzkreuz letztmalig fotografiert.  
Im November war es bereits verschwunden

Anfang der 1970er Jahre wurde der Gedenkort dann umgestaltet. Das Holzkreuz war morsch geworden und schließlich ganz verschwunden. Daraufhin wurde in einigen Metern Entfernung der Gedenkstein von 1971 gesetzt. Dies geschah nicht zuletzt deshalb, weil von dem neuen Standort aus der Wachturm auf DDR-Seite nicht mehr unmittelbar sichtbar war und auch von dort aus der Gedenkort nicht mehr eingesehen werden konnte. Zuvor hatte sich an den Wochenenden eine immer stärker wachsende Anzahl von Menschen im Westen vor der Grenze versammelt und ihrer Empörung Richtung DDR Luft gemacht. Die Grenzorgane Ost hatten die Rufe ihrerseits mit Lautsprecherpropaganda beantwortet, was wiederum den Kurbetrieb in Hohegeiß gestört hatte. Durch die Verlagerung des Gedenkortes hatte man gehofft, die Situation entspannen zu können, was dann irgendwann auch gelang.

Dass man über die wechselvolle Geschichte dieses Erinnerungsortes heute noch recht gut bescheid weiß, verdankt sich einerseits den Recherchen *Maren Ullrichs*<sup>15</sup> und andererseits den rührigen Mitgliedern eines Vereins in Hohegeiß,

<sup>15</sup> Ullrich (Anm. 10.), S. 95–99.

der dort ein Heimatmuseum betreibt; diese Einrichtung bewahrt eine Postkarte und einige andere Objekte auf, die an den Umgang mit dem Tod *Kleinerts* erinnern. Ein Glücksfall also.

Das Heimatmuseum von Hohegeiß ist nicht das einzige entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze. Es gibt viele weitere, deren Bestände kein Wissenschaftler kennt. Dringend notwendig wäre es, eine Bestandsaufnahme der Sammlungstätigkeiten entlang der Grenze zu machen und weitere Einzeluntersuchungen aus den Funden abzuleiten. Geschieht dies nicht, werden die verschiedenen Details der Erinnerung nach und nach verblasen und schließlich ganz aus dem Gedächtnis verschwinden. Wer weiß denn heute z.B. noch, dass den inzwischen weitgehend entpolitisierten Gewerkschaften die Frage der Wiedervereinigung in den 1950er, 60er, 70er Jahren ein ganz elementares Anliegen war?

Zum Abschluss dieses Kapitels möchte ich noch auf ein besonderes Relikt der deutsch-deutschen Grenzgeschichte eingehen, das sich bei genauerer Betrachtung auch als ein deutsch-deutsches Skandalon entpuppt. Im Südharz bestand während der Zeit des Nationalsozialismus ein umfangreicher KZ-Komplex mit mehr als vierzig Lagern. Ellrich-Juliushütte war nach Dora das zweitgrößte. Im September 1944 waren hier mehr als 8.000 Häftlinge in einer stillgelegten Gipsfabrik und in zusätzlich errichteten Holzbaracken interniert. Die meisten von ihnen hatten SS und Wehrmacht aus der Sowjetunion und aus Polen hierher verschleppt. Unter katastrophalen Bedingungen mussten die ohnehin entkräfteten Menschen vor allem im Stollenvortrieb arbeiten. Es ging um die Errichtung bombengeschützter Untertagefabriken für die weitere Aufrüstung Nazi-Deutschlands. Bei Kriegsende lebte die Hälfte der Häftlinge nicht mehr.

Heute existieren von dem Baukomplex bloß noch einige Grundmauern, die durch ein paar Informationstafeln erläutert werden; die meisten sind witterungsbedingt nur noch schwer zu lesen, werden aber wohl in Kürze ersetzt.

Der KZ-Komplex Ellrich-Juliushütte – und das ist im Kontext dieses Beitrags interessant – befand sich unmittelbar an der Schnittstelle zweier Besatzungszonen. Signifikant ist der Umgang mit dem Ort ab den 1950er Jahren: 1952 begann man seitens der DDR den ersten Grenzstreifen entlang der Grenze zu ziehen. Das betraf auch Ellrich, den nördlichsten Ort Thüringens. Für diese Grenzbefestigung wurden die ersten Gebäude des KZ-Komplexes auf ostdeutscher Seite geschleift. In den Jahren darauf traf es auch zunehmend Gebäude, die weiter entfernt standen, so dass Anfang der 1970er Jahre das Gelände auf ostdeutscher Seite komplett von der NS-Geschichte »gesäubert« und zum Todesstreifen umgestaltet worden war.

Der andere Teil des Lagers gehörte zur Gemeinde Walkenried in Niedersachsen. Er war nach 1945 zunächst wiederbesiedelt worden; es gab dort eine Tischlerei, ein Sägewerk und einiges mehr. Der Ort florierte nicht zuletzt durch den Schmuggel von Waren, die nach Ostdeutschland gebracht wurden, insbesondere aber durch den Menschenschmuggel über das ehemalige Lagergelände in Richtung Westen. Dann brannte Mitte der 1950er Jahre das Sägewerk ab, der Komplex verfiel und wurde zunehmend zu einem Ärgernis für die lokale Bevölkerung. Im Frühjahr 1963 besuchte der damalige Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen,



Abb. 20: Überreste des KZ-Komplexes Ellrich-Juliushütte

Rainer Barzel, im Rahmen einer Zonenrandreise das Lagergelände, organisiert durch das niedersächsische Innenministerium. Offenbar machte das Gelände dabei keinen guten Eindruck, jedenfalls entschied man auf dieser Reise, dass die zu diesem Zeitpunkt noch vorhandenen Relikte der Gebäude abgerissen werden sollten. Das geschah auch ein Jahr später; der Bundesgrenzschutz rückte mit einer Pioniereinheit an und sprengte die erhaltenen Gebäude des ehemaligen Konzentrationslagers, darunter auch das ehemalige Krematorium. Und das ist in der Tat singulär in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte der Konzentrationslager, dass ein dort noch vorhandenes Krematorium durch staatliche Organe der Bundesrepublik gesprengt wurde.

Etwa dreißig Meter von dem ehemaligen Krematorium entfernt wurde in den späten 1960er Jahren ein Grenzübersichtspunkt eingerichtet, den die meisten Harzreisenden bis 1989 passierten. Von dort hatte man einen hervorragenden Blick hinunter auf den Grenzbahnhof nach Ellrich und konnte dort »Live« das Unrecht des Kommunismus sehen. Was dagegen überhaupt nicht mehr an diesem Punkt thematisiert wurde, war die NS-Geschichte dieses Ortes, die der Teilung vorausgegangen war.

Kurz vor der Wende hatten sich dann erstmals Studenten aus Braunschweig mit dem Ort beschäftigt und dessen KZ-Geschichte mit Hilfe eines Lokalhistorikers wiederentdeckt. Etwa zur gleichen Zeit hatte auch der Pfarrer von Walken-



Abb. 21: 1989 setzten ehemalige belgische Häftlinge des KZ Ellrich-Juliushütte diesen Gedenkstein auf dem Lagergelände

ried angefangen, sich mit der NS-Geschichte des Ortes zu beschäftigen; seit 1986/87 fanden dort Kranzniederlegungen statt. Außerdem hatten ehemalige belgische Häftlinge begonnen, sich sehr für den Ort zu interessieren. Als Ergebnis dieser Initiative wurde 1989 – wenige Wochen vor der politischen Wende – ein Gedenkstein am ehemaligen Krematorium gesetzt, gestiftet von der belgischen Stadt Leuven. Und im nahen Walkenried wurde an einem bereits bestehenden Gedenkstein für die Opfer der beiden Weltkriege eine Tafel ergänzt, die nun endlich auch konkret an die Opfer von Ellrich-Juliushütte erinnerte.

Auch in diesem Beispiel hat der Zufall bei der Wiederentdeckung der lokalen grenzübergreifenden Geschichte und bei der Sicherung zeitgeschichtlicher Erinnerung eine Rolle gespielt. Ohne die Studenten, ohne den Lokalhistoriker und ohne die belgischen Häftlinge wären die Ortsgeschichte und damit auch der gedankenlose Umgang beiderseits der Grenze mit eben dieser Geschichte längst »entsorgt«.

#### 4.3 Künstlerische Inszenierungen

Inszenierte Erinnerungen müssen nicht zwangsläufig in Stein gehauen, in Holz geschnitzt oder in christliche Ikonographie verpackt sein. Die künstlerische Auseinandersetzung mit der Grenze und ihrer politischen Überwindung bietet eine

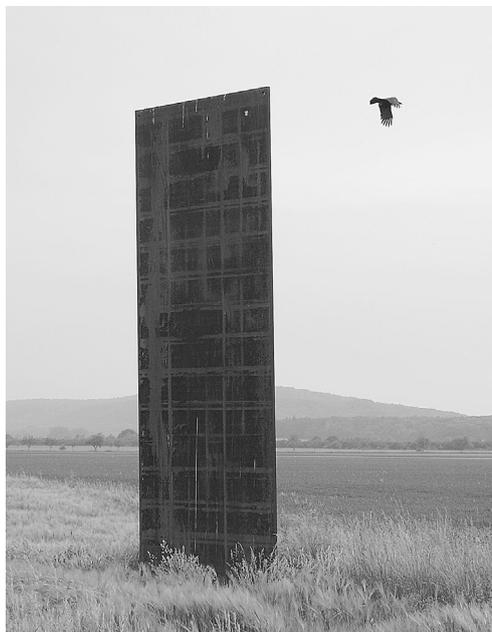


Abb. 22:  
Eine der drei Landmarken aus rostigem  
Schienenstahl unweit von Goslar

Fülle von Möglichkeiten, Materialien und Formen der Verarbeitung. Wer die ehemalige Grenze entlangfährt oder sie abwandert, wird immer wieder auf derartige künstlerische Manifestationen stoßen – gute, die zum Nachdenken anregen, und weniger gute, deren Wert immerhin noch darin bestehen mag, eine Kontrastfolie zu den gelungenen abzugeben. Ich werde im Folgenden auf zwei Kunstobjekte näher eingehen und zwei weitere kurz streifen. Alle vier könnte man der Landart zurechnen. Ich scheue mich allerdings etwas, dies zu tun, weil der Begriff ursprünglich aus den USA der 1960er Jahre kommt und entsprechend konnotiert ist. Vielleicht spricht man besser von »Kunst in der Landschaft« oder auch von »Kunst mit der Landschaft«, nähert sich also eher deskriptiv als kategorisierend an.

Das erste Objekt, um das es mir geht, ist nicht weit von Goslar entfernt, und ich war froh, zu Beginn meiner Reise darauf zu stoßen, weil es mir einen geographischen Hinweis auf den Verlauf der Grenze gab, die ich bis dahin nicht hatte ausmachen können, weil die allermeisten Spuren vor Ort bereits beseitigt waren.

Das Environment trägt den Titel »Auflösung des Eisernen Vorhangs« und ist unter der Leitung des Architekten und Stadtplaners *Klaus Christian Wenzel* aus Wernigerode (Sachsen-Anhalt) entwickelt und 1996 errichtet worden. Es besteht aus rostigen Stahlplatten, ähnlich denen, die *Richard Serra* für seine monumentalen Stahlskulpturen verwendet. *Wenzels* Platten haben eine Höhe von zehn Metern und erinnern an Segmente der Betonmauern in Berlin oder auf dem nahen Brocken. Sie sind aus Schienenstahl und verweisen damit gleichzeitig auf die Wiederherstellung der Bahnverbindung zwischen Ost und West im Nordharz.



Abb. 23: *Der »Schrotthaufen der Weltgeschichte« mit besonderem Durchblick*

Drei Elemente zeichnen die Grenzlinie nach, wobei sich der Abstand zwischen ihnen jeweils verdoppelt (500 /1000 / 2000 m). Sie bilden also eine Art räumlich-gedankliches Kontinuum, das sich schließlich – wie der ehemalige Grenzzaun heute auch – im Nichts verliert. Diese drei Platten finden ihre Fortsetzung und ihr Ende in einem Arrangement weiterer sieben Elemente, die *Wenzel* als »Schrotthaufen der Weltgeschichte« bezeichnet hat. Dieser »Schrotthaufen« befindet sich in einer Linie mit den anderen Platten vor der zeitgleich mit der Errichtung der Skulptur wieder eröffneten Schienenverbindung Vienenburg – Ilsenburg.

*Wenzel* hat auf Interpretationshilfen zu dem Environment verzichtet, wie es für zeitgenössische Kunst typisch ist. Wer sich um Informationen bemüht, kann herausfinden, dass der Blick durch den kreisrunden Ausschnitt der Stele im »Schrotthaufen« von der nahe vorbeifahrenden Bahn aus auf den Brockengipfel fällt, auf dem sich einst die größte Radarstation des Warschauer Paktes befand. Man hat diesen Blick für den Bruchteil einer Sekunde aus dem fahrenden Zug, und zwar genau in dem Augenblick, wenn dieser die ehemalige Grenzlinie schneidet.

Den Gegensatz dieser fast schon pathetisch anmutenden Großskulpturen zu der Gleichförmigkeit der Landschaft fand ich beeindruckend. Und als optischer Hinweis auf den Verlauf der ehemaligen Grenze ist das Environment gerade dort wichtig, wo sonst kaum noch etwas auf sie hinweist. Positiv ist auch, dass sich die Einzelteile der Skulptur mit der Zeit zwar verändern – das Metall rostet und der Schrotthaufen wächst langsam zu – aber dennoch markant sichtbar bleiben und damit ihre Verweisfunktion weiter behaupten werden.



Abb. 24:  
*Einladung zum Durchblick?  
 Das WestÖstliche Tor  
 im Eichsfeld*



Abb. 25:  
*Was wollten die Initiatoren  
 wirklich?  
 Ein Tor (Projektlogo) oder bloß  
 zwei Torpfosten (Realprojekt)?*

Das zweite Kunstobjekt, auf das ich eingehen möchte, trägt den Namen »West-Östliches Tor« und befindet sich auf einer Hügelkuppe auf dem Kutschenberg bei Ecklingerode (Thüringen, Landkreis Eichsfeld). Es wurde im Auftrag des BUND von den beiden Hannoveranern *Anka Förster* und *Robert Schätzle* entwickelt und im Juni 2002 im Beisein von *Michail Gorbatschow* der Öffentlichkeit übergeben. Es besteht aus zwei zwölf Meter hohen Eichenstämmen, die am Boden durch eine Edelstahlschwelle verbunden sind. Drum herum wurden Roteichen gepflanzt. Die Initiatoren dieser Landschaftsskulptur vertrauen – wie in dem bereits zu Beginn vorgestellten Beispiel des Gedenksteins – ebenfalls nicht auf die selbsterklärende Kraft ihrer Installation, sondern geben eine »Interpretationshilfe« auf einer Stahltafel mit bei. Dort heißt es: »Ein Tor für Deutschland. Geschlossene Tore trennen, offene Tore verbinden. Das WestÖstliche Tor im Eichsfeld ist offen und steht als Symbol für die überwundene deutsch-deutsche Grenze. Es lädt zum Durchblick ein auf die wieder zusammen wachsende deutsche Landschaft, zum ungehinderten und ungefährdeten Durchschreiten und zur Erinnerung. Es gestattet den Blick zurück und nach vorn. Es erinnert an den Fall der Mauer und an

mehr als ein Jahrzehnt Deutsche Einheit. Und es ist ein symbolischer Schutz, ein Schutzzeichen für die neue wertvolle Wildnis an der alten überwundenen Grenze.«

Mir scheint dieses Landschaftsobjekt – im Gegensatz zu *Wenzels* Installation – eher fragwürdig zu sein. Das, was die Initiatoren versuchen, dem Objekt an Bedeutung einzuschreiben, ist eine mehr oder minder beliebige Aneinanderreihung vereinigungsrhetorischer Topoi. So eröffnet sich – um nur auf eine der Formulierungen einzugehen – der »Durchblick auf die wieder zusammen wachsende deutsche Landschaft« von der Hügelkuppe aus auch völlig ohne das so genannte »Tor«. Es ist dazu gar nicht notwendig; ganz anders als die Stahlskulptur *Wenzels* mit dem ausgeschnittenen Kreis, die den Blick in einem bestimmten Moment auf den Brocken fixiert.

Und wo die Initiatoren die Offenheit des Tores betonen – nämlich die nach oben, wobei unklar bleibt, warum der Torbogen fehlt –, scheinen sie dieser Metaphorik selbst gründlich misstraut zu haben. Denn im Logo, das sie für ihr Projekt wählten, ist das Tor nach oben geschlossen. Das tatsächlich realisierte Tor erscheint so erst recht als ein misslungenes, weil halbfertiges Objekt.

Ein letzter Einwand noch: Auch Objekte unter freiem Himmel bedürfen der Pflege, ähnlich wie Objekte in Museen auch. Und da fragt man sich dann doch, wie das WestÖstliche Tor wohl in den nächsten Jahren aussehen mag? Mit den PR-Darstellungen des Jahres 2002 auf verschiedenen Prospekten und im Internet hat das verwilderte Areal mit den trostlos aufragenden, toten Stämmen, die wie Vorbote eines Niedergangs aus der Umgebung herausragen, heute bereits nichts mehr gemein. Ob die derzeitige Anmutung tatsächlich der Intention der Initiatoren entsprach, als sie ihrem Objekt den Untertitel »Ein Projekt für Deutschland« beigaben? Vermutlich nicht.

Zwei weitere Landschaftsobjekte möchte ich noch kurz ansprechen: Der »Ring der Erinnerung« in der Nähe von Sorge (Sachsen-Anhalt, nicht weit von der thüringischen Landesgrenze) wurde 1993 von *Hermann Prigann* geschaffen. Es ist ein Landschaftskunstwerk mit einer etwa fünf Meter hohen Wallanlage, die einen Durchmesser von siebzig Metern aufweist. Sie besteht aus aufgeschichtetem Totholz, das von Brombeer- und Himbeerbüschen sowie von Heckenrose und Geißblatt langsam überwachsen wird. Hier ist der natürliche Veränderungsprozess intendierter Teil des Objekts. In dem



Abb. 26: *Ring der Erinnerung* – Teil der etwa fünf Meter hohen Wallanlage aus Totholz



Abb. 27: Relikte der Grenzanlage im Inneren des »Ringes«

Kreis stehen neun Betonpfosten – das sind die einzigen innerhalb des Kreises sichtbaren Spuren der Grenze. Durch vier eingelassene Bodenplatten mit den eingemeißelten Worten »Flora«, »Aqua«, »Aer«, »Fauna« wird versucht, dem Objekt eine zusätzliche mythische Aufladung zu geben – ganz überflüssigerweise, wie ich meine.

Zum Schluss noch ein in der Landschaft eher unauffälliges, konzeptionell aber besonders bemerkenswertes Landschaftskunstwerk. Das »Baumkreuz von Ifta« liegt etwa auf halber Strecke zwischen Eisenach und Kassel. Es ist die Ausgangsskulptur, die sich in ferner Zukunft über eine Distanz von achtzig Kilometern erstrecken soll. Geistiger Inspirator für das Baumkreuz war – wenn auch posthum – *Joseph Beuys*. Sein Landschaftskunstwerk der 7.000 Eichen, das auf der documenta des Jahres 1982 in Kassel begonnen und erst nach seinem Tod im Jahr 1987 vollendet wurde, bildete den gedanklichen Ausgangspunkt für das Baumkreuz. Dieses besteht aus 140 Eschen und Linden sowie einem Teil des ehemaligen Grenzzauns. Es wird von diesem Kern aus Jahr für Jahr weiter fortgepflanzt und soll eines Tages, die gesamte Strecke zwischen Eisenach und Kassel entlang der B 7 mit Bäumen markieren.

Die Arbeit an dem Landschaftskunstwerk ist ein offener Prozess. *Ralf-Uwe Beck* aus Eisenach, einer der Initiatoren, hat mir Arbeit und Absicht, die damit verbunden sind, vor Ort näher erläutert:

»Wir kommen einmal im Jahr mit Spaten und Sense hierher und mähen, pflegen, pflanzen, legen selbst richtig Hand an. Ganz am Anfang war das richtig harte



Abb. 28: Der Ausgangspunkt des Baumkreuzes – der mit drei Baumreihen gesäumte Grenzzaun trifft nahe Ifta auf die Bundesstraße 7

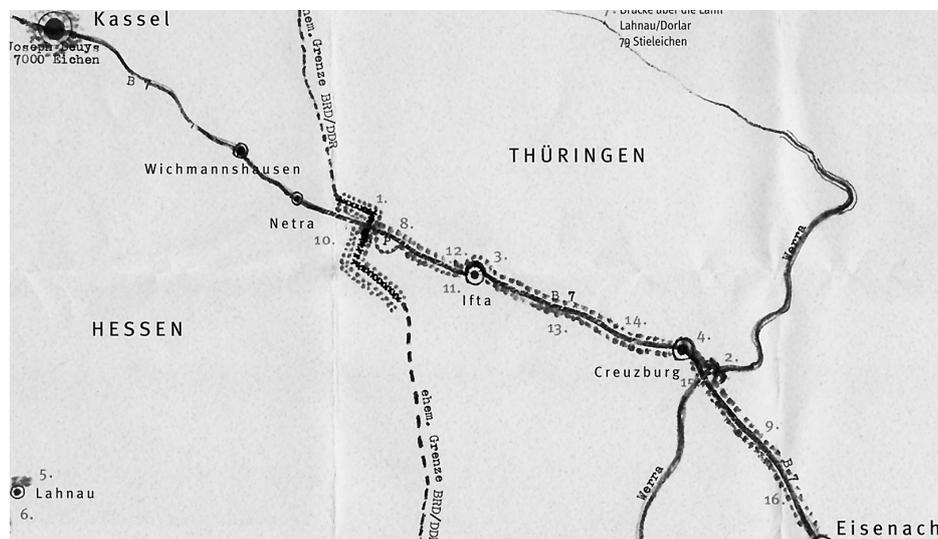


Abb. 29: Das Projektziel – eine Baumallee zwischen Eisenach und Kassel

Arbeit. Wir mussten den Boden hier aufbrechen. Wir hatten nur Kreuzhacken und Spaten und Schaufeln, hatten keinen kleinen Bagger dabei, wie das heute so ist. Wir haben wirklich geschuftet, in diesem früher tot gespritzten mit Pestiziden und Dieselöl belasteten Boden, Löcher auszuheben, damit wir die Bäume da rein-

setzen konnten. Wir haben das mit Kalkschotter abgedeckt als Schutz vor Austrocknung, und haben auch eingesät. Und man sieht das: das Baumkreuz wandelt sich auch in den Jahreszeiten. Im zeitigen Frühjahr fängt es an zu blühen, blüht dann auf. Wir haben im Frühsommer viele Blumen hier. Ist einfach auch ein schöner Ort. Es soll auch handwerklich gut sein. Man soll sehen, dass wir da fürsorglich mit umgehen. Wir kooperieren mit dem Bundesstraßenbauamt, die Bäume entlang der B 7 sind mittlerweile Eigentum der Bundesrepublik Deutschland. Und da gibt es Absprachen, was die Pflege angeht, wie das zu passieren hat. Wir übernehmen die immer, wenn wir neu gepflanzt haben, für die ersten zwei Jahre, bis die Bäume wirklich Wurzel gefasst haben. Und jeweils am ersten oder zweiten Samstag im November trifft sich die »Baumkreuz-Gemeinde«. Auch das war 1990 als wir begonnen haben, so nicht absehbar, aber das ist das schöne daran, diese Bäume ziehen uns immer wieder hierher, und es versammeln sich tatsächlich Menschen aus ganz Deutschland für diesen einen Tag oder für zwei Tage und pflegen dann die Pflanzung, pflegen wieder neue Bäume, um eben diese Allee zu verlängern. Das Baumkreuz pflanzt sich fort. Und das andere ist die Auseinandersetzungsarbeit, die Begriffe zu klären, mit denen wir zu tun haben in diesem vereinigten Deutschland. Was heißt eigentlich Arbeit? Was ist Freiheit? Beschränkt sich das darauf, wählen zu können zwischen Cola und Pepsi oder ist nicht Freiheit vielleicht auch Gestaltungsfreiheit, macht sich nicht Freiheit daran fest, welche Möglichkeiten wir haben, unsere Gesellschaft mitzugestalten? Der Demokratiebegriff verbindet sich damit. Es ist Arbeit mit dem Boden, mit den Bäumen, miteinander, aber es ist eben auch diese Auseinandersetzungsarbeit, die uns hier zusammenführt.«

Es mag etwas stark aufgeladen klingen, worüber das Baumkreuz reflektieren lassen soll. Was mir aber daran zusagt, ist der offene Prozesscharakter der Kunstaktion, ist die soziale Komponente – Menschen kommen zusammen, reden miteinander, tauschen ihre Grenzerfahrungen aus –, ist die Tatsache, dass über die Frage der Pflege und des Erhalts des Objektes nachgedacht worden ist und dass die Erinnerung an die Grenze und deren Fall wach gehalten wird. Etwas Gelungenes, wie ich finde.

#### 4.4 Grenzgeschichte im Museum

Im letzten Abschnitt dieses Kapitels möchte ich auf die Darstellung von Grenzgeschichte in Museen eingehen, will das aber gleich einschränken. Es gibt eine ganze Anzahl von frei zugänglichen musealen Anlagen; das sind in der Regel einzelne Baurelikte der Grenzanlagen, die erhalten und kommentiert und in manchen Fällen sogar um eine kleine, wetterfeste Ausstellung ergänzt wurden. Drei Beispiele dieser Art sind stellvertretend auf den Abbildungen 30 bis 32 zu sehen: die Gedenkstätte Heinersdorf-Welitsch, das Freiland-Grenzmuseum nahe Sorge sowie das deutsch-deutsche Freilandmuseum bei Behrungen.

Es gibt darüber hinaus eine Vielzahl kleinerer Heimatmuseen, die einzelne Aspekte der Grenzgeschichte dokumentieren und über kleine Sammlungen verfügen. Einen Überblick darüber gibt es nicht. Und dann existieren noch etwa



Abb. 30: Grenzbaracke bei der Gedenkstätte Heinersdorf-Welitsch



Abb. 31: Grenzbeobachtungsturm am Todesstreifen bei Sorge, in der Nähe des »Rings der Erinnerung«



Abb. 32: Ein Grenzurm als Teil des deutsch-deutschen Freilandmuseums bei Behrungen



Abb. 33: Grenzlandmuseum Tettenborn, Minensucher

drei Dutzend Einrichtungen, die man als Grenzlandmuseen bezeichnen kann. Ihre Ausrichtung ist jedoch ebenso vielfältig wie der Grad der Professionalität, mit dem sie betrieben werden. Die meisten entstanden durch private Initiative in der ersten Hälfte der 1990er Jahre. Den Ausgangspunkt bei fast allen bildete das Sammeln und Horten von Objekten aus dem Bereich der Grenzgeschichte. Bei allen war von Beginn an viel Engagement vorhanden aber in der Regel auch wenig Geld und wenig politische Unterstützung. Diese frühe Entwicklung spiegelt sich heute noch in einigen der Sammlungen und Ausstellungen, die zum Teil modern anmuten und aktuellen museumsdidaktischen Standards entsprechen, zum Teil recht antiquiert wirken. Ich werde im Folgenden auf drei Grenzlandmuseen etwas näher eingehen, ohne sie jedoch im Detail vorzustellen zu können, mir geht es an dieser Stelle eher um eine problemorientierte Darstellung.

Das erste Beispiel ist das Grenzlandmuseum Tettenborn, das zu der Gemeinde Bad Sachsa gehört. Tettenborn ist eine kleine, von Feldern umgebene Ortschaft in Niedersachsen. Die Grenze zu Thüringen ist nur wenige hundert Meter entfernt. Die Initiatoren des 1992 gegründeten Museums sind »Grenz-Praktiker«: Der Leiter war früher beim Grenzinformationsdienst an der West-Grenze tätig, der ehemalige Ausstellungsleiter als Stabsoberfähnrich der Grenztruppen der DDR im selben Abschnitt. Neben originalen Ausstellungsstücken, wie Waffen,



Abb. 34: Grenzlandmuseum Tettenborn, Detail

Minen, Uniformen bis hin zu einem raumfüllenden Fluchtballon, zeigt das ehrenamtlich von einem Verein betriebene Museum die Entwicklung der Sperranlagen der ehemaligen DDR im Südharz. Es ist, wie viele Grenzlandmuseen, ein »Gemischtwarenladen«, d.h. dass dort all das präsentiert wird, wozu man Fundstücke hat und Geschichten erzählen kann. Die Initiatoren sind begeisterte Sammler und fasziniert von der Grenztechnik.

Die Art der musealen Inszenierung ist darauf angelegt, den Besucher in die Ausstellungswelt hineinzuziehen und ihm dabei die »richtige« Interpretation der Grenzgeschichte zum Teil überdeutlich nahe zu legen. Man belässt es z.B. nicht dabei, die Arbeit der Stasi in der Region zu thematisieren, sondern unterstreicht dies auch noch durch das Anbringen einer überdimensionalen Spinne, deren Netz sich über alles erstreckt (Abb. 34).

Wirklichkeitsnähe oder Authentizität versucht man u. a. durch Dioramen und Inszenierungen mit Puppen zu erreichen, die man ins Geschehen stellt. Die Art der Installation kommt einer optischen Reizüberflutung gleich, die einerseits sicher den beengten Verhältnissen geschuldet ist, andererseits aber durchaus auch Absicht zu sein scheint.

In mancher Hinsicht sind diese Art von Museen – und Tettenborn steht da durchaus für eine Richtung – dem inszenatorischen Prinzip der Wunderkammern



Abb. 35: Grenzlandmuseum Tettenborn, Detail

der Spätrenaissance und des Barock näher als modernen Museumskonzepten. Präsentabel ist alles, was gesammelt wurde. Und beim Besucher soll eher Faszination und Schauer erzeugt als Distanz zu den Details der Grenzgeschichte und ihrem zeitgeschichtlichen Kontext ermöglicht werden.

Das zweite Beispiel, das ich ansprechen möchte, ist ein überaus fragwürdiges: das Grenzlandmuseum Schiffersgrund, westlich von Kassel in der Nähe von Bad Sooden/Allendorf. Es bezeichnet sich selbst als »Mahnmal, Begegnungsstätte und Lernort«, wird aber weder der ersten noch der letzten Kennzeichnung gerecht. Das Museum liegt auf einer Bergkuppe. Wenn man nicht über die Straße kommt, sondern sich über den steilen Kolonnenweg nähert, wird es recht absonderlich, denn plötzlich stößt man auf ein Stück Zaun, das nicht authentisch ist, sondern im Rahmen einer Fernsehproduktion nachgestellt wurde. Wenig später kommt man an einem Bunker vorbei, den ebenfalls die Fernsehleute zurückgelassen haben.

Nähert man sich nun dem eigentlichen Museumsgelände, dann findet man ein Areal vor, das als Abstellplatz für alle erdenkliche Militärtechnik fungiert. Die Glorifizierung eben dieser Militärtechnik, die im Außengelände Schiffersgrunds recht unverhohlen betrieben wird, findet ihre Ergänzung in einem Selbstdarstellungsfilm, dessen auftrumpfender Soundtrack auch der Werbebotschaft einer Berufsarmee unterlegt sein könnte.



*Abb. 36:  
Grenzlandmuseum  
Schiffersgrund –  
Was lehren Filmkulissen?*



*Abb. 37:  
Grenzlandmuseum  
Schiffersgrund –  
Bunkerrequisite aus Holz*



*Abb. 38:  
Grenzlandmuseum  
Schiffersgrund –  
Parkplatz für Militärgerät  
aller Art*



Abb. 39: Ausstellung Grenzlandmuseum Schifflersgrund – viel Text, wenig Struktur

Auch bei der Dauerausstellung im Hause ist vieles falsch gemacht worden. Sie gleicht einem Lesebuch ohne klare Schwerpunktsetzung. Die Schrift auf den Tafeln ist viel zu klein, das Text-Bild-Verhältnis unausgewogen. Als Lernort – insbesondere für Schulklassen – ist Schifflersgrund in der der Form, wie es sich derzeit präsentiert, denkbar ungeeignet.

Konzeptionell und inhaltlich erheblich weiter als in den beiden vorangehenden Beispielen, ist man inzwischen in den drei Grenzlandmuseen im Eichsfeld, in Mödlareuth und in Point Alpha, obwohl auch diesen Einrichtungen die Lern- und Entwicklungsprozesse ihrer Entstehungsgeschichte noch anzumerken sind. Ich gehe etwas konkreter auf Point Alpha ein, weil sich daran die Entwicklung von einer *Sammlung* hin zu einer besuchergerechten *Ausstellung* recht pointiert beschreiben lässt.

Point Alpha war ein besonders markanter Beobachtungsort während des Ost-West-Konflikts. Lange Zeit galt das Gebiet im Osthessischen als wahrscheinlicher Angriffspunkt im Falle einer Invasion durch die Streitkräfte des Warschauer Paktes in Westeuropa. Sowjets und US-Amerikaner lagen sich hier in unmittelbarer Sichtweite gegenüber. Dass ein Teil der Anlagen des Beobachtungspostens Point Alpha heute noch existiert und rund 75.000 qm Gelände besichtigt werden können, ist ein Glücksfall und der Hartnäckigkeit einiger engagierter Menschen zu verdanken. Auch hier wurde zunächst mal all das, was man gesammelt hatte, auch ausgestellt. Dann löste allerdings ein Schülerbesuch tiefe Nachdenklichkeit



Abb. 40: Point Alpha – kühl-distanzierte Präsentation

aus, wie mir *Berthold Dücker*, der Vorsitzende des Fördervereins der Point Alpha Stiftung, erzählt hat:

»Wir haben auch damit angefangen, Dinge zusammenzutragen, alle möglichen Devotionalien, die an die Grenze, an das Grenzregime, an das Wirken der Amerikaner, des Bundesgrenzschutzes, des Zolls erinnerten. Das waren im Wesentlichen natürlich die Fahrzeuge aller Art. Dann sah das halt so aus, dass dort ein Russenjeep neben einem Jeep der Amerikaner stand, ein amerikanischer Panzer neben einem BGS-Fahrzeug und einem NVA-Kübelwagen. Ein Sammelsurium quer durcheinander. Das fand natürlich auch Kritiker. Wir hatten dann ein Schlüsselerlebnis, etwa 2002. Es beschäftigte sich einen ganzen Tag hier oben eine Abiturientenklasse aus dem Frankfurter Raum. Es gab danach eine abschließende Diskussion, an der ich beteiligt war, und einer der Abiturienten sagte nach einer Weile: »Ah, jetzt verstehe ich allmählich die Bedeutung von Point Alpha.« Und ich fragte ihn dann, erklär's mir doch mal, wie du das so wahrgenommen hast, und er sagte dann zu meiner völligen Verblüffung: »Hier haben halt die Amis und die Russen ihre Fahrzeuge abgestellt.« Das war der begleitenden Lehrerin furchtbar peinlich. Ich hab dann in aller Ruhe erklärt, wie es wirklich war. Das war ein Schock. Wir hatten zufällig am Abend Vorstandssitzung und ich habe diese Geschichte erzählt und gesagt: Freunde, ich glaube, wir machen hier oben etwas grundlegend falsch. Wir gehen immer von unserem Wissen aus, in wenigen Jahren haben wir es hier mit jungen Menschen zu tun, die von der Teilung und von



Abb. 41: Point Alpha – Stoffbahn mit dem Porträt eines amerikanischen Soldaten im Wachhaus

der Grenze überhaupt nichts mehr wissen. So ist die Idee entstanden, alles herauszuräumen von diesem ehemaligen US-Camp, was dort nicht hingehört, weil es auch dort nie war. Und wir haben es hier im »Haus auf der Grenze« untergebracht, einem Haus auf der thüringischen Seite, etwa 750 m entfernt. In diesem Haus steht jetzt alles das, was auf die östliche Seite gehört, was das Grenzregime der DDR erklärt, die Fahrzeuge und alles andere eben auch.«

Heute erscheint in der Gedenkstätte Point Alpha auf der ehemaligen amerikanischen Seite alles klar gegliedert. Die zentrale Dokumentation der Geschichte des Ortes genügt höchsten Ansprüchen. Sie ermöglicht es, in die lokale Mikrogeschichte ebenso einzusteigen, wie in die »große« Geschichte des Ost-West-Konflikts. Dabei wird auf allzu naturalistische Inszenierungen mit Schaufensterpuppen etc., die lediglich eine Scheinauthentizität vorgaukeln, bewusst verzichtet. Die Darstellung wirkt eher kühl-distanziert. Dem Besucher werden Interpretationsangebote gemacht, ihm wird aber keine Sichtweise aufgezwungen.

Eine interessante Lösung hat man auch für verschiedene Gebäude auf dem Gelände gefunden. Die Stoffbahnen mit den in Lebensgröße abgebildeten Ganzkörperporträts der Soldaten schaffen ebenfalls Distanz zwischen Betrachter und Objekt, machen aber auch deutlich, dass in den heute verlassenen Gebäuden konkrete Personen im Einsatz waren.



Abb. 42:  
Point Alpha –  
Historisches Foto  
als Eyecatcher  
im Außenbereich



Abb. 43:  
Museum Mödlareuth –  
historische Fotos im  
Außenbereich ermög-  
lichen eine Zeitreise

Und ebenfalls gut gelungen ist der Einsatz von großformatigen, wetterfesten Tafeln im Gelände. Sie dienen einerseits als Eyecatcher, ermöglichen aber auch eine Art Zeitsprung, machen also vorstellbar, wie es hier vor 1989 ausgesehen hat.

Point Alpha ist nicht der einzige Ort, an dem mit historischen Fotos im Außenbereich gearbeitet wird. Sehr gut gelungen erscheint mir das auch im Grenzlandmuseum Mödlareuth, in der Nähe der deutsch-tschechischen Grenze, also am südlichen Ende des Grenzverlaufs. Dort hat man im Außenbereich Grundrisse einer großen Mühlenanlage freigelegt, konserviert und ihre Bedeutung vor dem Abriss durch zeitgenössische Fotografien dokumentiert. Solche Bilder unmittelbar am Ort des Geschehens sind in besonderer Weise geeignet, die eigene

Vorstellungskraft zu unterstützen: Wie sah es vor dem Abriss an dieser Stelle aus? Was wurde an baulicher Substanz und an sozialen Zusammenhängen dem Grenzbau geopfert?

Zum Abschluss des Kapitels über die Grenzlandmuseen möchte ich noch einmal in Thesenform fünf wesentliche Anforderungen benennen, die angeeignet und bei der Gestaltung von Präsentationen im Gelände und in Ausstellungen eingehalten werden müssten. Es sind Mindeststandards, die für einige Museen kurzfristig nur schwer zu realisieren sein dürften. Dennoch ist ihr Einhalt unverzichtbar, und die Vergabe öffentlicher Mittel sollte zumindest daran gekoppelt werden, inwieweit sich Museumsbetreiber ernsthaft und überprüfbar darum bemühen, diese Standards zu erreichen bzw. einzuhalten.

*Standard 1:* Präsentationen dürfen weder überwältigen noch belehren, sie müssen vielmehr kritische Distanz beim Betrachter ermöglichen. Nur so können Voraussetzungen für Lernprozesse überhaupt erst geschaffen werden. Vorwiegend dem Sammelprinzip verpflichtete Anhäufungen von Grenztechnik und -militaria genügen diesem Standard nicht.

*Standard 2:* Die mit dem Mauerbau und dem Grenzregime verbundenen Verbrechen der SED-Diktatur müssen angemessen in den Gesamtkontext des Ost-West-Konflikts eingeordnet und bewertet werden. Dass dies nicht ohne einen kritischen Blick auf die westliche Seite und ihre teils hypertrophen Aktionen und Reaktionen während des Kalten Krieges erfolgen kann, versteht sich von selbst. Und dass Mauerbau und Grenzregime nicht losgelöst von der Vorgeschichte des »Dritten Reiches« darzustellen sind, erst recht.

*Standard 3:* Die Museen müssen eindeutige Schwerpunktsetzungen in ihren Präsentationen vornehmen. Entsprechende Schwerpunkte sollten sich aus der Regional- und Lokalgeschichte herleiten lassen. Es sollten nicht zu viele sein.

*Standard 4:* Grenzlandmuseen sollten weder Ost- noch West-Museen sein, sondern gesamtdeutsche Museen. Das setzt einen sensiblen Umgang mit Bild- und Quellenmaterial voraus. Die Ausstellungsmacher sollten der Versuchung widerstehen, eine zu starke Westsicht in ihren Präsentationen zu entwickeln, bloß weil z.B. aus dem Westen deutlich mehr Fotomaterial über die Grenze und das Grenzgeschehen vorliegt als aus dem Osten.

*Standard 5:* Professionalität ist zu stärken und zu sichern. Das gilt nicht nur für die Ausstellungsgestaltung, sondern im gleichen Maße für den Umgang mit dem Depotgut und bei der Entwicklung didaktischer Programme für Schüler sowie in der Weiterbildung für Lehrer.

## 5 Die Grenze als Aufgabe für Politik und Wissenschaft

Wenn man über die Grenze, über Grenzrelikte, Erinnerungsobjekte, Grenzlandmuseen etc. Gedanken anstellt, dann richten sich die mit einer gewissen Zwangsläufigkeit auf Einzelpunkte. Das ist einerseits – wie auch in diesem Beitrag – nicht zu vermeiden, kann aber auch zum Problem werden. Denn die Grenze ist ein 1.400 Kilometer langes Flächendenkmal, Erinnerungsband, »Grünes Band« oder wie man es auch immer betiteln möchte. Die Ausgangsfrage zum Abschluss meiner Überlegungen zu Geschichte und Gedächtnis entlang der innerdeutschen Grenze muss demnach lauten:

Wie kann man die Grenze als Gesamtobjekt besser in Erinnerung setzen als das bislang geschieht? Und auf wen kämen die damit zwangsläufig verbundenen Aufgaben zu?

Ich möchte versuchen, in fünf Gedanken einige Anregungen dazu zu formulieren.

### 1. *Gedanke*

Abbau und Zerstörung der wenigen noch vorhandenen Grenzrelikte müssen gestoppt, vorhandene Relikte erhalten und, soweit dies noch nicht geschehen ist, angemessen kommentiert werden. Das »Gedächtnis der Dinge« muss soweit noch möglich erhalten bleiben. Das ist das Mindeste. Da ist die Denkmalpflege gefordert, aber auch die Politik. Vor Ort kann das in Einzelfällen zu Diskussionen führen und wird Überzeugungsarbeit verlangen.

### 2. *Gedanke*

Die Grenze muss wieder sehr viel stärker »sichtbar« gemacht werden, als das bisher der Fall ist. Als Ortsunkundiger kann es einem passieren, dass man ein Dutzend Mal am Tag die ehemalige Grenze quert, ohne überhaupt etwas davon zu bemerken. Immerhin gibt es inzwischen einige Ansätze zur Sichtbarmachung. So wurden beispielsweise auf Initiative der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur im Oktober und November 2006 an den ehemaligen Grenzübergangsstellen zwischen Ost- und Westdeutschland an den Autobahnen Informationstafeln aufgestellt, die an die über vierzigjährige Teilung Deutschlands erinnern. Solche Initiativen sind gut, aber sie reichen nicht aus. Fast wichtiger noch als die Kennzeichnung an den vergleichsweise wenigen Schnittstellen zwischen ehemaliger Grenze und Bundesautobahnen wäre eine einheitliche Kennzeichnung an wesentlichen Schnittstellen zwischen Grenze und Bundes- sowie Landstraßen. Die anzusprechenden Akteure einer solchen Kennzeichnung kommen aus Politik und Verwaltung. Es gibt dazu erheblichen Entscheidungs- und Abstimmungsbedarf zwischen Kommunen und ihren Körperschaften, zwischen den Ländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Hessen, Bayern, Thüringen, Sachsen-Anhalt, Mecklenburg-Vorpommern und dem Bund.



Abb. 44: Enthüllung eines Schildes an der A4, das auf den Grenzverlauf hinweist

### 3. Gedanke

Die Geschichte der deutschen Grenze und der mit ihr verbundenen Erinnerungspolitik kann zwar kaum in all ihren Facetten in einem einzigen Museum dargestellt werden (man sollte es auch erst gar nicht versuchen). Das Internet lässt sich dafür aber sehr gut nutzen. Auf einer entsprechenden Domain ließen sich die wichtigsten zeithistorischen, historisch-geographischen und denkmalpflegerischen Informationen zusammentragen, Informationen über laufende und abgeschlossene Forschungsprojekte einstellen, Informationen über Sammlungsbestände aller Art für die wissenschaftliche Arbeit zugänglich machen, zielgruppenorientierte Angebote für Schüler und Lehrer bereitstellen. Es gibt sogar ein gelungenes Vorbild für einen solchen Web-Auftritt: das virtuelle Museum »[www.vimu.info](http://www.vimu.info)«, das die Geschichte der deutsch-dänischen Grenzregion von 1830 bis heute zeigt. Aufbau und Pflege eines solchen Internetauftritts sollten bei einer deutschen Hochschule oder bei einer Stiftung angedockt werden, um dessen aktive, kontinuierliche und nachhaltige Pflege gewährleisten zu können. Ein Lehrstuhl für Zeitgeschichtsforschung oder für Geographie böte sich für eine solche Aufgabe an.

### 4. Gedanke

Verstärktes wissenschaftliches Engagement für die Grenz- und Erinnerungsgeschichte ist dringend notwendig. Für Zeithistoriker und Geographen halten die Grenze und Grenzregion zahlreiche Aufgaben bereit. Ich verweise dazu noch ein-

mal auf den Beginn des Aufsatzes und die Hinweise auf die Defizite in der Alltagsgeschichtsforschung sowie bei der Verknüpfung von Alltags- mit Herrschaftsgeschichte bei der Erforschung der DDR. Außerdem auf die Überlegungen, das Gedenken und die Erinnerung selbst zum Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung entlang der Grenze zu machen. Darüber hinaus fehlen bislang aber auch noch grundlegende Bestandsaufnahmen. Welche Dokumente, Bilder oder Filme es noch in kleineren Heimatmuseen, in Museumsräumen des Bundesgrenzschutzes oder in privatem Besitz gibt, ist weitgehend unbekannt. Auch eine Erfassung aller Archivalien, die in den Grenzlandmuseen vorhanden sind, ist erst in Ansätzen verwirklicht. Und Zeitzeugeninterviews sind zwar im Rahmen verschiedener Projekte entstanden, sie wurden aber nur teilweise transkribiert und verschlagwortet, geschweige denn irgendwo zentral erfasst. Auch dürften längst nicht alle wesentlichen Themen darin abgehandelt worden sein.

### 5. *Gedanke*

Bislang finden Initiativen, die sich der Aufgaben widmen, die Grenzerinnerung zu sichern, mehr oder minder isoliert voneinander statt. Will man der Sicherung und Entwicklung der Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze gerecht werden, reicht das nicht aus. Nach meiner Auffassung bedarf es einer Verzahnung lokaler und regionaler Kompetenzen mit einer zentralen Leitplanung zur Sicherung und Entwicklung der Grenzgeschichte. Man kann es auch neudeutsch formulieren: Wir benötigen dringend einen »Masterplan innerdeutsche Grenze«. Praktisch gewendet bedarf es dazu zweierlei:

1. einer auf Bundesebene angesiedelten – arbeitsfähigen – Kommission, in der neben ausgewählten Vertretern lokaler bzw. regionaler Interessen Zeithistoriker, historische Geographen, Denkmalpfleger und Museumsdidaktiker zusammenwirken müssten. Ihr obläge die Ausarbeitung des Masterplans mit Entwicklungszielen, Zeitskala, Kostenprognose etc.
2. einer finanziellen Ausstattung, denn Prozesslenkung erfolgt in unserer Gesellschaft am wirkungsvollsten über die Zuweisung von Finanzmitteln. Kurz: Es bedarf eines auf Bundesebene angesiedelten Fonds, vergleichbar dem beim Bundesminister für Kultur und Medien angesiedelten Gedenkstättenfond. Ein solcher Fond, auch das muss eindeutig klar sein, darf in keinem Fall in Konkurrenz zu dem NS-Gedenkstättenfond treten oder bei der Mittelvergabe entsprechend behandelt werden.

Beides zusammen genommen böte die Voraussetzung, die noch in Teilen vorhandene Topographie der deutsch-deutschen Grenzgeschichte für künftige Generationen zu erhalten, zu sichern und systematisch aufzubereiten; dies nicht zuletzt auch deshalb, um rückblickenden Glorifizierungen und Mythenbildungen – östlichen wie westlichen – entgegenzuwirken.

### Bildnachweis

Abb. 1–16, 20–24, 26–28, 30–43: Archiv Frank Möller / Abb. 17–19 Friedemann Schwarz / Abb. 25: Prospekt des BUND 2003 / Abb. 29: Prospekt zur Skulptur Baumkreuz des Unternehmens Wirtschaft und Kunst / Abb. 44: Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

### Ausgewählte Literatur

Für diejenigen, die in das Thema Grenzgeschichte/Grenzerinnerung einsteigen möchten einige Literaturempfehlungen:

Grundlegendes und mit Bildmaterial reich ausgestattetes Standardwerk aus kunsthistorischer Perspektive ist:

*Ullrich, Maren*: Geteilte Ansichten. Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze. – Berlin 2006. Aufbau Verlag.

Als ergänzendes Nachschlagewerk mit Kurzbeschreibungen, Adressen, Öffnungszeiten kann zurückgegriffen werden auf:

*Kaminsky, Anne [Hrsg.]*: Orte des Erinnerns. Gedenkzeichen, Gedenkstätten und Museen zur Diktatur in SBZ und DDR. – 2. überarb. Aufl., Berlin 2007. Ch. Links Verlag.

Kurze und präzise Angaben zur Entwicklung der Sperranlagen entlang der innerdeutschen Grenze, verknüpft mit den politischen Rahmenbedingungen, unter denen sie entstanden, findet man bei:

*Lebegern, Robert*: Zur Geschichte der Sperranlagen an der innerdeutschen Grenze 1945–1990. – 2. unveränd. Aufl., Erfurt 2004. Bestellbar über die Landeszentrale für politische Bildung Thüringen: [www.thueringen.de/de/lzt](http://www.thueringen.de/de/lzt).

Eine detailreiche Fallstudie, die auf umfassender Quellengrundlage (Akten, Zeitzeugeninterviews mit Opfern und Tätern) aufbaut, und in deren Mittelpunkt die Geschehnisse am thüringischen Grenzort Probstzella stehen, liefert:

*Grafe, Roman*: Die Grenze durch Deutschland. Eine Chronik von 1945 bis 1990. – Berlin 2002. Siedler Verlag.

Wesentliche Hintergrundinformationen zur Geschichte des Kalten Krieges auf aktuellem Forschungsstand findet man bei:

*Stöver, Bernd*: Der Kalte Krieg. Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947–1991. – München 2007. C.H. Beck Verlag.

---

Wer Lust auf eine längere Wanderung entlang des Grenzstreifens hat, kann sich mit *Landolf Scherzers* anekdotenreichen Aufzeichnungen von dessen Wanderung zwischen Gräfenthal und Vacha einstimmen:

*Scherzer, Landolf*: Der Grenzgänger. – Berlin 2007. Aufbau Verlag als Tb.

Einen detailgenauen und verlässlichen Radführer entlang der innerdeutschen Grenze mit zahlreichen Hinweisen auf Relikte der Grenzerinnerung, auf Museen etc. hat der Europa-Abgeordnete der Grünen, *Michael Cramer*, verfasst. Er ist Teil einer dreibändigen Ausgabe des »Europa-Radweg Eiserner Vorhang«, die die gesamte Grenzstrecke umfasst, an der Ost und West einst aufeinander prallten, also von der Barentssee im Norden bis zum Schwarzen Meer im Süden.

*Cramer, Michael*: Europa-Radweg Eiserner Vorhang, Teil 2: Am »Grünen Band« von Usedom über den deutsch-deutschen Radweg zur tschechischen Grenze (Bikeline Radtourenbuch). – Rodingersdorf / Österreich 2010. Verlag Esterbauer.



## Anschriften der Autoren, Herausgeber und Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises

### Anschriften der Autoren

*Dr. Armand Baeriswyl:* Archäologischer Dienst des Kantons Bern. Stadt-, Kirchen- und Burgenarchäologie – Brunnenstrasse 66, CH-3018 Bümpliz (Postfach 5233), CH-3001 Bern, Email: armand.baeriswyl@erz.be.ch

*Drs. Peter Burggraaff:* Büro für historische Stadt- und Landschaftsforschung – c/o Institut für Integrierte Naturwissenschaften der Universität Koblenz, Geographie – Universitätsstraße 1, D-56070 Koblenz; Am Mühlberg 6, D-53539 Kelberg-Zermüllen, Email: burggra@uni-koblenz.de.

*Prof. Dr. Hans-Rudolf Egli:* Geographisches Institut der Universität Bern – Hallerstraße 12, CH-3012 Bern; Feld 34, CH-3045 Meikirch, Email: egli@giub.unibe.ch

*Dr. Roland Flückiger-Seiler:* Wyderrain 3, CH-3012 Bern, Email: roland.flueckiger@gmx.ch

*Dr. Albert Hafner:* Archäologischer Dienst des Kantons Bern, Bereich Unterwasser- und Feuchtbodenarchäologie – Seestraße 6, CH-2572 Sutz-Lattrigen, Email: albert.hafner@erz.be.ch

*Lic. phil. Christian Harb:* Archäologischer Dienst des Kantons Bern, Bereich Unterwasser- und Feuchtbodenarchäologie – Seestraße 6, CH-2572 Sutz-Lattrigen, Email: christian.harb@erz.be.ch

*Dr. Matthias Hardt:* Arbeitsgruppe Germania Slavica. Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. – Speck's Hof / Hansa Haus, Grimmaische Straße, D-04109 Leipzig; Thomasiusstraße 13, D-04109 Leipzig, Email: hardt@rz.uni-leipzig.de

*Dr. Orsolya Heinrich-Tamáska:* Arbeitsgruppe Germania Slavica. Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. – Speck's Hof / Hansa Haus, Grimmaische Straße, D-04109 Leipzig; Steinbeckerstraße 104 B, D-21244 Buchholz, Email: heintama@rz.uni-leipzig.de

*Dr. Sylvia Hipp:* Hardenbergstraße 2, D-04275 Leipzig, Email: ship@gmx.de

*Marie Kubota M.A.:* Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn; Clemens-August-Straße 76, App. 90, D-53115 Bonn, Email: marieno@uni-bonn.de

*Prof. Dr. Thomas Meier:* Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg – Marstallhof 4, D-69117 Heidelberg; Mozartring 16, D-Reichertshausen, Email: thomas.meier@zaw.uni-heidelberg.de

*Frank Möller:* Gesellschaft für interdisziplinäre Praxis e.V. (GIP) – Breibergstraße 2, D-50939 Köln, Email: gip.moeller@netcologne.de

*Dr. Heidemarie Hüster Plogmann:* Institut für prähistorische und naturwissenschaftliche Archäologie (IPNA) – Spalenring 145, CH-4055 Basel, Email: heide.huester-plogmann@unibas.ch

*Dr. Hans-Ulrich Schiedt:* ViaStoria Büro Zürich – Tellstraße 31, CH-8004 Zürich, Email: hans-ulrich.schiedt@viastoria.ch

*Dipl.-Geogr. Christoph Schuppert:* Ruppurrer Straße 42, D-76137 Karlsruhe,  
Email: cjschuppert@gmx.net

*Dr. Rolf Peter Tanner:* Pädagogische Hochschule Bern, Institut Sekundarstufe I, Geographie – Fabrikstraße 2E, CH-3012 Bern, Email: rolf.tanner@phbern.ch

*Prof. Dr. Toshihiro Yoshida:* Department of History, Faculty of Letters, Kokugakuin University – 4-10-28, Higashi, Shibuya-ku, Tokio, Japan, Email: ton@kokugakuin.ac.jp

### Anschriften der Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises

*Dr. Rudolf Bergmann:* Westfälisches Museum für Archäologie – Landesmuseum und Amt für Bodendenkmalpflege, Mittelalter und Neuzeitarchäologie – An den Speichern 7, D-48157 Münster; Pastor-Hoffmann-Straße 4, D-48301 Nottuln,  
Email: rudolf.bergmann@lwl.org

*Prof. Dr. Vera Denzer:* Institut für Geographie der Universität Leipzig – Johannisallee 19a, D-04103 Leipzig; Herloßsohnstraße 13, D-04155 Leipzig, Email: denzer@rz.uni-leipzig.de

*Prof. Dr. Andreas Dix:* Geographisches Institut der Universität Bamberg, Historische Geographie – Am Kranen 12, D-96049 Bamberg; Maria-Ward-Straße 46, D-96047 Bamberg, Email: andreas.dix@uni-bamberg.de

*Prof. Dr. Hans-Rudolf Egli:* Geographisches Institut der Universität Bern – Hallerstraße 12, CH-3012 Bern; Feld 34, CH-3045 Meikirch, Email: egli@giub.unibe.ch

*Dr. Matthias Hardt:* Arbeitsgruppe Germania Slavica. Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e. V. – Luppenstraße 1B, D-04177 Leipzig; Thomasiusstraße 13, D-04109 Leipzig, Email: hardt@rz.uni-leipzig.de

*Dr. Klaus-Dieter Kleefeld:* Büro für historische Stadt- und Landschaftsforschung – Rathausstraße 13, D-51143 Köln; Rathausstraße 13, D-51143 Köln,  
Email: klaus.kleefeld@t-online.de

*Prof. Dr. Thomas Meier:* Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg – Marstallhof 4, D-69117 Heidelberg; Mozartring 16, D-Reichertshausen, Email: thomas.meier@zaw.uni-heidelberg.de

*Dr. Johannes Renes:* Departement Sociale Geografie en Planologie der Universität Utrecht – Heidelberglaan 2, NL-3584 CS Utrecht, Email: j.renes@geo.uu.nl

*Dr. Peter Rückert:* Hauptstaatsarchiv Stuttgart – Konrad-Adenauer-Straße 4, D-70173 Stuttgart; Zwingerstraße 2, D-74321 Bietigheim-Bissingen,  
Email: peter.rueckert@la-bw.de

*Prof. Dr. Winfried Schenk:* Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn; Unterer Neubergweg 17, D-97074 Würzburg, Email: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de

## CONTENTS

### Lakes as settlement, economic and traffic zones

*Matthias Hardt*

- Lakes and cultural landscape development in Central Europe.  
From the wet lands settlements of Neolithic times to the modern  
landscapes after the open cast mining. An introduction . . . . . 7

*Egli, Hans-Rudolf*

- Reading of tracks in the land of the three lakes –  
1000 years of landscape history . . . . . 31  
With 11 figures

*Albert Hafner and Christian Harb*

- Information about the UNESCO world heritage candidacy  
“pile dwelling in lakes and fens around the Alps” . . . . . 55  
With 3 figures

*Orsolya Heinrich-Tamáska and Sylvia Hipp*

- Natural scientific and archaeological research on Lake Balaton  
(Plattensee, Pelso). Status and perspectives . . . . . 67  
With 6 figures

*Heidemarie Hüster Plogmann*

- All small fishes ...!? The role of fish in the economy, alimentation  
and culture of the last 2000 years . . . . . 93  
With 8 figures

*Thomas Meier*

- The abbey in the lake. Considerations about a medieval type of site 113  
With 6 figures

*Hans-Ulrich Schiedt*

- Lakes as traffic areas in the period between the 18<sup>th</sup> and  
20<sup>th</sup> century. . . . . 115  
With 6 figures and 7 tables

*Armand Baeriswyl*

- Biel – a town on the lake? Some considerations about the  
relation between town and lake in the middle ages . . . . . 185  
With 7 figures

*Rolf Tanner*

- Dynamic of water and corrections of water in the Swiss  
lake landscapes since the 18<sup>th</sup> century . . . . . 199  
With 19 figures

*Roland Flückiger-Seiler*

- Water as magnet for the touristic development in the 19<sup>th</sup> century . . . 213  
 With 31 figures

## Report

*Hans-Rudolf Egli*

- Lakes as settlement, economic and traffic zones.  
 Report on the 35<sup>th</sup> conference of the »Arbeitskreises für historische  
 Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa (ARKUM)«  
 from 10<sup>th</sup> to 13<sup>th</sup> of September 2008 in Biel (Switzerland) . . . . . 245

## Contributions

*Toshihiro Yoshida and Marie Kubota*

- Cultural landscape management and geography – ways to  
 a consciously handling with the cultural landscape in Japan . . . . . 251  
 With 2 figures

*Christof Schuppert*

- GIS-based historic-geographical research in the environment of  
 selected early Celtic princely sites in the Southwest of Germany.  
 Research project within the framework of the DFG-program of  
 emphasise “Early centralisation and urbanisation processes –  
 About the genesis and development of early Celtic princely sites  
 and their territorial surroundings” . . . . . 261  
 With 5 figures

*Frank Möller*

- History and memory. About protection and preservation of  
 the culture of memory along the interior German border. . . . . 275  
 With 44 figures

- Addresses of authors and board members  
 of the working group . . . . . 323

- Contents . . . . . 325

Schwerpunktthemen der bisher erschienenen Bände der Zeitschrift  
Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie

Schwerpunktthemen der Siedlungsforschung

Band 1, 1983, S. 15–166

STADTRANDPHÄNOMENE

Mit Beiträgen von: Busso von der Dollen; Burkhard Hofmeister; Winfried Schich;  
Felix Escher; Wolfgang Hofmann; Eberhard Bohm; Franz Irsigler; Henriette  
Meynen.

Band 2, 1984, S. 7–185

MITTELALTERLICHE UND FRÜHNEUZEITLICHE SIEDLUNGSENTWICKLUNG  
IN MOOR- UND MARSCHENGEBIETEN

Mit Beiträgen von: Michael Müller-Wille; Hans-Jürgen Nitz; Hendrik van der  
Linden; Guus J. Borger; Ekkehard Wassermann; Klaus Brandt; Rosemarie Krä-  
mer; Dietrich Hoffmann, Hans Joachim Kühn und Bodo Higelke.

Band 3, 1985, S. 7–85

METHODISCHE UND KONZEPTIONELLE WEITERENTWICKLUNGEN IN DER  
HISTORISCH-GEOGRAPHISCHEN SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSFORSCHUNG

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn; Dietrich Denecke; Helmut Hildebrandt und Neek  
Maqsud; Hans-Jürgen Nitz.

Band 4, 1986, S. 9–184

VERKEHRSWEGE UND IHRE BEDEUTUNG FÜR DIE KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Karlheinz Willroth; Birgitta Hardh; Svend Gissel; Franz  
Irsigler; Karel A.H.W. Leenders; Ulrich Troitzsch; Frank Norbert Nagel; Gerhard  
Oberbeck.

Band 5, 1987, S. 9–204

STÄDTISCHES WOHNEN

Mit Beiträgen von: Wilfried Krings; Günter P. Fehring; Miroslav Richter und  
Zdenek Smetánka; Pavel J. Michna und Vladimír Nekuda; Herbert Knittler;  
Jürgen Ellermeyer; Josef Ehmer; Renate Banik-Schweitzer.

Band 6, 1988, S. 9–214

FRÜHE UMWELTEN

Mit Beiträgen von: Helmut Jäger; Walter Janssen; Jens Lüning und Arie J. Kalis;  
Karl-Ernst Behre; Helmut Bender; Ulf Dirlmeier; Christian Pfister; Jürgen Hagel;  
Engelbert Schramm; Achim Rost; Reinhard Mook und Helge Salvesen; Günter  
Bayerl; Hubert Mücke.

Band 7, 1989, S. 9–216

SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG AM UNTERLAUF GROSSER STRÖME AM BEISPIEL DES RHEIN-MAAS-DELTAS

Mit Beiträgen von: Guus J. Borger; J.H.F. Bloemers; W.J.H. Willems; H. A. Heidinga; Peter Henderikx; Herbert Sarfatij; Adriaan Verhulst; Jan Bieleman; J.D.H. Harten; Jelier A. J. Vervloet; Johannes Renes und Gerard P. van der Ven.

Band 8, 1990, S. 9–206

SIEDLUNGSPROZESSE AN DER HÖHENGRENZE DER ÖKUMENE. AM BEISPIEL DER ALPEN

Mit Beiträgen von: Klaus Aerni; Hans-Rudolf Egli; René Wyss; Jürg Rageth; Paul Gleirscher; Werner Kreisel; Werner Meyer; Werner Bätzing; Hans Becker; Susanne Pacher.

Band 9, 1991, S. 9–227

DER EINFLUSS POLITISCHER GRENZEN AUF DIE SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler; Hermann Parzinger; Helmut Bender; Vladimír Nekuda; Armin Ratusny; Hans-Jürgen Nitz; Winfried Schich; Ludwig Schober; Johann-Bernhard Haversath; Klaus Fehn.

Band 10, 1992, S. 9–210

DIE BESIEDLUNG DER HÖHEREN MITTELGEBIRGE

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke; Wolf-Dieter Sick; Uwe Kühl; Jörg Stadelbauer; Rainer Graafen; Heiko Steuer; Eike Gringmuth-Dallmer; Gerhard Billig und Volkmar Geupel; Wolfgang Schwabenicky.

Band 11, 1993, S. 9–291

ENTSTEHUNG UND ENTWICKLUNG KLEINERER STÄDTE

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn; Hans Losert; Hans-Georg Stephan; Gabriele Isenberg; Miroslav Richter und Tomáš Velímský; Lieselott Enders; Michel Pauly; Ronald Flückiger-Seiler; Ernst Pleßl; Martina Stercken; Gerhard Henkel; Alois Mayr.

Band 12, 1994, S. 9–233

WÜSTUNGSPROZESSE – WÜSTUNGSPERIODEN – WÜSTUNGSRÄUME

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke; Rudolf Bergmann; Manfred Balzer; Günter Mangelsdorf; Vladimír Nekuda; Rostislav Nekuda; Ervín Černý; Alojz Habovštiak; Hans Krawarik; Peter Rückert; Peter Čede; Johannes Renes.

Band 13, 1995, S. 9–249

BRÜCHE IN DER KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Hans-Jürgen Nitz; Georg Kossack; Walter Janssen; Karlheinz Blaschke; Felix Escher; Frank Hering; Dieter Scholz; Heinz Günter Steinberg;

Thomas Wölker; Luise Grundmann; Heinz Schürmann; Horst Förster; Jörg Stadelbauer.

Band 14, 1996, S. 7–313

KULTURLANDSCHAFTSMUSTER UND SIEDLUNGSSYSTEME

Mit Beiträgen von: Eike Gringmuth-Dallmer; Günter Löffler; Harm Tjalling Waterbolck; Theo Spek; Wim A. Ligtendag; Johannes A. Mol und Paul Noomen; Johannes Ey; Dirk Meier; Hans-Rudolf Egli; Carl-Hans Hauptmeyer.

Band 15, 1997, S. 9–220

MARITIME KULTURLANDSCHAFTEN AM BEISPIEL DES OSTSEERAUMES

Mit Beiträgen von: Michael Müller-Wille; Christer Westerdahl; Winfried Schich; Andreas Dix; Achim Leube; Axel Priebs; Rolf Plöger; Bruno Benthien; Susanne Schumacher-Gorny; Gerd Hoffmann, Walter Dörfler, Michael Müller-Wille und Jörn Thiede.

Band 16, 1998, S. 9–362

BERGBAU- UND INDUSTRIELANDSCHAFTEN UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG VON STEINKOHLENBERGBAU UND EISEN- UND STAHLINDUSTRIE

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Wolfgang Wegener, Hans-Werner Wehling, Rolf Plöger, Johannes Biecker und Heinrich Otten, Michael Hartenstein, Horst Kranz, Jörg Wiesemann, Johannes Renes, Georg Römhild, Günther Hein, Christoph Willms.

Band 17, 1999, S. 9–318

DÖRFER IN VORINDUSTRIELLEN ALTSIEDELLANDSCHAFTEN

Mit Beiträgen von: Werner Rösener, Johann-Bernhard Haversath, Mathias Austermann, Norbert Gebauer, Udo Recker, Birgitta Vits, Ulrich Reuling, Reinhard Bauer, Jürg Tauber, Friedrich Eigler, Hans Krawarik, Armin Ratusny, Eike Gringmuth-Dallmer, Matthias Hardt, Hans-Jürgen Nitz.

Band 18, 2000, S. 9–261

ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN DER GENETISCHEN SIEDLUNGSFORSCHUNG IN MITTELEUROPA

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Winfried Schenk, Peter Rückert, Klaus-Dieter Kleefeld, Hermann Parzinger, Perdita Pohle, Dirk Meier, Karl Martin Born, Matthias Koch, Günther Moosbauer, Hansjörg Küster, Renate Gerlach, Bernward Selter, Gabriele Recker, Ulrich Stanjek, Oliver Karnau, Josef Mangold, Franz Maier, Helmut Flachenecker, Jürgen Vollbrecht, Heinrich Otten. Die Beiträge von Dietrich Denecke und Rudolf Bergmann finden sich in Band 19, 2001.

Band 19, 2001, S. 9-270

WALD UND SIEDLUNG

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Günter Moosbauer (mit einem Beitrag von Matthias Leopold und Jörg Völkel), Chrystina Häuber, Hansjörg Küster, Christoph Morissey, Peter Rückert, Bernd-Stefan Grewe, Aline Kottmann und Reinhold Schaal, Bernward Selter, Anton Schuler, Richard Pott und Holger Freund, Franz Schmithüsen, Per Grau Møller.

Band 20, 2002, S. 9-237

RELIGION UND KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Leszek Paweł Słupecki, Jerzy Strzelczyk, Izabela Skierska, Ralf Gebuhr, Winfried Schich, Rudolf Bergmann, Jerzy Piekalski, Krzysztof R. Mazurski, Peter Čede, Oliver Karnau, Zoltán Ilyés, Klaus Fehn, Dietrich Denecke.

Band 21, 2003, S. 7-215

SINGULÄRE UND PERIODISCHE GROSSVERANSTALTUNGEN IN IHRER AUSWIRKUNG  
AUF DIE HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Karl-Heinz Willroth, Hans-Wilhelm Heine, Hauke Jöns, Caspar Ehlers, Christoph Bartels, Monika Meyer-Künzel, Dieter Rödel und Franz Kümmerle, Klaus Fesche, Olaf Mußmann, Siegfried Zelnhefer.

Band 22, 2004, S. 7-202

KERNRÄUME UND PERIPHERIEN

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke, Franz Irsigler, Günter Mangelsdorf, Heiko Steuer, Christian Lübke, Hans Rudolf-Egli, Klaus Fehn, Reinhard Zölitz-Möller, Helmut Klüter, Reinhold E. Lob

Band 23, 2005, S. 9-294

NATURKATASTROPHEN UND NATURRISIKEN

Mit Beiträgen von: Thomas Glade, Karl-Ernst Behre, Guus J. Borger, Elke Freifrau von Boeselager, Manfred Jakobowski-Tiesen, Eike Gringmuth-Dallmer, Peter Rückert, Birgit Heuser-Hildebrandt, Martin Gudd, Christian Rohr, Lukas Clemens, Mathias Deutsch und Karl-Tilman Rost, Christian Stolz, Thomas Meier, Klaus Fehn

Band 24, 2006, S. 9-312

HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFTSFORSCHUNG IM SPANNUNGSFELD VON ÄLTEREN  
ANSÄTZEN UND AKTUELLEN FRAGESTELLUNGEN UND METHODEN

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Klaus Fehn, Ute Wardenga, Sebastian Brather, Eike Gringmuth-Dallmer, Fred Ruchhöft, Rainer Schreg, Udo Recker, Rudolf Bergmann, Theo Spek, Johannes Renes und C.A. Kolen, Peter Rückert, Axel Posluschny

Band 25, 2007, S. 9–312

FLÜSSE UND FLUSSTÄLER ALS WIRTSCHAFTS- UND KOMMUNIKATIONSWEGE

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler, Stephan Freund, Eike Gringmuth-Dallmer, Vladimír Salač, Thomas Fischer, Matthias Hardt, Peter Ettl, Roman Grabolle, Petra Weigel, Christian Zschieschang, Hans Friedrich Kniehase, Horst-Günter Wagner, Volker Kaminske, Klaus-Dieter Kleefeld, Johannes Ey, Jette Anders, Pierre Fütterer, Max Linke, Stefan Baumeier und Thomas Küntzel.

Band 26, 2008, S. 7–286

STÄDTISCHE SIEDLUNGEN UND IHR UMLAND

Mit Beiträgen von: Susanne Siewers, Donat Wehner, Pim Kooij, Thomas Küntzel, Franz Irsigler, Ragnhild Berge, Renger E. de Bruin, Rolf Peter Tanner, Peter Burggraaff und Klaus-Dieter Kleefeld, Peter Rückert, Annika Björklund, Klaus Fehn, Raf Verbruggen, Michael Kriest, Orsolya Heinrich-Tamaska, Rainer Schreg.

Band 27, 2009, S. 7–244

SEEN ALS SIEDLUNGS-, WIRTSCHAFTS- UND VERKEHRSRÄUME

Mit Beiträgen von: Matthias Hardt, Hans-Rudolf Egli, Albert Hafner und Christian Harb, Orsolya Heinrich Tamáska, Heidemarie Hüster Plogmann, Thomas Meier, Hans-Ulrich Schiedt, Armand Baeriswyl, Rolf Tanner, Roland Flückiger-Seiler.

Die bisher erschienenen Bände der Zeitschrift Siedlungsforschung sind zu beziehen bei: Selbstverlag Arkum e.V., Meckenheimer Allee 166, 53115 Bonn, % Geographisches Institut / Historische Geographie. Tel. 02 28 – 73 58 71 und 73 76 52, Fax 02 28 – 73 76 50